# ZEITSCHRIFT
FÜR
# PSYCHOTHERAPIE
UND MEDIZINISCHE
# PSYCHOLOGIE
MIT EINSCHLUSS
DES HYPNOTISMUS, DER SUGGESTION
UND DER PSYCHOANALYSE

HERAUSGEGEBEN
von

DR. ALBERT MOLL
BERLIN

**VIII. BAND, 3./4. HEFT**



VERLAG VON FERDINAND ENKE, STUTTGART
1922

Ausgegeben am 4. November 1922

# Inhalt.



## Sitzungsberichte.



## Buchbesprechungen.



## Verschiedenes.



Adresse der Redaktion: **Dr. Albert Moll, Berlin W. 15,** Kurfürstendamm 45

# Ueber hysterische und andere psychogene Erscheinungen; ihr Wesen und ihre soziale Bedeutung.

Von Dr. med. **Max Levy-Suhl** (Berlin-Wilmersdorf[1]).

Erscheinungen hysterischer Art hat es zweifellos schon in den frühesten Zeiten menschlichen Kulturlebens gegeben, wenn ihnen auch auf Grund der jeweilig herrschenden wissenschaftlichen und religiösen Anschauungen ein ganz anderer Sinn beigelegt wurde als heute. Ich erinnere nur an die kirchlichen Beschwörungen und Austreibungen von bösen Geistern, die man bis ins späte Mittelalter bei den von hysterischen Krämpfen Befallenen vornahm und an die verhängnisvolle Deutung, die man zur Zeit der Hexenprozesse der Schmerzunempfindlichkeit gab, wie sie öfters Hysterische — heut wie damals — an bestimmten Hautgebieten oder auch am ganzen Körper aufweisen, nämlich die Deutung als Hexenmale und damit als Beweis todeswürdiger Sündhaftigkeit.

In der Gegenwart ist das Gebiet der Hysterie wohl allgemein als Domäne der medizinischen Wissenschaft anerkannt und die Behandlung der Hysterischen, sofern sie erforderlich wird, dem Arzte überlassen. Er muss sich in der Tat, schon um sich nicht der Gefahr diagnostischer Irrtümer auszusetzen, ausreichende Kenntnis und Verständnis für die hysterischen Krankheitszustände erwerben.

Wenn hier gleichwohl dieses Gebiet vor einem vorwiegend psychologisch orientierten Kreise erörtert werden soll, so war es folgende Erwägung, die mich dazu zu berechtigen schien: Wie die Psychopathologie unverkennbar auf die gesamte moderne Psychologie befruchtend eingewirkt hat, so liegen auch auf dem speziellen Gebiet der hysterischen Krankheitserscheinungen reiche Erkenntnisquellen für das Verständnis des menschlichen Seelenlebens, und es musste daher nicht ohne Wert sein, wenn die bedeutsamen Fortschritte, wie sie die letzten Jahrzehnte gerade hierin gebracht haben, zugleich mit dem reichen Erfahrungsmaterial, das uns die Kriegsbeobachtungen lieferten, nach der psychologischen und sozialen Seite hin zusammenfassend betrachtet würden.

## Was versteht man unter **hysterisch** und unter **Hysterie**?

Noch im Jahre 1905 leitete Oppenheim[2]) sein Kapitel Hysterie mit folgenden Worten ein: „Die Hysterie ist eine Krankheit, deren Wesen

---

[1]) Vortrag vom 22. Jan. 1920 in der Psychol. Gesellsch. Berlin.

[2]) Oppenheim, H., Lehrbuch der Nervenkrankheiten, 4. Aufl.

trotz ihrer grossen Verbreitung bis in die jüngste Zeit in Dunkel gehüllt liegt, die den Irrtum in der Auffassung und Beurteilung der einzelnen Erscheinungen wie des Ganzen, stets den weitesten Spielraum geboten hat." Und noch resignierter spricht Binswanger in seinem grossen Werk der Hysterie vom Jahre 1904:

Die „Hysterie ist 'das Schmerzenskind der Nervenpathologie, weil alle Bemühungen, welche seit Jahrhunderten auf die Erkennung und begriffliche Würdigung der hierher gehörigen Krankheitserscheinungen verwandt worden sind, zu keiner auch nur einigermassen befriedigenden Lösung geführt haben" (S. 1).

Auch heute ist der Begriff Hysterie noch umstritten [1]) und vielfach zweifelt man, ob überhaupt hier von einer einheitlichen Krankheit gesprochen werden kann und nicht vielmehr lediglich von hysterischen Reaktionen und Einzelerscheinungen [2]). Wenn ich daher auf eine Definition des Begriffs Hysterie von vornherein verzichte, so ist es doch vielleicht zweckmässig, einige Worte vorauszuschicken über die allgemein übliche Auffassung, die man von Hysterie und hysterisch hat.

Mit der Bezeichnung hysterisch, im Volke besonders beliebt in der Verbindung „hysterisches Frauenzimmer", wird in erster Linie eine charakterologische Beurteilung verknüpft, und auch in der ärztlichen Wissenschaft hat man den Begriff des hysterischen Charakters und der hysterischen Persönlichkeit aufzustellen, sich veranlasst gesehen. Man will damit eine gewisse Exaltiertheit und Launenhaftigkeit, eine Sonderbarkeit der Gefühlsäusserungen, insbesondere auch auf erotischem Gebiet, Heftigkeit und Disharmonie der Affekte kennzeichnen, die zwischen glühender Liebe und Freundschaft, Hingebung bis zur Aufopferung einerseits, Kälte, Hass, Eifersucht, Nachträglichkeit und Rachsucht andererseits, zwischen Liebenswürdigkeit und madonnenhafter Zartheit und rücksichtsloser Härte bis zur Grausamkeit schwanken kann, eine gewisse theatralische Art des Benehmens, die sich auch im zur-Schau-tragen der vielfachen wechselnden Leiden und Schmerzen kundgibt und den Boden darstellt, auf dem krankhafte Simulation, Lüge, hochstaplerische Schwindelei sich entwickeln können. Hierzu kommt oft noch ein häufiges, scheinbar unvermitteltes Versagen der eigenen Kraft und umso bereiteres Appellieren an die Hilfe anderer, eine Beanspruchung von Mitleid und Rücksichtnahme, das bis zu ausgesprochen egoistischem Verhalten einerseits, zur Märtyrerrolle andererseits führen kann. All diese Erscheinungen werden nun gewöhnlich nicht als Merkmale eines Leidens aufgefasst, sondern als mehr oder weniger zweckbewusstes Gebaren, als

---

[1]) Eine Aufzählung der Ansichten gibt Skliar in Zeitschr. f. d. ges. Neurologie 1912, Bd. 10, S. 325 ff.

[2]) Besonders A. Steyerthal kämpft hierfür. Vgl. insbesondere seine Schrift: Was ist Hysterie? C. Marhold, Halle 1908.

dessen letzte Quelle Unbefriedigung oder Unstimmigkeiten in der Geschlechtssphäre mit Vorliebe zugrunde gelegt werden; etwa im Sinne Goethes:

„Es ist ihr ewig Weh und Ach, so mannigfach, von einem Punkt aus zu kurieren."

In der Tat ist seit Hippokrates durch zwei Jahrtausende mit geringen Ausnahmen, die Hysterie als ausschliesslich weibliche Krankheit angesehen worden und die Erscheinungen der Hysterie, die ja bekanntlich ihren Namen von ὑστέρα, d. h. Gebärmutter hat, immer wieder mit Störungen der weiblichen Geschlechtsorgane in Zusammenhang gebracht worden. Erst seit Mitte des 19. Jahrhunderts [1]) hat sich auch dem männlichen Geschlecht allmählich das heute unbestrittene Recht zuerkannt, im gleichen Sinne und genau so hysterisch sein zu können wie ein weibliches Wesen. Dass auch die moderne Freudsche Theorie eine sexualgenetische Erklärung der hysterischen Erscheinungen darstellt, wenn auch eine überaus verfeinerte und für beide Geschlechter geltende, daran sei hier nur kurz erinnert.

Was auch immer an der Charakteristik der hysterischen Persönlichkeit und an den Sexualtheorien der Hysterie richtig ist, und wenn auch die hysterischen Erscheinungen durch ihre eigenartigen Beziehungen zum Gefühls- und Willensleben, zur Schauspielerei und Uebertreibung der Leiden, ein ganz besonderes ärztliches Verhalten erfordern, so müssen sie doch vom Standpunkt des Arztes aus als Krankheitsäusserungen bewertet werden, und auch für die psychologisch-wissenschaftliche Betrachtung, die wir vorhaben, gilt es, frei von gefühlsmässiger oder moralischer Voreingenommenheit an sie heranzutreten.

Das Wesentliche aller hysterischen Erscheinungen, mag es sich um hysterische Lähmungen, Zuckungen, Krämpfe, um hysterische Taubheit, Stummheit, um hysterisches Erbrechen, Husten, Blasenstörungen handeln, um hysterische Schmerzen oder Unempfindlichkeit der Körperstellen und schliesslich auch um hysterische Sinnestäuschungen und andere geistige Störungen, für sie alle gilt seit Möbius unumstritten, dass stets seelische Vorgänge bei ihrer Entstehung im Spiele sind. Freilich kommt dies Merkmal nicht ausschliesslich den hysterischen Erscheinungen zu, sondern es gibt auch zahlreiche seelisch bedingte (psychogene) Aeusserungen des menschlichen Organismus, die jeder Gesunde zeigen kann, wie z. B. die Erscheinung der Gänsehaut beim Gruseln, das Versagen der Stimme bei Erregung, Durchfälle aus Angst usw.

Mit diesem allgemeinen Begriff des Psychogenen müssen wir uns erst vertraut machen, wobei es von vornherein unwahrscheinlich ist, dass eine scharfe Abgrenzung solcher normalen Reaktionen von den ab-

[1]) Jedoch hat schon 1681 Sydenham die männliche Hypochondrie mit der weiblichen Hysterie als gleich „vix ovum ovo similius" erkannt, nach Steyerthal l. c.

normen psychogenen möglich ist (natura non facit saltus), und Möbius meinte daher, ein jeder Mensch sei in gewissem Grade hysterisch. Erst im letzten Abschnitt unserer Darlegungen kann versucht werden, bestimmte krankhafte psychogene Erscheinungen und Zustände durch ein besonderes Merkmal herauszuheben und ihnen allein die Kennzeichnung als hysterische s. str. künftig vorzubehalten.

Ich möchte zunächst das Charakteristische des seelisch Bedingten durch einige Gegenüberstellungen noch einmal klar vor Augen führen.

Eine Uebelkeit, ein Erbrechen, das sich infolge des Genusses verdorbener Speisen einstellt, ist körperlich bedingt, eine Uebelkeit, die sich durch die blosse Rückerinnerung an die früher einmal mit Widerwillen hinabgewürgten, längst verdauten Speisen einstellt, ist seelisch bedingt.

Wenn jemand infolge Blutgefässlähmung durch starken Alkoholgenuss oder durch ein anderes Gift, etwa Amylnitrit, ein gerötetes Gesicht bekommt, so ist dies körperlich, physiologisch bedingt; seelisch, wenn lediglich infolge der ängstlichen Erwartung, er werde erröten, (wie wir es bei der sog. Errötungsfurcht sehen), eine Blutwallung nach dem Gesicht erfolgt.

Wenn durch einen Bluterguss im Gehirn beim Schlaganfall die Bewegungsnerven einer Seite geschädigt werden, tritt eine einseitige Lähmung ein. Sie ist körperlich oder organisch bedingt. Wenn, wie in dem berühmten Beispiel von Janet eine Person bei der Einfahrt in einen Tunnel, dessen Wand dicht zu ihrer Linken auftaucht, aus blosser Angst, sie könne gequetscht werden, einige Zeit später tatsächlich eine linksseitige Lähmung aufweist, so haben wir einen seelisch bedingten oder psychogenen Zustand vor uns.

So vertraut dem Fachmann derartige psychogenen Zustände sind, so bleibt es doch etwas Wunderbares, naturwissenschaftlich allein durchaus nicht Verständliches, wie ein flüchtiger seelischer Vorgang, eine Augenblicksidee, eine Rückerinnerung oder ängstliche Erwartung dieselben oft recht schweren leiblichen Veränderungen zuwege bringt, wie es sonst nur durch nachweisliche körperliche Ursachen auf dem ununterbrochenen Weg materieller Zwischenglieder, also mechanisch-anatomisch bewirkt wird.

Wollen wir nach diesen Vorbereitungen zu einem tieferen Verständnis der, wie wir schon sahen, mannigfaltigen psychogenen Erscheinungen gelangen, so müssen wir zunächst eine Gruppierung unter ihnen versuchen. Als Einteilungsprinzip bietet sich uns hierbei die Verschiedenartigkeit der seelischen Quelle aus denen sie entstehen. Ich habe an anderer Stelle[1]) bereits, im Anschluss an die letzthin von Plato

[1]) Deutsche Med. Wochenschr. 1919, Nr. 5.

stammende bekannte Dreiteilung des seelischen Erlebens in Vorstellung, Gefühl, Wille, die folgenden drei psychogenen Quellen oder der Wurzeln der Einteilung zugrunde gelegt, wenn sie auch vielleicht niemals im Fluss der wirklichen seelischen Abläufe ganz isoliert voneinander wirksam sind und nur Kombinationen aller drei Richtungen und Uebergänge bestehen.

Es sind 1. die noogene Wurzel (von ϑοῦς, der Verstand), d. h. die Entstehung durch Gedanken, Vorstellungen, Erinnerungen;

2. die thymogene Wurzel (von ϑυμός, Gemüt), d. h. die Entstehung aus Gefühlszuständen heraus durch Gemütsbewegungen, Affekte;

3. die epithymogene Wurzel (von ἐπιϑυμία, Begierde), d. h. die Entstehung aus Begehrungsvorgängen, Wünschen, Willensstrebungen.

## I. Die noogenen, durch Vorstellung bedingten psychogenen Zustände.

Es ist eine bekannte Beobachtung, dass bei vielen Menschen die Schilderung, d. h. die Weckung der Vorstellung von krabbelndem Ungeziefer, von Läusen, Flöhen usw. genügt, um bei ihnen Juckempfindungen in aller Wirklichkeit auftreten zu lassen, sie im wahren Sinn des Worts zu vergegenwärtigen. Analog wird von Flaubert berichtet, dass er schwere Darmstörungen und Erbrechen durchmachte in der Zeit, als er diese Symptome der Arsenikvergiftung bei seiner Romanheldin, Frau Bovary, sich mit aller Genauigkeit innerlich vorstellte und niederschrieb. „Mich juckts schon, mir wird schon schlecht, wenn ich davon höre,“ ist eine Redeweise, die diesen seelischen Vorgang durchaus richtig wiedergibt.

Wieviel die intensive Vorstellung, das Sichhineinversetzen in einen fremden Seelenzustand vermag, zeigt ein Beispiel der Wiener Aerzte Breuer und Freud.

Ein Mann wohnte der Kniegelenksoperation seines Bruders bei; in dem Moment, als das steife Bein mit einem Krach eingerenkt wurde, empfand der zusehende gesunde Bruder einen durchdringenden Schmerz im eigenen Knie und ist diesen psychogenen Schmerz ein Jahr lang nicht ganz los geworden.

Bekannt sind die Beschwerden der jungen Medizinstudierenden, die jeweils die Krankheitszeichen an sich verspüren, von denen sie gerade in der Vorlesung hören, oder Beispiele sehen.

Eine zu intensive Beobachtung der Organfunktionen, unrichtige Vorstellungsweisen über ihre Tätigkeit kann adäquate Beschwerden und vermeintliche Krankheitszustände, aber auch objektive Störungen, z. B. des Pulses herbeiführen, besonders dann, wenn, wie wir im zweiten Teil sehen werden, furchtsame Erwartung oder andere Emotionen sie begleiten. Die Ueberzeugung, diese oder jene Speise sei zu schwer gewesen oder zu

gewisser Tageszeit schwer verträglich, genügt, um unter Umständen Magen- oder Kopfschmerzen, Durchfall oder Verstopfung auf psychogenem Wege zu bewirken. Wird dieselbe Speise unwissentlich oder etwa in angeregter Unterhaltung, unbeachtet genossen, so wird sie vielleicht vorzüglich vertragen. Es ist überaus bedeutsam und besonders durch die Freudsche Lehre von der Verdrängung uns bekannt geworden, dass solche Organwirkungen im Sinne der Störung wie der Wiederherstellung auftreten können, obwohl, oder gerade weil der Betreffende den inneren Zusammenhang und psychischen Anlass völlig aus seinem Bewusstsein verloren, „verdrängt hat".

Ein eindringliches Beispiel solcher unbewussten Wirkung berichtet Murri[1]) von einem Arzt, der zu seiner eigenen Ueberraschung eines Tages bemerkte, dass er bei jeder Tunnelfahrt einen Anfall von Herzbeklemmung bekam, der ihm auch lange Zeit unerklärlich blieb. Erst spät — die Störung dauerte drei Monate — erinnerte er sich der seelischen Quelle, namentlich der Lektüre von einem in Italien Aufsehen erregenden Morde, der damals bei einer Tunnelfahrt an einem Ingenieur verübt worden war und tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte.

Eine Dame, die an harmlosem Muskelreissen leidet, hört, dass bei Rheumatismus Herzleiden entstehen könne. Ohne zu wissen wie, fühlt sie am nächsten Tag Herzstiche und Herzklopfen. Wenn der untersuchende Arzt in solchen Fällen von „Herzneurose" ein gesundes Herz feststellt, und die Ueberzeugung davon einpflanzt, so kann damit das Leiden, das eine Wirkung der irrigen Idee war ohne weiteres beseitigt sein. Diese psychische Orthopädie mittels Aufklärung über die seelische Natur des Leidens (besonders weitgehend von O. Rosenbach, Eschle und Dubois vertreten) spielt eine wichtige Rolle in der Behandlung nervöser Leiden und ihre Verbreitung in weiteste ärztliche und Laienkreise könnte manche andere Kur ersparen.

Zahlreich sind auch die durch die Vorstellung oder nennen wir es ruhig Einbildung und Suggestion entstandenen Beschwerden, z. B. nach manchen Medikamenten: Eine Dame hört von einer Freundin, dass Bromsalz schwäche, dass Aspirin das Herz angreife und von Stund an kann sie nicht die kleinste Menge davon vertragen. Umgekehrt wirken auch zahlreiche Reklamemittel lediglich durch die mit ihnen verknüpfte Heilvorstellung, wobei oft ein geschickt gewähltes Wort oder Bild oder die Berufung auf das Zeugnis von Professoren, Fürsten usw., das suggestive Vehikel bildet.

Während des Krieges haben wir tausendfach beobachten können, wie der Gedanke, durch eine Detonation das Gehör, durch giftiges Gas oder Schreck die Sprache verloren zu haben, durch Verschüttung gelähmt zu

[1]) A. Murri, Ueber die traum. Neurosen. Uebers. von Cerletti, G. Fischer, Jena 1913, S. 22.

sein, auf Monate, ja bei ungenügender Behandlung auf Jahre hinaus Taubheit, Stummheit und Lähmung wirklich herbeiführte, besonders leicht dann, wenn unzweckmässige Aeusserungen der Umgebung, der Kameraden, des Heilpersonals oder auch des ersten überraschten Arztes (Schlagworte wie Nervenschock, Gehirnerschütterung usw.) in diesem Sinne eingewirkt hatten.

So sehen wir hier überall schon, neben dem noogenen Faktor die Suggestion, den Glauben mit im Spiele, also ein Gefühlsmoment, einen thymogenen Faktor, der uns bald mehr beschäftigen wird.

Wieweit die Macht der Vorstellung reicht, wieviel formende Kraft die Ideen besitzen, wenn dieser Faktor ihnen die Wege bereitet, ist aus den hypnotischen Experimenten bekannt. In dem merkwürdigen Zustand der tiefen Hypnose vermögen wir ja dank der künstlich gesteigerten Suggestibilität der Versuchspersonen alle möglichen körperlichen und seelischen Veränderungen, seien es Lähmungen, sei es Gliederstarre, sei es Taubheit oder Blindheit, Umwandlungen der Person und Sinnestäuschungen aller Art in abenteuerlichster Weise zu erzeugen und zwar lediglich durch die entsprechende Vorstellungserweckung und durch die Behauptung, dass es so sei. Umgekehrt, wenn auf irgend einem psychogenen Wege derartige Zustände entstanden waren, vermögen wir sie in der Hypnose durch die Gegenbehauptung suggestiv zu beseitigen.

Dank dieser erhöhten Beeinflussbarkeit der menschlichen Seele in der Hypnose wurden in der Kriegszeit derartige Krankheitszustände der Soldaten in tausendfachen Beispielen beseitigt, wobei ich bemerken will, dass die Soldaten infolge ihrer Gewohnheit sich bedenkenlos unterzuordnen und dank anderer günstiger Einwirkungen auf die Stimmungslage überaus leicht hypnotisierbar waren [1]).

Bevor wir das hiermit schon gestreifte Gebiet der zweiten seelischen Wurzel, der thymogenen, betreten, will ich wenige Worte noch einer Form von seelisch bedingten Erscheinungen widmen, die auch im tierischen Zusammenleben vorkommt und die als ein primitives Vorbild und uns vielleicht das Verständnis der höheren noogenen Vorgänge erleichtert. Oft nämlich bedarf es noch nicht einmal eines klaren aktiven Vorstellens, eines Sichvergegenwärtigens der abnormen Zustände, um sie auszulösen vielmehr genügt schon der blosse Anblick, die zufällige Wahrnehmung eines solchen Zustandes bei den Mitmenschen oder Mittieren, um die völlig gleichen Erscheinungen durch die ganze Herde oder Gemeinschaft unmittelbar zu bewirken. Ich erinnere an die unwillkürliche Uebertragung des Gähnens, des Hüstelns, des Uhraufziehens, z. B. im Konzertsaal, bei gefesselter Aufmerksamkeit, und an gewisse Haltungs- und Bewegungsnachahmungen bei intensiver Unterhaltung.

[1]) Vgl. meinen Aufsatz „Vom Wesen der Hypnose". Deutsche med. Wochenschr. 1919, Nr. 49.

Wie ein erschrecktes Herdentier die ganze Gemeinschaft in sinnlose Flucht mitreissen kann, so sehen wir ferner besonders bei Kindern, wenn sie in Gemeinschaft sind, durch psychische Uebertragung Krämpfe, Zuckungen, Erbrechen, veitstanzähnliche Zustände entstehen, und ähnlich bei religiösen Sekten Exaltations- oder Verzückungszustände sich übertragen und unter Umständen zu wahren Epidemien ausbreiten. Ich erinnere nur kurz an die hysterische Zitterepidemie, die 1905 in den Meissener Schulen sich ausbreitete, und aus früheren Zeiten an die Krampf- und Besessenheitsepidemien in Klöstern, und die grossen Tanzepidemien am Ausgang des Mittelalters.

## II. Die thymogene Quelle oder die emotionell entstandenen hysterischen Erscheinungen.

Dass Gemütsbewegungen, Gefühle, Affekte auf unsere Körperorgane, insbesondere auf Herz und Blutgefässe, ausserordentlich einwirken, ist eine bekannte, tief ins Volksbewusstsein eingegangene Erfahrung, die in zahllosen Redeweisen ihren sprachlichen Niederschlag gefunden hat: Das Herz pocht vor Freude, es will zerspringen vor Schmerz, es bleibt vor Schreck stehen, es war wie ein Stich ins Herz usw., oder: blass vor Angst, bleich vor Wut, Röte der Scham und des Zorns usw. Aber auch andere Wirkungen der Emotionen auf die Organe sind in Redeweisen investiert, wie: die Sache liegt ihm im Magen, macht ihm Kopfschmerzen, es schnürt ihm die Kehle zu, vor Schreck gelähmt usw. Nicht diese allgemeinen biologischen Vorgänge [1]), die nach Art von Reflexen unter Umständen bei jedem Menschen automatisch auftreten und selbst im tierischen Organismus ihr Gegenstück haben, nicht sie habe ich hier im Auge, sondern erwähne sie nur als primitives Vorbild für die folgenden komplizierteren thymogenen Vorgänge. Sie unterscheiden sich von jenen allgemeinen biologischen, ursprünglich vielleicht teleologischen Vorgängen vor allem dadurch, dass in der Emotion ihr organischer Endeffekt inhaltlich bereits determiniert liegt, gedanklich vorausgenommen war. So führt die Angst zu stottern, das Stottern herbei; so vermag die Furcht, den Urin nicht halten zu können, impotent zu sein, schwindlig zu werden, die Verwirklichung dieser Zustände zu bringen, die Erwartung, schwanger zu sein, die ängstliche wie auch die freudig hoffende, das Ausbleiben der Periode zu bewirken und in vereinzelten Fällen sogar alle anderen Symptome echter Schwangerschaft monatelang vorzutäuschen.

Derartige Wirkungen der ängstlichen, aber auch der freudigen Erwartung in bezug auf Vorgänge im eigenen Organismus sind in der Nervenheilkunde ausserordentlich bekannt, aber auch im psychologischen Experiment unmittelbar demonstriert worden. Ein gutes Beispiel findet sich

[1]) Reflexogene nach Bonhöffer.

bei Rumpf[1]) über die Frau eines Arztes, die spasseshalber mit andern Neugierigen zum SchäferAst gegangen war, um sein nur auf der Gläubigkeit der Menschen beruhendes Können zu erproben. Er nahm nach seiner Art einige Haare der betreffenden Dame und erklärte ihr: „Sie haben es links". Am folgenden Tag hatte sie, die trotz Scherz offenbar von der Angst erfasst war, der Schäfer könne recht haben, auf der linken Seite heftige Beschwerden, fühlte sich bald schwer krank und bedurfte mehrerer Wochen, bis sie von ihrem psychogenen Leiden befreit wurde.

Moll[2]) berichtet neben anderen folgende hierher gehörende Beobachtung: Als Kaiser Friedrichs Kehlkopfkrebs in den Zeitungen viel erörtert wurde, liefen täglich neue ängstliche Leute zum Halsspezialisten, weil sie ähnliche Symptome verspürten.

Umgekehrt können Erwartung und gläubige Hoffnung auch für die Heilung äusserst wirksam sein, wie wir es bereits im ersten Teil sahen. Die Wunderheilung an der Lourdesquelle, der Glaube an ein Geheimmittel, an eine eindringliche oft von „einer alten Frau" empfohlene Kräuterkur, Zitronen-, Spargelkur gehören hierher und auch der gelegentliche Erfolg des Besprechens einer Krankheit, die Stärkung des Segens, die Wirkung einer Verwünschung und Verhexung werden aus diesem Mechanismus verständlich.

Schon in der Friedenszeit spielten die thymogen entstandenen Scheinkrankheiten eine grosse Rolle. Ein Junge erhält eine Ohrfeige, dass ihm der Schädel brummt, es kommt ihm die Angst oder andere machen ihm Angst „jetzt bist du taub" — und schon ist er taub. Eine Telephonistin erhält einen kleinen elektrischen Schlag, der ihr durch den rechten Arm geht, die Furcht steigt in ihr auf, dass er gelähmt sei, und nach kurzer Zeit stellte sich eine Lähmung ein. Bei jeder Epidemie, jedem Massenunglück, wie etwa Eisenbahnzusammenstoss, gibt es neben den wirklich Kranken und Verletzten, neben Hirnerschütterungen, Lähmungen, Schmerzzuständen aller Art eine Menge Nichtbeschädigter oder nur ganz Leichtbeschädigter, die lediglich psychogen die gleichen oder sehr ähnliche Zustände darbieten. Auch bei beruflichen Unfällen von Einzelpersonen stossen wir auf diese eigenartige Situation. Der Laie, der oft keinen Unterschied zwischen den beiden Zuständen zu sehen vermag, wendet solchen psychogen Erkrankten das gleiche Interesse oder wegen der Aufdringlichkeit ihrer Beschwerden noch mehr Mitleid als dem wirklich Verletzten zu (der Zitterer in Uniform an öffentlichen Plätzen) oder aber der Laie verfällt ins andere Extrem, dass er alles für Verstellung hält. Auch die Fachwissenschaft hat erst in jahrzehntelanger Forschung gelernt, die wirklichen organischen Unfallschäden von den

---

[1]) Rumpf, Th. Die Erhaltung der geistigen Gesundheit. Bonn 1919.
[2]) Moll, A. Der Hypnotismus. Kornfeld, Berlin, 4. Aufl., S. 386.

seelisch bedingten, „eingebildeten“ einerseits und von den im ganzen seltenen Fällen von Simulation andererseits, zu unterscheiden.

Die ungeheure sozial-ökonomische und sozial-ethische Bedeutung, die diese Unfallnervenleiden besitzen — und ihnen entsprechend in jeder Hinsicht die sogenannten Kriegsneurosen der Gegenwart — wird verständlich, wenn wir folgendes erwägen:

1. Die Tatsache, dass die Personen, welche an solchen psychogenen, eingebildeten hysterischen oder funktionellen Zuständen leiden, mehr oder weniger fest überzeugt sind, eine ebenso echte, ebenso schwere, wenn nicht schwerere Krankheit zu haben, als die wirklich organisch Verletzten.

2. Die Tatsache, dass ihnen auf Grund unserer Unfallgesetze und den Militärpersonen nach ihrer Entlassung auf Grund des Militärrentengesetzes für jede Dienstbeschädigung eine Geldrente, Kuren usw. bewilligt werden müssen. Da aber die Rente um so grösser ist, je grösser die durch den Unfall oder infolge der Dienstbeschädigung entstandene Einbusse ihrer Erwerbsfähigkeit, so haben die Betroffenen das ganz natürliche Interesse, ihre wechselnden Schmerzen und Beschwerden keinesfalls zu gering darzustellen und ihre Arbeitsfähigkeit vor dem Gutachter möglichst niedrig erscheinen zu lassen. Damit aber ist bei einem Teil, keineswegs allen Beschädigten ein sehr fruchtbarer Boden gegeben für das Aufkeimen von Begehrungsideen, von Uebertreibung bewusster und unbewusster Art, Autosuggestionen, Nachlassen der Arbeitslust. Erfolgt nun ein unbefriedigender Rentenbescheid, so entwickelt sich mit dem Gefühl, ungerecht beurteilt zu sein, oft eine verbitterte feindliche oder gar paranoische Stimmung, ein Verbohren in die Autosuggestion, schwer krank und arbeitsunfähig zu sein und gegenüber den Heilversuchen bisweilen eine Krankheitstrotzeinstellung, wobei der Rentenkampf mit seinen aufregenden Nachuntersuchungen, Kontrollen, mit den Sorgen um die Existenz usw. die Zunahme der Nervosität begünstigt. Wie überall, wird auch hier — und darin liegen die schweren Konflikte für den ärztlichen Beurteiler — derjenige leicht mehr erhalten, der mehr schreit oder, wie Prof. Rieger einmal bitter sagte: „Prämien auf das Gewinsel.“ (Vgl. 3. Teil!)

### III. Die epithymogenen Erscheinungen.

Doch wir sind mit diesen Ausführungen bereits in das Gebiet der dritten Quelle abnormer psychogener Zustände eingetreten, der durch Begehrung, Wünsche und Willensstrebungen bedingten Vorgänge. Sie sind nach neuerer Auffassung diejenigen Formen der psychogenen Zustände, die man heute als die hysterischen im eigentlichen Sinne von den andern abzugrenzen geneigt ist[1]) und deren neuzeitliche psycho-

[1]) Vgl. Bonhöffer, Zeitschr. f. Psychiatrie 68, 1911, S. 371.

logische Untersuchung uns wichtige Einblicke in die Schleichwege und Schlupfwinkel verschafft hat, auf denen der Selbsterhaltungstrieb und egoistische Instinkte im Unbewussten und Halbbewussten der Seele ihre Ziele verfolgen. Wenn ich hier auch nur unvollständig dieses Gebiet darzustellen vermag, so ist es doch der praktisch wichtigste Teil der mir heute gestellten Aufgaben.

Zunächst muss ich dabei zeigen, dass das innerliche Herbeiwünschen und Streben nach einem Krankheitszustand, etwa der Wunsch gelähmt zu sein, taub oder geisteskrank zu werden, tatsächlich unter Umständen diesen Zustand herbeizuführen vermag, ganz ähnlich, wie wir es von der Angst zu Stottern oder zu Erröten sahen.

Zweitens habe ich darzulegen, dass solches für das natürliche Empfinden geradezu perverse Streben nach körperlichem oder geistigem Kranksein oder, wenn ein solcher abnormer Zustand vorliegt, der Wunsch, um Gottes Willen nicht geheilt zu werden[1]), weit häufiger und in der menschlichen Seele in viel grösserer Bereitschaft liegt, als wir uns für gewöhnlich bewusst sind.

Schon unter Schulkindern sind uns mannigfaltige Beispiele solcher Zweckreaktionen, neben der natürlich auch vorkommenden Simulation, bekannt: Ein etwas nervöser Schüler, dem die Mathematik wenig liegt, bekommt morgens als er zur Schule soll, Magenschmerzen und Erbrechen. Eine Gelegenheitsursache dafür wird von den Eltern, bisweilen auch vom Hausarzt leicht gefunden. Da sich aber diese Erscheinungen regelmässig nur an Mathematiktagen zeigen und rasch mit gutem Appetit abklingen, wird klar, dass der Wunsch, von der peinlichen Stunde befreit zu sein, die epithymogene Wurzel der Erscheinungen darstellt. Ebenso kommen bei disponierten Kindern aus gleichen Tendenzen heraus Kopfschmerzen; Schwindel, Sehstörungen, Krämpfe, Zuckungen und selbst Lähmungen vor. Alle Mittel sind vergebens, bis durch längere Schulbefreiung oder Schulwechsel die hysterischen Reaktionen ihr geheimes Ziel erreicht haben und damit von selbst verschwinden.

Viel verbreitet sind auch die aus der natürlichen Faulheit des Menschen entspringenden Insuffizienszustände am Morgen, wenn der Moment des Aufstehens kommt: Gefühle der Schwäche, des Krankseins, von Fieber, Schwindel usw. melden sich da als Verteidiger des unbewussten oder uneingestandenen Wunsches, und sie verschwinden von selbst, wenn der Zwang oder die fortgeschrittene Stunde schliesslich das Aufstehen bewirkt hat.

Auch das Motiv nach Rache kann als epithymogener Faktor wirken. Wenn etwa der oben erwähnte Knabe nach seiner Ohrfeige zum Entsetzen des Lehrers nicht mehr zu hören scheint und trotz unversehrten

---

[1]) Montaigne sagt einmal: „Ich habe Kranke ärgerlich darüber werden sehen, dass der Arzt ihr Gesicht blühend und ihren Puls ruhig fand."

Organs taub bleibt, so kann ebenso wie wir durch die Furcht sahen, auch der Wunsch, dem Lehrer eine schöne Bescherung zu bereiten, die Fixierung des Symptoms bewirken.

Ein Maurer verstaucht sich beim Absteigen vom Gerüst den rechten Fuss. Nach kurzer Zeit ist die Verstauchung abgeheilt. Die genaue ärztliche Untersuchung mit Röntgenbild usw. ergibt, dass alles in bester Ordnung ist. Der Maurer, der vielleicht längst keine Freude mehr an seinem Beruf hatte, erklärt nach dem ersten schwachen Versuch, die Leiter nicht besteigen zu können, weil der Fuss sofort furchtbar schmerze. Er beansprucht eine Unfallrente und will sich auf diesen Zuschuss gestützt als Portier, Aufseher u. dgl. durchschlagen. Alle ärztlichen Heilmittel und Kuren versagen. Im Gegenteil, der arbeitsgewohnte, jetzt untätige Mann klagt immer mehr, wird quengelig und nervös, besonders nachdem er schliesslich eine, seiner Meinung nach viel zu kleine Rente zugesprochen bekam. Es kommt zu dem schon oben geschilderten Rentenkampf, in dessen Verlauf sich weitere Störungen im Organismus entwickeln, wie Flimmern und Schwindel beim Blick nach oben, Herzklopfen beim Treppensteigen, Händezittern usw., alles Symptome, die ihm gerade den Maurerberuf unmöglich machen und deren letzte seelische Quelle trotz seiner ungeheuchelten Versicherung, er möchte gern wieder gesund sein, doch der geheime Wunsch ist, mittels einer grösseren Rente von ihm loszukommen.

Wie richtig diese der Unfallwissenschaft längst geläufige Deutung ist, hat die in der Schweiz z. B. erprobte einmalige Abfindung bei Unfällen bewiesen, ebenso bei uns, wenn bei nicht gewerblichen Unfällen statt der Rente die sofortige Kapitalabfindung eintrat. Hier klingen selbst bei Kopfverletzungen mit Gehirnerschütterungen regelmässig alle Erscheinungen in der für die Heilung normalen Zeitspanne ab, und jene langwierigen nervösen Ausgestaltungen, die in einem nicht unbeträchtlichen Prozentsatz der gewerblichen Unfälle sich entwickeln, treten dort überhaupt nicht auf.

Dass es in vielen Situationen des modernen Lebens zweckmässig ist, krank, leidend, erholungsbedürftig, unzurechnungsfähig, dienstuntauglich oder haftunfähig zu erscheinen und daher auch absichtlich vielfach erstrebt wird, bedarf keiner Hervorhebung; bei unseren epithymogenen Erscheinungen kann es sich natürlich nicht um solche klar bewussten Versuche und um bewusst falsche Angaben handeln, Vorgänge, die wir ja als Simulation und Betrug abzutun gewohnt sind. Die Schwierigkeit des Problems liegt jedoch besonders, wenn es sich um gerichtliche oder Rentengutachten handelt, darin, dass in der Seele keine scharfen Grenzen zwischen Simulation einerseits, halbbewusster, unbewusster und sozusagen instinktmässiger Vortäuschung und Uebertreibung existieren. Denn wir befinden uns hier auf dem bis ins dunkle Triebleben hinab-

reichenden Gebiet der Willensvorgänge mit seinen, dem Intellekt oft verborgenen, unbewussten Motiven und Zwecksetzungen, die unser Tun und Lassen weit mehr als wir uns bewusst sind, im geheimen lenken und deren psychologische Bedeutung wohl am überzeugendsten von Schopenhauer in seiner Abhandlung vom Primat des Willens im Selbstbewusstsein dargelegt ist.

Die wunderbare Zweckmässigkeit, die solche unbewussten epithymogenen Reaktionen für den Schutz und die Selbsterhaltung des Individuums oft verraten, wird sie den Aussenstehenden immer wieder leicht als kluge Absichtlichkeit verdächtig machen. Tatsächlich aber — und darin liegt die grosse Rechtfertigung bei der gutachtlichen wie bei der sittlichen Bewertung solcher Erscheinungen — tatsächlich besitzen jene unbewussten instinktiven Willensregungen einen Wirkungsbereich und Einfluss auf unsere körperlichen Organe, z. B. die Herz-, Gefäss-, Darmmuskulatur, die den bewussten absichtlichen Leistungen des Willens überhaupt nie möglich wäre.

Der Krieg hat auch auf diesem Gebiet überaus lehrreiche Massenexperimente geliefert. Während seiner langen Dauer keimte unter den fürchterlichen körperlichen und seelischen Strapazen auch bei tapferen und ehrliebenden Männern der begreifliche, oft vor sich selbst nicht eingestandene Wunsch auf, durch ein „Heimatschüssle“ der Hölle des Schützengrabens in Ehren entzogen zu werden.

Ein junger, schon lang im Feld stehender Soldat erhält durch Granatsplitterverletzung eine Fleischwunde des Vorderarms. Er gelangt wegen der guten Heilaussicht nur bis zum Feldlazarett zurück. Die Verletzung ist nach wenigen Wochen ausgeheilt, und damit steht die Rückkehr zur Truppe bevor. Der vorher geduldige Patient klagt jetzt aber über Schmerzen in der Hand, über Schwäche im ganzen Arm, während die Aerzte mit voller Sicherheit feststellen können, dass nur eine harmlose Narbe zurückgeblieben ist. Alle Heilmassnahmen bleiben einflusslos. Es entwickelt sich vielmehr eine richtige sogenannte funktionelle oder hysterische Lähmung des ganzen Arms, die den Soldaten ebenso dienstunfähig macht, wie die schwerste Knochenzertrümmerung.

Wenn auch der Wunsch als Vater der Symptome hier jedem leicht erkennbar ist, so bleibt doch der Kranke selbst von seiner Lähmung und der Entstehung durch den Schuss überzeugt. Er wird schliesslich in die Heimat gebracht, als sog. Neurotiker im Nervenlazarett mit Suggestivbehandlung und der Versicherung, zunächst vom Heeresdienst verschont zu bleiben, ohne weiteres geheilt und nach Erprobung zu seinem früheren Landwirtsberuf auf ein Jahr entlassen.

Als die Wiedereinziehung erfolgt, setzt nach dem ersten kleinen Marsch der epithymogene Schutzmechanismus prompt ein, indem der Arm zur rechten Zeit wie früher erschlafft oder in anderen Fällen, durch

neue hysterische Symptome wie Krämpfe, Kopfschütteln, Sprachlähmung die Kriegsdienstunfähigkeit bewirkt wird. Auch hier gelingt die Heilung in derselben Weise wie früher.

Ein Meldereiter wird vom Pferd geworfen, als dieses durch einen Granateinschlag erschrickt. Er ist unverletzt, sein erster Gedanke ist: „wenn deine Beine kaputt sind, brauchst du nicht mehr zu reiten", und nach kurzer Zeit entwickelt sich eine Steifigkeit in den Beinen, die ihn völlig geh- und stehunfähig macht. Er kommt schliesslich in nervenärztliche Behandlung wie der Vorige und wird, nachdem der Trieb der Selbsterhaltung sein Ziel erreicht hat, rasch geheilt.

Ein etwas eigenartiger, schon in Zivil öfters „nervös" erkrankter Soldat wird wegen Fahnenflucht in Haft genommen.

Bei der ersten Vernehmung verfällt er in einen Zustand völliger geistiger Erstarrung (Stupor); er reagiert auf keine Frage, keine Aufforderung, auch nicht auf tiefe Nadelstiche. Erst unter dem Schutz der Irrenanstalt oder nach erfolgtem Freispruch kommt er allmählich oder plötzlich zur Norm zurück: Flucht in die Krankheit nach Freud, Abwehr-Zweckreaktion (Cimbal, Pönitz, Mörchen u. a.), Vorgänge, die ja auch aus der zivilen Strafhaft dem Psychiater längst geläufig sind.

Tausende solcher Lähmungen, Krampfanfälle, Taubheit und Blindheit, von scheinbar unstillbarem Gliederschütteln und -zittern, wie man sie in den Großstadtstrassen oft sah, von Schmerzzuständen aller Art und auch hysterische Geistesstörungen obiger Art[1]), die im Anschluss an Granateinschlag Verschüttung und schreckhafte Eindrücke oder nach Straftaten entstanden waren, sind, sowie sie psychogen entstanden, auf psychogenem, suggestiven Wege geheilt worden.

Wie sehr hierbei der Wille zum Krankwerden und Krankbleiben massgebend ist, wurde bewiesen durch die Feststellung, dass in den Kriegsgefangenenlagern in Deutschland — denn die englische, französische, russische Seele verhält sich hierin nicht anders als die deutsche — dass bei den Kriegsgefangenen solche hysterischen Zustände zu den grössten Seltenheiten gehörten, dass vielmehr die mit solchen Krankheitserscheinungen aus den Kämpfen eingelieferten und damit vor Not und Tod zunächst geschützten Gefangenen ihre zwecklos gewordenen Symptome rasch verloren. Erst wenn eine Auswahl der Kranken zwecks Austausch für die Schweiz oder dgl. bevorstand, tauchten neue hysterische Zeichen auf.

Auch die Revolution mit dem Ende des Kriegs und der militärischen Strenge beseitigte bei vielen Insassen der Nervenlazarette, wie hier besonders Kurt Singer feststellen konnte, die hysterischen Schutz-

---

[1]) Vgl. Raether, Neurol. Zentralblatt 1918, Nr. 5.

symptome, deren die Betroffenen nun nicht mehr bedurften. Freilich meldeten sich später viele von ihnen wegen Rückfalls und um Renten zu erlangen, wieder bei den Staatsbehörden, und in den kommenden Jahren werden, je schwerer der Kampf ums Dasein, um so mehr dieser Ansprüche auf Rente ärztlich zu entscheiden sein. (Ihre Zahl ist bereits sehr hoch.) Die Aufklärung der weitesten Kreise über das Wesen solcher zwar nicht simulierten, aber doch an sich heilbaren, hysterischen Leiden ist daher ausserordentlich wichtig. Denn nur so kann Erbitterung, falsche Parteinahme einerseits, unnötig schwere Belastung der Staatsfinanzen mit Herabdrücken der Arbeitsmoral andererseits vermieden werden, und nur so auch ein besseres Verständnis für die schwierige Aufgabe der nervenärztlichen Begutachtung und Behandlung, bei der freilich Unvoreingenommenheit, Wohlwollen und Humanität bewahrt bleiben muss, herbeigeführt werden zum Nutzen der Leidenden selbst und ihrer Angehörigen, die meist die Krankheit in ihrer Schwere überschätzen.

Nur mit wenigen Worten vermag ich zum Schluss die Frage nach dem tieferen, man könnte sagen metaphysischen Sinn der hysterischen Erscheinungen zu streifen.

So zahlreich und sozial bedeutungsvoll, wie wir sahen, die letzte, eigentlich hysterische Form der psychogenen Zustände ist, so ist es doch schliesslich nur ein Bruchteil von Menschen, die auf seelische Erschütterung und Bedrohung ihres Ichs mit dieser Flucht in die Krankheit reagieren, nämlich Menschen, die auf Grund einer meist ererbten Disposition zur Psychopathie neigen. Zwar kann auch der psychisch Vollwertige, erblich nicht Belastete bei heftigsten Einwirkungen, wie Erdbeben- und Kriegskatastrophen gezeigt haben, schwere Schreckzustände mit motorischen und vasomotorischen Erscheinungen (Ohnmacht, Zittern, Versagen der Glieder usw.) erleiden, aber doch nur in der Art vorübergehender, von selbst abklingender oder abgeschüttelter reflexartiger Reaktionen. Aber er, der Vollgesunde, bringt es nicht fertig, sich jener bei erblich Disponierten so leicht einspielenden hysterischen Mechanismen zu bedienen und sich bei Gefahr und Seelennot in Krankheitszustände zu verstecken. Er appelliert nicht mittels der aufsehenmachenden hysterischen Zustände und all den Hilflosigkeiten an das Mitleid und die Schonung der Mitmenschen — denn dieser Appell an die Hilfe der Artgenossen ist nach meiner Auffassung der tiefere Sinn aller hysterischen Erscheinungen — nicht nur weil der Gesunde ein strengeres Gesundheitsgewissen, wie Cohnstamm es nannte, besitzt, weil er moralisch stärker ist, sondern weil ihm auch die atavistischen Mechanismen der erblich Belasteten offenbar nicht zu Gebote stehen, biologische Schutzeinrichtungen, deren ursprünglicher Zweck uns vielfach nicht mehr verständlich ist, deren Urbild wir aber z. B. in dem Reflex des sich Totstellens der Käfer und der Spinnen bei Bedrohung und Gefahr oder in

dem Erstarren der Stabheuschrecken bei gewissen äusseren Eindrücken erkennen können.

Schluss.

Es ergibt sich somit — und der ethische Gewinn soll ja der letzte aller Forschung sein — folgende praktische Forderung:

Für die Gesunden, dass sie ihren Mitmenschen, die auf diesem Seelengebiet konstitutionell unterlegen sind (sonst, etwa künstlerisch, voll oder gar höherwertig sein können), Toleranz und Anteilnahme nicht versagen, ihre Leiden wenigstens als subjektive anerkennen, gleichzeitig aber ihrer Neigung den Verantwortlichkeiten und Härten des Lebens durch hysterische Schutzmechanismen auszuweichen, besonders bei der Erziehung keinerlei Vorschub leisten.

Für die hysterisch Disponierten, nachdem sie die psychogene Natur ihrer Leiden erkannt haben, sich ihnen nicht mehr wie wirklichen Krankheiten hinzugeben und sie dadurch nur zu verstärken, sondern sich mutig von ihnen abzuwenden, in der Ueberwindung ihrer Schwächen ihren Stolz zu suchen und tatsächlich sich dadurch neue Kräfte zu erringen nach Goethes oft zitiertem Wort:

„Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten,
nimmer sich beugen, tapfer sich zeigen,
rufet die Arme der Götter herbei."

Und sie werden mit diesem Entschluss allein schon sich zu sittlich höheren, sozial leistungsfähigeren für das Weltgetriebe, in ihrer Sonderart wertvollen Menschen emporschwingen.

---

# Schulpsychologische Intelligenzprüfungen und der Aufstieg der Begabten.

Von Dr. med. **Max Cohn**, Berlin N. 20.

Nach einem in der psychologischen Gesellschaft zu Berlin am 27. Februar 1919 gehaltenen Vortrage.

In seinen „Reden an die deutsche Nation" weist Fichte auf Pestalozzi als den Mann hin, von dessen Erziehungsarbeit der Geist der Rettung verheissenden Neuordnung des deutschen Volkes ausgehen könne, und spricht zugleich über den Nutzen der allgemeinen Volksbildung folgendermassen sich aus: „Ein Volk, welches bis in die untersten Schichten hinein die tiefste und vielseitigste Bildung besitzt, wird zugleich das mächtigste und glücklichste sein unter den Völkern seiner Zeit, unbesiegbar für seine Nachbarn, beneidet von den Zeitgenossen oder ein Vorbild der Nachahmung für sie."

Mehr als hundert Jahre sind seit Fichte und Pestalozzi dahingegangen, ohne dass die Grundsätze des einen und die Mahnungen des anderen im deutschen Volke einen Ort gefunden haben. Wir stehen heute noch vor der gleichen unerfüllten Aufgabe, die bereits sie beschäftigt hatte. Die gleichen Nöte und Erwägungen, denen sie sich gegenübersahen, erfüllen uns heute, nur noch in mehr potenziertem Grade. Wie noch stets in den Zeiten des Niedergangs und Elends wenden sich die Blicke einsichtiger Männer auch heute auf die Hebung und Umwandlung der Volksbildung und die Erziehung der Jugend. Hierin erschauen sie mit Recht die Hebel, mittels deren ein neuer Aufstieg und neues Leben aus den Ruinen und dem Schutt des Alten und Ueberlebten sich anbahnen lassen und erblühen können. In der Not und dem Jammer, die dem Unglücksjahre 1807 folgten, war es Fichte, der zur Wandlung in der Erziehung des Volkes mahnte. Nach dem Leid des dreissigjährigen Krieges war es Ludwig v. Seckendorff, der in seinem „Teutschen Fürstenstaat“ (1656) für eine Reform des Volksunterrichtes energisch eintrat. Er führte u. a. darin aus, dass „an Auferziehung der Jugend in einem Regiment sehr viel gelegen, ja, dass von den Leuten selten ein ander Leben, Tun und Wandel zu hoffen sei, als wozu sie von Kindesbeinen an erzogen und gewöhnet worden“. „Ist nun solche Erziehung und Gewöhnung gut und tauglich, so hat man sich auch redlicher und geschickter Leute beim Regiment in allen Ständen, widrigenfalls aber nichts anderes, als eines unartigen und wilden Wesens zu versehen.“

Schon lange vor dieser Zeit, in der der Renaissance, gleichfalls einer Periode der Not und Umwandlung aller vorher geltenden Werte, zeigt sich in dem damals lebenden Geschlecht ein ähnliches Vorgehen und Verständnis für die Durchführung der allgemeinen Volksbildung. In der Erkenntnis, dass sie das wahre gesellschaftliche Band und Vereinigungsmittel für alle Volksgenossen ist, werden bereits im Zeitalter der Renaissance Intelligenzprüfungen zum Zweck der Auslese unter den Berufenen vorgenommen. Aehnliches zeigt sich vor und in der Zeit der grossen französischen Revolution.

Aus gleichen Ueberlegungen und der gleichen Notlage heraus schreibt z. B. im Jahre 1772 der ältere Mirabeau an Karl Friedrich von Baden, den Begründer des ersten deutschen Lehrerseminars in Karlsruhe und Physiokraten: „Das Entscheidende für das Glück der Menschheit ist der Volksunterricht.... Nur das Volk, die Gesamtheit aller Meinungen und alles Willens, kann über die Bewahrung Ihrer väterlichen Einrichtungen wachen und die erste aller Sorgen muss sein, auch den Geringsten von seiner Kindheit an aufzuklären, dass er es verstehen lerne, welchen persönlichen Vorteil auch er an der Durchführung und Erhaltung der Grundsätze habe, die für die Gesamtheit nützlich sind!“

Turgot, der grosse Sozialreformer und Finanzminister, der von Ludwig XIV. angesichts des drohenden Staatsbankrotts und am Vorabend der grossen französischen Revolution zur Regierung gerufen wurde, gleichfalls wie Karl Friedrich von Baden, ein Anhänger und Schüler Quesnay's, des Begründers der physiokratischen, besonders für die Förderung des Bildungswesens eintretenden Schule, zugleich Mitarbeiter an dem grossen Werke der französischen Enzyklopädisten, hatte mit gleichem Scharfsinn, wie alle für das Wohl des Volkes wahrhaft ehrlich eintretenden Männer, und dank seiner physiokratischen Richtung das für dessen Glück Erforderliche und Entscheidende im allgemeinen Volksunterricht erkannt. Neben seinen viele andere Gebiete der Volkswirtschaft angehenden Reformplänen hatte Turgot auch den eines einheitlichen Unterrichts von der Elementarschule an bis hinauf zu den Akademien ausgearbeitet. Die erste Skizzierung einer Einheitsschule! So forderte er u. a. bereits für jedes Kirchspiel Lehrer, die neben den Elementarfächern auch sozialen Unterricht erteilen sollten, und suchte hiermit dem von seinem grossen Lehrer und Zeitgenossen Quesnay geprägten Ausspruch einen realen und guten Ausdruck zu geben: „Die öffentliche Meinung ist es, die das Schwert führt."

Wir sehen sie dieses nicht nur führen, sondern auch wirksam werden in jener Zeit des Sturmes und Dranges und der Aufklärung, die der grossen Revolution voraufging, sie einleitete, begleitete und ihr nachfolgte. Auch hier wieder werden, wie schon in der Zeit der Renaissance, Inventaraufnahmen der menschlichen Intelligenz gemacht. In dem grossen Werke der französischen Enzyklopädisten d'Alembert's und Diderot's sind derartige Aufnahmen lexikographisch geordnet. Sie bieten erneut einen Beweis dafür, dass die gleichen Verhältnisse ähnliche Ideen aus sich heraus gebären und in Zeiten der Not und der Umwälzung die Fragen des Unterrichts neben den besonderen des Staats- und Wirtschaftslebens die führenden Geister stets stark beschäftigt haben und beschäftigen. Ohne weiteres begreifen diese, dass nur ein wirklich gut unterrichtetes Volk auch Verständnis haben kann für die Gesetze der Staats- und Volkswirtschaft und die Notwendigkeit der in deren Sinne und dem der natürlichen Ordnung erlassenen Massnahmen. Erst ein solches Volk vermag, um mit Nietzsche zu reden, sich „selber sein Böses und Gutes zu geben und seinen Willen über sich aufzuhängen wie ein Gesetz", während ein ungebildetes, ununterrichtetes, nicht erzogenes Volk tatsächlich „seinen letzten Wert wegwirft, wenn es seine Dienstbarkeit wegwirft". Daher ist eben die erste Aufgabe, das Volk zu erziehen, heranzubilden und ihm das Beste zu bieten, das die Kultur zur Zeit hervorgebracht hat.

In der Not unserer Zeit stehen wir in Deutschland jetzt vor ähnlichen Aufgaben. Wir müssen und wollen ihnen gerecht zu werden suchen.

Hierfür haben schon lange vor dem über uns jetzt hereingebrochenen Unglück viel einsichtige Männer Arbeit geleistet, gemahnt und gewarnt. Intelligenzprüfungen, Prüfungen der Kenntnisse, des Gedächtnisses, des Willens und ähnlicher Seelenfunktionen, Vorschläge zur Reformierung des Unterrichts in den Elementar- und höheren Schulen, desfallsige teilweise Reformen wurden unternommen und auch Inventaraufnahmen gemacht. All diese Vorarbeiten sind wichtig genug, um sie heute schneller als je zu verwenden, damit die Eingangs zitierten Worte Fichtes an unserem Volke endlich sich erfüllen, und „die tiefste und vielseitigste Bildung bis hinein in seine untersten Schichten“ ihm werden kann.

Allein während die Inventaraufnahmen und Untersuchungen der Intelligenz in den früher genannten Zeitläuften im grossen ganzen und zunächst mehr auf das Vorhandensein eines Wissens im allgemeinen sich gerichtet hatten und noch keineswegs, wie dies heute bei unseren Untersuchungen mit Recht gefordert wird, auf die Individualität als solche und im besonderen eingestellt waren, sind wir dank den vielen hierüber jetzt vorliegenden Arbeiten von Psychologen, Aerzten und Lehrern in einer bei weitem besseren und günstigeren Position als dies vordem der Fall war.

Vor allem gehen wir heute auf die Beurteilung der intellektuellen, gemütlichen und moralischen Prozesse in der einzelnen Person und auf deren Entwicklung als Totalität aus. Die älteren Untersuchungen in und nach der Renaissance waren jedoch mehr äusserliche und noch mehr weniger mechanischer Art und Natur. Eine Intelligenzprüfung, die sich z. B. nur auf das Gedächtniswissen, Religion, Rechnen u. dgl. beschränkt, gilt heute mit Recht als unbrauchbar. Eine derartige Prüfung muss vielmehr neben der Gedächtnisleistung die Aufmerksamkeit, Auffassung der Sinneseindrücke, deren Verarbeitung und Verwertung, die Vorstellungen, deren Ablauf, dessen Ordnung in sich begreifen, auf den Willen, das Urteil, Schliessen, Selbstbewusstsein, auf den Erwerb und die Ausnutzung alten und neu hinzugekommenen geistigen Besitztums sich ausdehnen, wodurch dann tatsächlich erst die drei Hauptfaktoren, die für den Aufstieg in Betracht kommen, rein und nett sich klarstellen lassen: Die Begabung, die Intelligenz und das Gedächtnis. Hier sind dann auch das Alter, Geschlecht und die Herkunft des Geprüften zu berücksichtigen. Ist er aber bereits erwachsen, so kommen sein bisheriger Bildungsgang, seine Bildungsgelegenheit und -möglichkeit und sein Beruf als berücksichtigenswerte Momente zu alldem hinzu. Allein selbst diese eingehende und möglichst alle Faktoren einschliessende Prüfung ist noch nicht einmal völlig ausreichend. Denn gemütliche Erregungen, Aengstlichkeit, Erschöpfung, eine zeitige Indisposition geistiger, seelischer oder körperlicher Natur u. dgl. mehr, können Mängel vortäuschen, die ohne jene Einflüsse bei dem Examinanden überhaupt nicht vorhanden sind oder wenigstens nicht über das gewöhnliche Mass hinausgehen. Die Intelligenz

des Prüflings kann durch all jene Hemmungen gerade zurzeit gleichsam verdeckt worden sein, während sie sonst das erforderte Mass vielleicht sogar übersteigt. Es ist bekannt, dass Individuen trotz guter Kenntnisse und sonstiger guter Begabung jedes von ihnen geforderte Examen nur mit Mühe bestehen. Stets sind sie hierbei befangen, während ihre Gegenseite, die „Examensmenschen“ selbst bei geringen Kenntnissen ihre Prüfungen gut abschliessen, wobei ihnen ihre Geistesgegenwart, Fassung, Unerschrockenheit, Willenskraft, verbunden mit einem gleichsam instinktiven Gefühl für das hauptsächlich Nötige, treffliche Dienste leisten. Man wird diesen Personen jedenfalls einen sehr erheblichen Grad von Intelligenz zuschreiben müssen, mittels dessen sie eben ihre Erfolge erreichen. Denn Intelligenz ist die Fähigkeit, unerwarteten Forderungen und neu gestellten Aufgaben gerecht zu werden. Intelligenz ist geistige Selbständigkeit. Sie beruht im grossen ganzen auf der Herauslösung alter Vorstellungsverbände aus ihren Verknüpfungen und auf der Substituierung (Ersetzung) durch neue, der gestellten Aufgabe entsprechende Komplexe. Der Examinand muss seine Assoziationsbreite vergrössern können, indem er Vorstellungen, die bei ihm sonst nur lose sich verbinden oder gar nicht miteinander verknüpft sind, aus weiter abliegenden Komplexen herbeiholt und neu einordnet. Er schaltet hierbei einfache, gleichsam automatisch ihm sich aufdrängende Assoziationen aus und wendet sich bewusst auf schwächere hin! Indem er diesen gegenüber eine grössere Energie, eine stärkere Willensbetonung entfaltet, als in anderen Fällen dies bei ihm geschieht, und demgemäss gerade die betonten Assoziationen aus den übrigen heraushebt, beweist er eben seine Intelligenz. Deren Leistung zeigt sich hier deutlich mit dem Willen verknüpft, ja fällt häufig geradezu mit ihm zusammen. Das dient zugleich zur Erklärung des Verhaltens der beiden genannten Arten von Examinanden. Verschiedene Willenskraft täuscht bei ihnen nur einen verschiedenen Grad der Intelligenz vor!

Der kürzeste Weg, den eine Untersuchungsperson bei der von ihr geforderten Leistung einschlägt, wird sogleich zum Maßstab ihrer Intelligenz. Nur selten trifft man auf diese Modifikation der Intelligenz bei Kindern, wenigstens nicht bis zu einer gewissen Altersstufe. Dies kommt daher, dass sie nur ein relativ geringes Mass von Willensbestätigung besitzen, und ihre Aufmerksamkeit gleichfalls nur in einem relativ niedrigen Grade vorhanden ist. Das tritt besonders zutage, wenn ihre Aufmerksamkeit und Willenstätigkeit absichtlich und künstlich erregt werden und nicht spontan auf den Gegenstand sich lenken. Die Zeitspannung, in der sich dies alles zuträgt, darf aber auch nicht gar zu lange sich ausdehnen. Lassen doch selbst bei Erwachsenen Aufmerksamkeit und Willensenergie häufig genug zu wünschen übrig, um wieviel mehr bei Kindern, deren Phantasie umherschweift. Wille und Aufmerk-

samkeit sind indessen für die Intelligenzabmessung eines erwachsenen Individuums unumgänglich erforderlich, während sie für die kindlichen und jugendlichen Personen bis weit über die Grenze der Pubertätsjahre hinaus, nicht oder wenigstens nur zum Teil berücksichtigt werden brauchen. Die Aufmerksamkeit ist überdies an allen geistigen Vorgängen beteiligt. Sie kann daher zu einem indirekten Maßstabe für die Intelligenzhöhe der untersuchten Person werden. Für die Leistungen von Kindern und schulpsychologischen Intelligenzprüfungen in specie darf sie jedoch als ein indirektes Mass der Intelligenz immer nur mit Vorbehalt und vorsichtig gebraucht werden. Aehnliches gilt von dem Willen und auch von den weiterhin in Betracht kommenden seelischen Fähigkeiten der Kombination, Merkfähigkeit, Auffassungsgabe u. dgl., die alle als indirekte Maßstäbe der Intelligenz einer Person verwendbar sind.

In Hinsicht darauf scheint es mir von hohem Interesse, dass die Kantsche Definition der Intelligenz das bereits in sich schliesst, indem Kant sie als „die Fähigkeit eines Individuums“ erklärt, „mittels welcher es sich die Dinge vorzustellen vermag, die mittels ihrer eigenen blossen Beschaffenheit in seine Sinne nicht eingehen können“. Völlig im Sinne der erst später von ihm vertretenen Transzendentalität verlegt Kant hierdurch den Schwerpunkt nicht etwa in die Dinge und deren Reizwirkungen auf unsere Sinne, sondern in das Subjekt, d. h. in den ganzen Organismus des Menschen, in dessen gesamte funktionell vererbte und während seines Lebens erworbene Beschaffenheit und Reizfähigkeit, die zugleich die Bildungs- und Erhaltungsfaktoren des Menschen in dessen Totalität und insgesamt in sich fasst. Das weiter Bemerkenswerte ist aber, dass in dieser Definition Kants auch der Realismus zu seinem Rechte kommt; denn hier wird den Dingen als Kooperatoren neben und gleich dem Subjekt bzw. unseren Sinnen die ihnen gebührende Stellung von Kant durchaus zuerkannt. Allerdings ist diese Definition in einer vor der „Kritik der reinen Vernunft“ entstandenen Arbeit: De mundi sensibil, II (§ 3) enthalten.

In anderer, wenngleich etwas mehr eingeschränkter Weise zeigt sich die Stellung Wundts der Intelligenz gegenüber. Wundt definiert die Intelligenz als „die einheitliche Verbindung von Wollen und Vorstellen“ (Logik II) und an einem anderen Orte (Essays 4, S. 98) als „die Gesamtsumme der bewussten und im logischen Denken ihren Abschluss findenden Geistestätigkeiten“. In diesen Definitionen Wundts sind die Dinge und Begebenheiten als Mitfaktoren bei der Intelligenz nicht so klar herausgehoben wie in der genannten Kants; sie verlegen die seelische und geistige Funktion der Intelligenz gänzlich in die Subjek-

tivität und sind daher auch enger als die Kants und nicht so prägnant wie diese. Sie vermeiden aber gleich dieser jede Teleologie, während die heute modernste und gebräuchlichste Definition der Intelligenz, die von William Stern gerade auf den Gedanken der teleologischen Kausalität den Schwerpunkt legt und damit m. E. einen entschiedenen Rückschritt gegenüber Kant und Wundt bedeutet. William Stern definiert nämlich die Intelligenz als die formale allgemeine Fähigkeit eines Individuums sein Denken bewusst auf neue Forderungen einzustellen" und ferner „als die allgemeine Anpassungsfähigkeit an neue Aufgaben und Bedingungen des Lebens". Damit gibt er zweifellos eine für didaktische und praktische Zwecke gut brauchbare, keineswegs aber uneingeschränkt und überall zulässige Definition. Noch mehr unverhüllt tritt das Teleologische in der Definition der Intelligenz von Rodewaldt hervor, der sie kurz und bündig: „Anpassung der Psyche an den Zweck" nennt, aber in dieser Art sie augenscheinlich nur für ärztliche und rein praktische Zwecke vertritt. Bei William Stern ist indessen die Hervorhebung des teleologischen Gedankens eine prinzipielle und auch nicht verwunderlich. Denn Stern fordert und vertritt bekanntlich für das ganze Gebiet der Psychologie den Gedanken der teleologischen Kausalität. Er glaubt ihn in seiner Idee von der Einheit der Person und in seiner Theorie des „Personalismus" kritisch herausarbeiten und beweisen zu können. Meines Erachtens ein vergebliches Bemühen! Denn der Zweckbegriff ist nur ein heuristisches, unterstützendes, kein konstituierendes, aufbauendes Prinzip. Er ist im Sinne Vaihinger's „Fiktion". Er hat nur auch so lange Geltung, als die Gesetze und Tatsachen einer Disziplin nicht nach einem einheitlichen Maße und dem einheitlichen, alleinigen und wirklich aufbauenden Gesetz der Naturkausalität sich sichten und richten lassen. Je mehr es gelingt, dieses alleinige Gesetz zu ergründen und damit die Eigengesetzlichkeit einer Disziplin für diese in den Vordergrund zu rücken, um so mehr tritt das teleologische Prinzip zurück, wie ein Gerüst, das den Bau vorbereitet und stützt; je mehr dieser seiner Vollendung naht, wird jener entfernt und muss entfernt werden, soll der Bau selbst nicht durch das vorher für ihn notwendige Zubereitungsmaterial verdeckt und verunziert werden! Das teleologische Prinzip, heute noch unentbehrlich nicht nur für den Bau der Psychologie, sondern den der Einzelwissenschaften, kann jedoch nicht deren eigentliches Gesetz und fundamentaler Grundsatz sein. Es ist und leistet dies eben für keine Disziplin, ganz gleich ob Philosophie oder irgend eine andere. Daher kann auch das Vorgehen Sterns keine kritische Herausarbeitung der Psychologie darstellen, wenn er auch dies

für sich in Anspruch nimmt. Er kann dies um so weniger, als er den Begriff der Person aus dessen idealer Geltung heraus sogleich und unvermittelt zu einem wirklichen Sachverhalt gestaltet und damit das Gelten und Sein „Person und Sache", miteinander vermengt. Hierdurch scheitert eigentlich Stern sogleich im Anfang mit seinem ganzen Unternehmen, das in seinen Einzelheiten Vortreffliches bietet, in seiner Gesamtheit jedoch ihn zum Metaphysiker stempelt! Bei alldem bleibt jedoch, wie erwähnt, der praktische Wert der Definition Sterns und deren heuristisches Moment unbestreitbar. Sie grenzt u. a. die Gemüts- und Willensbeschaffenheit des Individuums sogleich voneinander ab, weist ihr innerhalb dessen geistigen Funktionen einen umschriebenen Bezirk an und erleichtert damit deren Prüfungsmöglichkeit. Das ist der Grund, weshalb sie, und mit Recht, gerade in pädagogischen Kreisen der höchsten Anerkennung sich erfreut. Allein mag die teleologische Methode in der Psychologie noch heute ihre Vorteile haben und nicht entbehrt werden können, weil eben unsere Einsicht in die Gesetze und Tatsachen der seelischen Wirklichkeit, d. i. der Seele, zu einer wirklich kausalen noch nicht sich erweitert und ausgestaltet hat, man darf deshalb noch keineswegs jene Methode als die letzthin gültige ansehen und sie, wie Stern dies will, sogar als endgültig beweisen wollen. Die Psychologie gerät damit in Gefahr, sich jeden Ausweg verlegt zu sehen, ganz abgesehen davon, dass das ganze Vorgehen Sterns nur dem Dogmatismus Vorschub leistet und dem Mystizismus Tür und Tor öffnet. Kritisch ist es keinesfalls! Die Wundtsche Definition der Intelligenz ist demgegenüber trotz ihrer Subjektivität und ihres ausschliesslichen Idealismus geradezu kritisch. Zwar berücksichtigt auch sie den Zweck, oder vielmehr das Wollen, sie stellt aber gleichzeitig das Vorstellen mit ihm in eine Linie und verfestigt eben damit die Intelligenz als einzelne seelische Erscheinung mit der Idee der Einheit. Diese Verfestigung der Intelligenz in dem Gedanken der Einheit mit der Mannigfaltigkeit und Vielheit der Merkmale, d. h. in der Unitas multiplex, die das Subjekt, den Menschen als Ganzes charakterisiert, dient zugleich der Auffindung des hier gültigen Prinzips selber und wird zum Leitmotiv und -faden, die uns erst tatsächlich zu der kritischen Methode verhelfen bzw. diese selber sind. Stern verspricht uns zwar eine solche Methode, kann sie aber nicht bringen, weil er, wie bereits angedeutet, Gelten und Sein identifiziert. Wundt und noch mehr Kant haben bei ihren Definitionen dies nicht nur vermieden, sondern weisen geradezu, wenn auch nur in nuce darauf hin, dass erst der Mensch in der Gesamtheit seines physischen und psychischen Besitzstandes der wahrhaft reale Sachverhalt ist, in welchem Gelten und Sein zusammenschmelzen, und dass er allein in und mit jenem

Besitzstande die Eigengesetzlichkeit der psychologischen Disziplin **ausmacht und** bietet (cf. meine Arbeit: „Ueber den Seelenbegriff“ in dieser Zeitschrift). Nur auch erst mittels dieses Eigengesetzes finden die vielen Gesetze und Tatsachen der Psychologie ihre Erklärung!

Einen Beweis hierfür gibt u. a. die hier für uns vornehmlich wichtige Abgrenzung der drei eng miteinander verknüpften Seelenstrukturen, der Intelligenz, des Talentes und Genies. Die beiden letzten werden häufig genug miteinander konfundiert. Die Definition Wundts bietet zunächst schon einen Schutz vor dieser Verwirrung, weil sie Vorstellen und Wollen hier in eine Linie stellt und nicht etwa, wie dies Wundt sonst charakterisiert, die Funktion des Willens über die des Vorstellens erhebt. In allen drei genannten seelischen Strukturen, im Genie, Talent und der Intelligenz, sind das Wollen und Vorstellen ihnen integrierende und unbedingt notwendige Bestandteile. Das Talent ist eine nur einseitige Intelligenz, das Genie die spontane, allein aus sich heraus schöpfende bzw. die allseitige intelligente Befähigung des Geistes, und der Wille zeigt sich in allen drei Seelenstrukturen in sehr verschiedener Intensität; je nach dieser wird er auch dafür ausschlaggebend, ob der noch im Keime vorliegende seelische Strukturzusammenhang als Genie, Talent oder Intelligenz schlechthin sich entwickelt. Die Richtung des Willens zeigt sich indessen in ihnen verschieden und bestimmt hiernach deren Entwicklung, während die Vorstellungen bei ihnen sich nur in verschiedenem Grade abstufen. Beim Talent z. B. steht das Vorstellen auf einer niedrigeren Stufe als bei der blossen Intelligenz, bei dieser wieder auf einer tieferen als bei der Genialität; bei dieser jedoch erlangt das Vorstellen seine höchste Stufe. Im genialen Menschen steigert die Vorstellung sich zur künstlerischen Phantasie, die indessen stets mit der Wirklichkeit verknüpft bleiben und sie zur Grundlage haben muss. Die Phantasie des Genies darf und soll zwar die Wirklichkeit überfliegen und überflügelt sie tatsächlich, sie muss aber mit ihr in steter Berührung bleiben, um mit ihrer Hilfe wahre Idealität, wahre von der wirklichen sich unterscheidende Natur hervorzubringen. Denn erst aus der Wirklichkeit schöpft das Genie seine gestaltenden Gedanken, die es zu der Idealisierung der wirklichen Natur bedarf, quellen die idealisierenden Kräfte, die ihm ihrerseits den hohen Geistesflug und seiner Gestaltungs- und Einbildungskraft die Schwingen verleihen, mittels welcher es weitere Kräfte gewinnt, ähnlich hierin dem Riesen Antaeus, der durch seine stets erneute Berührung mit seiner Mutter Erde immer aufs neue zum siegreichen Kampfe sich stählt. Verliert das Genie die Wirklichkeit, schweift es mit seiner Phantasie in nicht mehr zur Wirklichkeit zurückführende, weitentlegene Fernen, so stürzt

es mit seinen Luftgebilden gleich Ikaros aus seinem Höhenflug. Sein Los ist Tod oder Wahnsinn! Daher müssen beim Genie, wenn es diesem Schicksal entgehen soll, Willen, Vorstellen und Tathandlung in einem steten harmonischen Einklang sich beieinander finden; es muss sie zwar aus sich herausschöpfen — denn freie Neuschöpfung ist sein Wesen — darf aber die Wirklichkeit darüber nicht verlieren. Ebenso wenig darf das Genie die einen jener seelischen und fundamentalen Kräfte über die anderen hinauswachsen lassen. An dieser Klippe scheitern jedoch leider häufig die genialisch Veranlagten und zerstören dadurch die in ihnen schlummernden, kaum erst geweckten Keime. Daher denn das Genie auch selten wirklich sich zeigt. Ein wahrhaftes kaum in einem Jahrhundert!

Ein anderes Bild gewähren das Talent und die Intelligenzen. „Es bildet ein Talent sich in der Stille und ein Charakter in dem Strom der Welt.“ Goethe hat mit diesem Ausspruch einmal die einseitige Veranlagung und Begabung des Talents treffend gekennzeichnet, die eben in der Begrenzung auf ein einzelnes inhaltliches Gebiet sich offenbart, wofür das Talent gerade der Einsamkeit und Stille bedarf. Dann aber zeigt er durch seine Gegenüberstellung von Talent und Charakter, dass jenes mittels der ihm nötigen Entfaltung des Willens, dessen Richtung und der hierbei aufgewandten Energie zunächst zwar sein von ihm gepflegtes und ihm besonders gelegenes Gebiet gleichsam aus sich herausschält und erweitert, damit zugleich aber die hierbei gestählte Energie, sobald es in den Strom der Welt sich geworfen sieht, dafür verwenden kann, die ihm sonstigen eigenen seelischen Fähigkeiten derart zu formen und herauszuarbeiten, dass sie ihm das besondere Gepräge des Charakters verleihen. Willensbetätigung, Beschaffenheit und Richtung des Willens sind sonach beim Talent nicht weniger ausschlaggebend als beim Genie. Allein, da die Begabung, auf die sie sich beim Talent beziehen, eine mehr begrenzte ist, so kann es, wenn es zufällig nicht in Berührung mit dem vollen Menschenleben kommt, in seiner Willensbetätigung und Energieentfaltung stets auf einer relativ niedrigen und abgegrenzten Stufe und Richtung beharren. Seine Intelligenz kann daher bisweilen nicht einmal die Höhe der im Leben uns gemeinhin begegnenden erreichen und erscheint geringer als sie in Wirklichkeit ist. Welchen schädlichen Einfluss das Fehlen der Lenkung des Talents durch einen kräftigen, vernünftigen und sittlichen Willen hat, zeigen uns u. a. die russischen Dichter und Künstler, deren Intelligenz, poetische und künstlerische, bisweilen Genialität erreichende Begabung durch diesen Mangel stark beeinträchtigt werden. Er kennzeichnet auch, als eine geradezu russische Eigenart, die Demokratie der Russen und deren Ideen in schlimmer Art, so dass Münsterberg mit Recht gegen die Identifizierung der westlichen Demokratie mit der russischen pro-

testiert, von welcher er sagt, dass „sie hinabziehe, während jene emporhebe“. Willensschwäche und Passivität führen hier zugleich mit Mangel an Ausdauer und Differenzierung zu einem Fatalismus und einer Widerstandslosigkeit, der Tolstoj ihren charakteristischen und poetischen Ausdruck gegeben hat, die für uns Deutsche jedoch nur verhängnisvoll und für unsere Kultur mit deren inneren Antrieben, sittlichem Halt und Charakter verderblich werden müsste.

Allein auch die Intelligenzen bedürfen des vollen Lebenswillens und der Differenzierung, um überhaupt sich zu offenbaren. Sie müssen einen relativ hohen Grad von Willensbeschaffenheit und -energie mit sich führen, einen Willen, der gleichsam aus sich selber sich heraustreibt, spornt und stählt, wodurch selbst sie dann zu jenem werden können, das sie erst wirklich über sie hinaushebt, zum Charakter, zur Persönlichkeit, in welcher gemütliche, sittliche und geistige Fähigkeiten harmonisch miteinander sich verknüpfen und zueinander stimmen. Selbst ohne jedes Schulwissen und jeden Unterricht kann die Intelligenz eines Individuums sich manifestieren, wenn auch in unserer Zeit der allgemeinen Schulpflicht dergleichen nicht mehr sich leicht findet und bestehen könnte. Denn Bildung ist die zur vollen Entfaltung und Entwicklung gelangte innere Befähigung und Gestaltung eines Menschen. Er kann sie durch das blosse Lebensgetriebe sich aneignen, ohne dass er ein Schulwissen hierfür benötigt. Dieses ist für die Bildung bzw. deren Erwerbung, da es ein Ausfluss der Gedächtnisleistung ist, zwar ein Unterstützungsmoment, und Unterricht und Uebung können es auch erleichtern, dass aus dem an sich toten Wissensstoff Werke des Lebens und Geistes sich bilden, aber die Bildung, die von einer Intelligenz erworben werden kann, braucht derlei Hilfen keineswegs. Dafür bietet u. a. ein anschauliches und treffliches Beispiel die Mitte Mai 1918 in Neapel verstorbene Eusapia Palladino. Sie war ein bekanntes Medium, konnte weder lesen noch schreiben, hatte weder Schulwissen noch Unterricht und hat doch es fertig gebracht, Dank ihrer das gewöhnliche Mass allerdings weit überragenden Intelligenz eine ganze Reihe namhafter und ernsthafter Gelehrter u. a. Lombroso, Schiaparelli, Richet und mehrere Kommissionen von Aerzten und Naturforschern mittels ihrer mediumistischen Produktionen zu überlisten. Allerdings wird dies heute in Abrede gestellt und auf die bei ihr und anderen Medien wahrgenommenen Phänomene hin eine besondere Wissenschaft — die Metapsychologie — vorbereitet. Schon in Hinsicht auf das Beispiel der Palladino sollte man indessen nicht mehr geneigt sein, Intelligenzen allein nach den Ergebnissen von Schulleistungen und Schulprüfungen zu bemessen. Denn Intelligenz ist tatsächlich etwas ganz anderes; sie ist die Gesamtsumme von seelischen Er-

scheinungen, Geistesfähigkeiten und -tätigkeiten; sie beruht auf Selbständigkeit und ist geistige, spontane Selbsttätigkeit; sie kann zwar durch Unterricht und Schulwissen gestützt und gehoben werden, keineswegs aber bezieht sie sich auf blosse Kenntnisse, Eingelerntes und derlei mehr mechanische Leistungen allein. Sie stellt einen Index der inneren Veranlagung, geistigen Reife und Fähigkeit eines Individuums dar. Nur weil man dieses ausser acht gelassen hat, ist auch das Ergebnis der lediglich auf Kenntnisse hin angelegten schulpsychologischen und sonstigen Intelligenzprüfungen bisher kläglich genug gewesen. Manches wurde hier für abnorm angesehen, das nachträglich als durchaus normal sich erwies. Die Schulkenntnisse der Prüflinge wurden zumeist und zunächst berücksichtigt. Man glaubte, diese dürften am allerwenigsten versagen, da doch jedem Kinde gewisse Elementarkenntnisse gleichsam eo ipso zukommen und selbst in der niedrigsten Klasse unserer Volksschule ihm gelehrt würden. Man hatte ferner kein Vergleichsmaterial an Normalen herangezogen und es auch nicht heranziehen können, da ein Normalmaßstab für Kinder gänzlich fehlt. Er mangelt aber auch für Erwachsene; daher denn auch die Psychiater ihre Methoden nicht auf wirkliche Normalserien beziehen; indessen ist man jetzt in der Psychiatrie am Werke, diesen Mangel abzustellen. Bei den Kindern würde überdies ein Normalmaßstab, selbst wenn er vorhanden sein könnte, nicht einmal ausreichen, da jede Altersstufe ihren besonderen Maßstab hat.

Eine der gebräuchlichsten und brauchbarsten Methoden ist die von Ebbinghaas (1895) angegebene Ergänzungs- (Kombinations-) methode, der damit eine grosse Reihe von Normalen auf ihre Intelligenz hin prüfte. Ihm folgte Ziehen mit einer gleichen, etwas modifizierten Methode an Kranken. Beide Methoden, die einmal in der Ergänzung ausgelassener Silben, dann in der Vervollständigung von nur in ihren Umrissen gezeichneten Bildern (Bildererklärungsmethode), drittens in der Herstellung sinnvoller Sätze aus zwei gegebenen Begriffen bzw. aus drei gegebenen Wörtern d. h. gleichsam mechanisch und mehr instinktiv optisch und logisch verwendet werden und in diesem Sinne von Riess, Masselon, Meumann, Heilbronner erweitert wurden, sind der eigentliche Kern von allen nachfolgenden Textanordnungen. Sie genügten aber weder dem Psychiater noch dem Psychologen, der die Intelligenzhöhe Jugendlicher zu beurteilen hat. Hier half erst das von Binet und dem Arzte Simon geschaffene Staffelsystem von Stichproben (Tests), das für jeden Jahrgang der jugendlichen Prüflinge einen Anhalt gibt und Auskunft erteilt (Altersstaffelmethode). Für deutsche Verhältnisse ist dieses Simon-Binetsche System von Lipmann und Bobertag übersetzt, ausgebildet und zu-

geschnitten worden. Sein bewährter Grundgedanke ist unverlierbar und international geworden. Da die Intelligenzfähigkeit in Grade fassbar und isolierbar ist, so ist ihre Prüfung ein Mittel für die Enthüllung der Struktur der Individualität, z. B. ob diese auf Talent oder Intelligenz hinweist, je nach der festgestellten Mehr- oder Minderleistung, ob die allgemeinen Schulleistungen auf wirkliche Intelligenz oder auf andere nicht intellektuelle Faktoren (Fleiss, Kenntnisse, Beobachtungsgabe, Auffassungsfähigkeit bzw. -grösse) zurückzuführen sind. All dies sind Grenzfeststellungen von hohem psychologischen Werte. Eine andere Hauptmethode bildet die in England besonders ausgebildete der Korrelation. Diese, von Pearson und Peerman eingeführt, beruht darauf, dass man Personen auf ihre Rechen- und Abschreibefähigkeit hin prüft. Hat ein Examinand in beiden Fähigkeiten z. B. die gleiche Nummer erhalten, so besteht zwischen ihnen die Korrelation 1, d. h. völlige Uebereinstimmung. Korrelation = 0 bedeutet, dass keine Uebereinstimmung vorhanden ist; die Höhe des Dezimalbruches zwischen 0 und 1 gibt die Stärke der Uebereinstimmung an. Diese Ergebnisse der Korrelationsmethode reichen jedoch nicht aus für eine wirkliche Intelligenzprüfung, da sie nur die Uebereinstimmung der Leistungen in verschiedenen Gebieten berücksichtigen, nicht aber den Ausgleich der einen Leistung durch eine andere, die einem differenten Gebiete angehört. Die Stichproben bedürfen daher noch eines Kriteriums, das ausserhalb eines jeden Experiments liegt und z. B. die Einschätzung durch den Lehrer erfordert, der die Examinanden in verschiedenen Fächern zu beobachten und kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Da aber der Lehrer von subjektiven Einflüssen gemeinhin nicht frei ist und in der Fähigkeit eines Schülers häufig sich täuscht, so ist die Schulleistungsfähigkeit nie ein korrektes Abbild der Intelligenz des Prüflings, zumal wenn der Examinator in jener allein dessen ganze Intelligenz sieht. Die Intelligenzschätzung ist recht schwer und kann nur zur Ergänzung und Kontrolle der Intelligenzprüfungen mittels der Stichproben der erwähnten Methode dienen. Einzelne Stichproben besagen überdies noch gar nichts für die Intelligenz als die allgemeine Leistungsfähigkeit der Psyche eines Individuums, als dessen Selbsttätigkeit; erst die vervielfältigte Anwendung der Tests, die Stichprobenreihen geben ein annähernd richtiges Bild. Unter ihnen hat die B.-S.-Methode ebenso wie die Korrelationsmethode von Pearson gezeigt, dass die Beziehungen zwischen Intelligenz und Schulleistungen durchaus nicht so eindeutige und enge sind, um aus ihnen richtige Schlüsse zu ziehen. Binet macht daher hier die

sehr feine Bemerkung: „la mémoire est la grande simulatrice de l'intelligence"; damit hat er zugleich die Klippe bezeichnet, an welcher fast alle Lehrer scheitern, die ihre Zöglinge nach den Schulleistungen allein zu beurteilen geneigt sind und hierfür blosse Gedächtnisleistungen heranziehen oder die schnellere bzw. langsamere Auffassungsgabe ihrer Schüler, gute Orthographie, Verständnis für geschichtliche Zusammenhänge u. dgl. mehr. Auch die Meinung, dass Kinder intelligenter, höheren Berufsständen zugehöriger Eltern eine grössere Intelligenz besitzen, als die aus niederen Ständen, beeinflusst häufig das Urteil der Pädagogen, die damit dem Begriffe der Erblichkeit eine falsche Nuance geben. Tatsächlich bewerten sie mittels all dessen Gedächtnis gleich Intelligenz und verfälschen damit ihre Urteile. Bei einer Umfrage Binets an zahlreiche Volksschullehrer antwortete ihm eine Lehrerin mit folgender für alle Prüfungen der Intelligenz als Leitmotiv brauchbaren Erklärung: „L'intelligence ne sert pas seulement à apprendre, elle sert surtout à faire sa vie!" Das Lebensgetriebe ist tatsächlich auch das Ausschlaggebende für die allgemeine Leistungsfähigkeit der Intelligenz, nicht aber sind es die Schulleistungen, deren Schätzungen immer nur ein Unterstützungsmittel für die Methoden der Intelligenzprüfungen sein können und vice versa. Der Lehrer bedarf, wenn er nicht selber psychologisch geschult ist, stets eines Fachpsychologen, der aber einerseits nicht des Lehrers entraten kann. Sonst geraten Schätzungen und Prüfungen in Gefahr, wertlos zu werden. Aehnlich ist die Gefahr, die aus der Anwendung aller möglichen einzelnen Stichproben bzw. Stichprobenreihen durch Psychiater, Nerven- und Schulärzte, je nach deren privater Liebhaberei, erwächst. Sehr brauchbare Testserien haben Rieger, Sommer und Ziehen angegeben. Ziehen wählt die Gesichtspunkte der Retention d. h. der Voraussetzung für das Gedächtnis und die Vorstellungsbildung aller Art, ferner der Vorstellungsentwicklung und Vorstellungsdifferenzierung, der Reproduktion und Kombination und reiht hieran die in seiner Klinik gebräuchlichen Prüfungs- und Fragemethoden. Ein in sich geschlossenes Testsystem hat der Russe Rossolimo mit seinen psychologischen Profilen (Profilmethode) aufgestellt. Hier wird eine Reihe von Stichproben zu einem Bilde der Individualität zu verknüpfen und aus ihnen ein Gesamtindex herauszuschälen versucht. Aufmerksamkeit, Wille, Merkfähigkeit, Gedächtnis, Auffassung, optisches Gedächtnis für Zahlen und Elemente der Rede, Kombination, Findigkeit, Einbildung, Beobachtung werden von Rossolimo an je 10 Experimenten geprüft. Die Anzahl der gelungenen Prüfungen wird graphisch dargestellt und als Ordinate in eine Skala von 10 eingetragen. Die Endpunkte der Ordinate werden miteinander zu einer Kurve ver-

bunden. Dadurch ergibt sich eine Art Profil, das Rossolimo „individuelles Profil“ nennt. Aus dem blossen Anblick der entstandenen, einer Fieberkurve ähnlich sehenden Kurve, und den für die geprüften seelischen Funktionen sich ergebenden Durchschnittszahlen erhält man eine Profillinie, durch welche die Gesamtbeschaffenheit des Prüflings resp. Patienten charakterisiert ist. So kommt Rossolimo zu einer Gruppeneinteilung, die in der Gruppe (1—4) Imbezillität. (4—6) geistige Debilität und darüber hinaus die verschiedenen Grade des Normalen fasst. Die Erfolge dieser Methode sind günstig; denn die nachträglichen Erkundigungen bei den Anstaltsleitungen haben die mittels der Profilmethode gestellte Diagnose bzw. die Beurteilung der geprüften Personen hinsichtlich ihrer Intelligenzstufe im wesentlichen bestätigen können. Diese hier besonders geschilderten Methoden, deren es noch viele andere hier nicht erwähnte gibt, — jede psychiatrische Klinik besitzt ihre besondere — eignen sich für die hauptsächlichsten Zwecke der Schule und des Lebens. Die von Moede und Piorkowski in ihrem Buche (1918 erschienen) angegebene Methode ist im Grunde nur eine auf Rossolimos bei weitem ältere Profilmethode zurückgehende, jedenfalls ihr aber sehr ähnliche und bedarf hier daher nicht erst besonderer Erörterung, zumal sie auch nur auf 8 gegenüber den 10 Funktionen des Bewusstseins, die Rossolimos Untersuchung heranzieht, sich erstreckt. Die B.-S.-Methode der Altersstaffelung hat sich vornehmlich für Kinder verschiedenen Alters bewährt und ist für alle Nationalitäten und Bildungsschichten, für Normale und Schwachsinnige aller Grade brauchbar. Sie gibt eine etwas gröbere Graduierung als die Korrelationsmethode, die mehr für gleichartige Gruppen dient, deren Vergleichung hinsichtlich der Intelligenz in Frage steht. Gerade innerhalb der Abstufung der Intelligenz hat diese Methode sehr feine Resultate gezeitigt. Die B.-S.- und die Korrelationsmethode dienen mehr schulpsychologischen Intelligenzprüfungen, die Methoden von Ziehen, Sommer und Rossolimo vor allem für psychiatrische Zwecke und Erwachsene und sind bei diesen auch bewährt gefunden. Mit allen vier Methoden hat man es in der Hand, für Schule und Leben wirklich brauchbare Prüfungen vorzunehmen. Ihre sachgemässe Kombination verspricht die besten Resultate und dürfte das Ergiebigste für jede Art von Intelligenzprüfungen liefern.

Soll die I.-P. auf die „allgemeine Leistungsfähigkeit eines Individuums sich beziehen, die dessen seelischem „Verhalten eine bestimmte Nuance verleiht“ — das ist die Definition, die Peerman der Intelligenz gibt — oder wie sie Stern definiert, „auf die allgemeine geistige Anpassungsfähigkeit an neue Aufgaben und Bedingungen des Lebens“, so kann die Prüfung nicht auf der blossen Beobachtung und

Bewertung der Gedächtnisleistungen und des Schulwissens, Auffassungsgabe u. dgl. des Examinanden beruhen. Denn die Intelligenz ist nur ein Teilfaktor der Schultätigkeit und diese nur ein Teil jener. Zweifellos sind unter den Schulkindern eine grosse Zahl von Intelligenzen, die man jedoch weder durch schulpsychologische Intelligenzprüfungen allein, noch durch blosse Schulleistungen (Schätzungen) erfassen wird, zumal diese zunächst nur im allgemeinen die Gedächtnisstärke, die Einordnungsfähigkeit in die soziale Gruppe, die Intensität und Ausdauer der Aufmerksamkeit, den Fleiss, die Gewissenhaftigkeit, das Pflichtbewusstsein u. dgl. mehr, sonach Seelenfunktionen berücksichtigen, die mit der intellektuellen Beschaffenheit nur mittelbar sich berühren; allein für die Tüchtigkeit und Bewährung in der Schule und nicht zum wenigsten im Leben sind sie schwerwiegend. Alles das sind aber im allgemeinen Faktoren der moralischen Sphäre, die mit einem starken Minus der Intelligenz ebenso einhergehen können, wie ihr Rückstand bzw. Defekt mit deren Plus. Häusliche Verhältnisse, Verwahrlosung, häufiger Orts- und Schulwechsel, längerdauernde Krankheiten, d. h. völlig im sozialen und ökonomischen Gebiet liegende Faktoren zusammen mit Eigenschaften des Willens können die Intelligenz scheinbar herabsetzen, ohne dass diese tatsächlich betroffen zu sein braucht. Das aber sind eben die äusseren Einflüsse, denen die Kinder der niederen Schichten unserer Gesellschaft unterliegen und unter denen sie auch im Augenblick ihrer Prüfung stehen. Daher denn auch die bereits erwähnte häufige Schlussfolgerung, dass die angeborene geistige intellektuelle Fähigkeit bei Kindern des Proletariats eine geringere sei, als die der bessersituierten, oberen und mittleren Schichten, solange diese letzten überhaupt noch bestehen werden! Dieser Fehlschluss beruht darauf, dass einmal keine Stichprobenreihe die nackte Intelligenzveranlagung, sondern nur diese zusammen mit all den oben genannten äusseren Einflüssen erkennen lässt, und dass zweitens die Kinder der bessersituierten Schichten bzw. Eltern dank der Umgebung, in welcher sie aufwachsen, bei weitem mehr und bessere geistige Anregungen erhalten als die Kinder der unteren Schichten. Jene erwerben einen grösseren Wortschatz, beherrschen die Sprache infolge der mit ihnen selber und mit anderen gepflogenen Unterhaltungen besser als Kinder der nicht besitzenden Schichten, beschäftigen sich schon frühzeitig mit kleinen Denkaufgaben enthaltenden Spielen, mit Rätselraten, Bilderbüchern u. dgl., erweitern ferner ihren Gesichtskreis durch Reisen mit ihren erwachsenen Angehörigen, empfangen einen besseren Schulunterricht, jedenfalls einen solchen, bei dem die Klassen nicht in dem Maße überfüllt und die Lehrer nicht annähernd so überbürdet sind, wie in der Volksschule. Auch ihre Vergnügungen sind ihnen angemessener, als die

den Kindern des Proletariats gemeinhin gebotenen, abgesehen davon, dass diese häufig genug deren ganz entbehren müssen, weil sie schon frühzeitig mit zum Erwerb herangezogen werden. Dadurch wird es erst plausibel, dass die Examinanden dieser verschiedenen Schichten weniger in den ihrem Alter entsprechenden Leistungen als in der Erfüllung von Aufgaben sich unterscheiden, die eigentlich über das Niveau ihres Alters hinausliegen. So schätzte Binet den durchschnittlichen Unterschied im Intelligenzalter zwischen Kindern der verschiedenen Schichten auf zirka $1^1/_2$ Jahre, der selbstverständlich bei verschiedenen Stufen des Lebensalters noch mehr differieren dürfte. Der Einfluss der sozialen Umwelt, der wirtschaftlichen Verhältnisse auf die Prüfungsergebnisse der Intelligenz und deren Träger ist hiernach sichergestellt. Unter den Volksschulkindern selber trifft man sogar auf ähnliche Differenzen. So übertrafen die aus einer sozial- bzw. wirtschaftlich bessergestellten Gegend einer Großstadt herstammenden Examinanden der Volksschule die aus ärmeren Stadtvierteln der gleichen Schule an intellektueller Leistungsfähigkeit um 20% bis $33^1/_3$%. Bei den einheitlichen Schulplänen der Volksschule kann hier nicht etwa die Schuld der Unterrichtsmethode beigemessen werden. Ebensowenig aber der Schulfrequenz. Die Vorschulen unserer höheren Anstalten waren bisher bekanntlich fast ebenso frequentiert, wie die der Volksschulklassen. Durchschnittliche Frequenzen von 50 bis 60 Schülern. Allerdings wird in den Vorschulen von Anfang an mehr auf sprachliche Formulierung der Denkinhalte gesehen als in der Volksschule. Auch die Behandlung des deutschen Unterrichts wird im Hinblick und in Rücksicht auf den in den Gymnasialklassen gleichbeginnenden fremdsprachlichen Unterricht in anderer, mehr logischer Art gehandhabt. Allein das ist nicht der Hauptgrund für das Minus im Ausfall der Prüfungen, das die Volksschüler gegenüber den Vorschülern gemeinhin aufweisen. Er liegt vielmehr im Gesamtmilieu, in der geistigen, gemütlichen und sittlichen Atmosphäre der sozialen Umgebung, der wirtschaftlichen Verhältnisse, vornehmlich im fehlenden Einflusse des Elternhauses, das allerdings in gewissen überkultivierten Kreisen gleichfalls ausgeschaltet ist und hier häufig ebenso verderblich wirkt wie in den niedersten Schichten. Da die Kinder beider Schularten durchschnittlich aus ganz verschiedenen geistigen Umwelten sich rekrutieren, „zwei Welten", wie sie Disraeli seinerzeit genannt hat, so erklärt dies zugleich die Verschiedenheit des Einflusses des erteilten Unterrichts. Hier taucht die Frage der Einheitsschule auf. Sie ist aber hiernach nicht eine blosse Frage der veränderten Schulorganisation, sondern fällt mit dem Gesamtleben des Volkes und dessen sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen zusammen. Erst mit deren Wandlung kann auch sie zur

wahrhaften Lösung gebracht werden. Schliesslich ist doch die Schule nicht das Ganze, wie uns an dem Erörterten klar geworden sein dürfte; sie ist eben nur ein Teil der Gesellschaftsstruktur des Staates, der Gesamtumgebung, die in ihrem vollen Umfange auf das Kind bereits einwirkt. Das gesamte Milieu müsste daher geändert werden, wenn der Niveauabstand unter den Kindern tatsächlich sich verringern soll! Würde heute bereits die Einheitsschule realisiert, so würde sie eher schaden als nützen, so notwendig es auch ist, sie stets als das Ziel vor Augen zu haben, auf das unser Streben schliesslich gerichtet werden muss. Zunächst würde sie eine Verzögerung des Unterrichtstempos für die Kinder der besser situierten Schichten nach sich ziehen. Das wäre allerdings kein grosser Schaden gegenüber den Vorzügen, die sie verspricht und viele von ihr mit Sicherheit und Recht erwarten. Sie vermag sie jedoch nicht zu bringen, weil noch erst die Voraussetzungen dafür zu schaffen sind. Man mag immerhin die höheren Schulen unterschiedslos für die dafür befähigten Kinder und zu einer weiteren Ausbildung geeigneten aus allen Schichten der Gesellschaft bestimmen, es bleibt und bliebe dies stets solange eine rein formale Massnahme, als nicht der Hebel an die Verbesserung und Aenderung der wirtschaftlichen, sozialen und damit der häuslichen Verhältnisse in deren vollem Umfange gesetzt wird. Obligatorische Kindergärten, für die gesamte Jugend des Volkes, für alle dessen Schichten, müssten geschaffen werden. Spiele und Spaziergänge unter Aufsicht von Lehrern oder dazu eigens bestellten und gebildeten Personen, von ihnen geleitet, Unterricht im Freien, Wanderungen, Gartenarbeit, je nachdem Werkstättenunterricht (Arbeitsschule), technische, handelswissenschaftliche Unterrichtskurse für die in die praktischen Berufe Eintretenden, Gymnasialkurse für die wissenschaftlichen Berufe, Hochschulen für die angewandten Wissenschaften, Universitäten für die reinen Wissenschaften, Akademien für die Künste sind die Forderungen, die der Schaffung einer wirklichen Einheitsschule gemäss sind und dieser erst ihren Inhalt geben können. Jedenfalls bedarf es zunächst wenigstens einer obligatorischen Erziehungsgrundlage in Form einer allgemeinen Schule für die ganze Schulzeit bis zum 14. oder 15. Jahre, in der die Realien und Naturwissenschaften bzw. das für die praktischen Berufe Nötige gelehrt und gelernt werden. Wie weit wir von all dem entfernt sind und bei den desolaten wirtschaftlichen Verhältnissen im Deutschen Reiche auf lange Zeit hinaus bleiben werden, braucht hier nicht weiter ausgeführt zu werden. Ebensowenig kann ich hier auf die materiellen Voraussetzungen näher eingehen, die für eine solche Umformung unseres

gesamten Unterrichts- und Erziehungswesens unumgänglich nötig sind. Heute scheiden die Kinder sich nach dem Einkommen und Besitz der Eltern. Es droht die Gefahr, dass die Kinder aus den nichtbesitzenden Schichten, wenn sie, wie dies jetzt vorgesehen ist, mit dem zehnten Jahre in die höhere Schule eintreten, diese Scheidung nur noch brutaler empfinden und fühlen als ehedem, wo ihnen der tatsächlich vorhandene Unterschied noch nicht täglich und in der Klarheit vor Augen trat, als nach ihrem Uebergang in die höhere Schule. Vordem sassen sie unter einer gleichartigen Gruppe, die weder in Kleidung, noch sonst sich von ihnen abhob, jetzt aber fühlen sie gleichsam instinktiv den Abstand. Sie werden seiner mehr und mehr inne, als sie gerade den ihnen vor den ihnen sonst Gleichgestellten gewährten Vorzug ihrer besseren und besonderen Begabung und ihrer Intelligenz verdanken. Nimmt man hierzu noch, dass nach Gedders 4% der Volksschüler an Intelligenz den Durchschnitt ihrer Mitschüler überragen, so würden in Deutschland bereits die höheren Schulen mindestens um die Hälfte vermehrt werden müssen! Der Prozentsatz der befähigten Volksschüler ist aber noch höher als 4%. Eine Unterrichts- und Erziehungsorganisation, wie sie jetzt vorgenommen und weiter auszubauen geplant wird, setzt aber bereits soviel voraus, dass sie allein an den heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen Deutschlands schon scheitert. Sie vermag aber nicht einmal das zu leisten, was man von ihr erhofft. Sie setzt überdies und ohne weiteres Unentgeltlichkeit der Lehr- und Lernmittel voraus, und vieles andere, das hier ebensowenig erörtert werden kann, wie das für das Ziel der wahrhaften Einheitsschule an ökonomischen, sozialen und politischen Voraussetzungen unumgänglich Erforderte. Denn für die wirkliche Einheitsschule bietet jene heute geplante Unterrichtsorganisation (z. B. die der Berliner Begabtenschulen) doch nur einen wahrlich dürftigen Ersatz, der aber bereits auf Widerstände stösst; um so grössere sind daher auch zu erwarten, wenn erst die wirkliche Einheitsschule sich durchsetzen soll, die doch bei weitem mehr mit den sozialen, wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen verknüpft ist als jener Notbehelf. Soll übrigens eine jenem Prozentsatz der intelligenten Volksschüler entsprechende Vermehrung der höheren Schulen vorgenommen werden, so müsste deren Zahl in Deutschland sogar um mehr als das Doppelte steigen, während heute sie fast stetig sinkt, da die Mittel hierfür überall ausgehen! Nur die Einheitsschule könnte überdies eine wirkliche neue und gute Unterrichts- und Erziehungsorganisation schaffen; alles andere mit diesem Namen Belegte verdient nicht den Namen „Einheitsschule". Sie lässt sich aber unter den heutigen Verhältnissen, wie nochmals betont sei, nicht schaffen. Erst mit deren völliger

Besserung und Wandlung könnte sie aus der Utopie, die sie heute noch ist und bleiben muss, zur Wirklichkeit werden!

Die deutsche Lehrerschaft hat sich zwar wiederholt mit der Aenderung der allgemeinen Volksschule befasst und Vorschläge hierfür auch ausgearbeitet. Ihre Angriffe hat sie aber insbesondere gegen die noch bei uns in Norddeutschland bestehende Vorschule gerichtet. Allein in Süddeutschland fehlen bereits heute die Vorschulen. Und doch ist damit nichts gebessert, dass hier die Schüler der besser situierten Schichten mit denen der niederen, unbemittelten in der Volksschule zusammen auf einer Schulbank sitzen. Weder im Hinblick auf den „Aufstieg der Begabten", noch auf die Beseitigung des Gegensatzes der sozialen Schichten. Solche Aenderungspläne sind eben nur halbe und unzureichende Mittel, die die Pfeiler des ganzen Gebäudes unberührt lassen. Allein, da die Einheitsschule heute noch nicht realisiert werden kann, so wäre eine gemeinsame Erziehungs- und Unterrichtsgrundlage in der Form einer für alle Kinder bis zum 14. bzw. 15. Lebensjahre obligatorischen Schule zunächst zu schaffen! Hiermit würde zugleich der Boden für wirklich ausreichende I.-P. ohne weiteres gegeben sein und den Worten Goethes in „Wilhelm Meister" Geltung verschafft: „Wir beobachten zuerst, was dem Zögling gemäss ist, ehe wir ihn einer bestimmten Erziehung zuführen." Denn da, wie ich auseinandergesetzt habe, die I.-P. allein für sich überhaupt nicht dafür massgebend sein können, wie viele und welche Kinder aus der Volksschule in die höheren übergeführt werden sollten und können, so müssen noch andere wichtige seelische Funktionen, z. B. Willensfaktoren und die höheren Gefühle hierfür als Unterlage herangezogen werden. Gerade diese aber treten erst wirklich nach dem 10. Lebensjahre hervor. Die hier vorgeschlagene Erziehungsbasis bis zum 14. oder 15. Lebensjahre, die sogar heute problematisch zu werden droht angesichts der Versklavung unseres Volkes durch den bekannten Vertrag, böte daher auch die Aussicht und Möglichkeit, nicht bloss die Intelligenz, sondern auch die anderen für den Aufstieg wichtigen Funktionen der moralischen Sphäre erkennen zu lassen und auf deren Grundlage zusammen mit jener die gebotene Auslese zu halten. Mit jener gemeinsamen Erziehungs- und Unterrichtsgrundlage wäre überdies nur etwas erneuert, von dem Gustav Freytag in seinem Werke: „Bilder aus deutscher Vergangenheit" (4. Band, S. 123) uns berichtet: „Die oberen Klassen der sogenannten Lateinschule, die stets in einer ansehnlichen Stadt vorhanden war, bereiteten zwar für die Universität vor, aber auch die Knaben, welche ein Handwerk erlernen sollten, gingen aus ihr hervor. Diese verliessen die Schule aus der Quarta. Die so gestaltete Einrichtung half dazu, auch den Bürgersmann in einer Abhängigkeit von der gelehrten Bildung zu erhalten, und hat dazu beigetragen, dass die Aufklärung ihrer Zeit

von umsichtigen Bürgern schnell aufgenommen und im deutschen Volk verbreitet wurde.“ Mit jener allgemeinen Basis bis zum 14. bis 15. Lebensjahre würde es uns jedenfalls heute bereits wesentlich erleichtert, den Aufstieg aus dem Volke wirklich anzubahnen und dessen Intelligenzen zu erkennen und auszulesen, zumal deren Prüfungen nur bis zur Pubertätszeit einen einigermassen brauchbaren Maßstab geben, nach dieser aber relativ gute Intelligenzen wieder stark zurückgehen können. Umgekehrt können jedoch auch Begabungen und Intelligenzen nach einem tiefen Kindheitsniveau sich erst entfalten und spät zeigen. Eine wahrhaft wertvolle Auslese wäre sonach erst mit jener hier vorgeschlagenen bis zum 14. bzw. 15. Lebensjahre währenden allgemeinen Erziehungsbasis gegeben. Wie heute die Dinge liegen, ist es allerdings ratsam, schulpsychologische Intelligenzprüfungen bzw. den aus ihnen sich ergebenden Intelligenzquotienten d. h. das Verhältnis aus dem Intelligenzalter zu dem Lebensalter nur vom 10. bis 12. Lebensjahre als Maßstab anzuerkennen. Sonst gerät man auf Irrwege!

Wie gross diese werden können, wenn man die Intelligenzen an sich und allein für Begabung nimmt, auf angelerntes Schulwissen reduziert und auf Grund von Anschauungen, welche intellektuelle und moralische Sphäre konfundieren, eine Auslese zu bieten vermeint, beweisen u. a. die Resultate Rodewaldt's, der jedoch keineswegs durch diese sich etwa täuschen liess, sondern im Gegenteil sie durchaus zutreffend bewertete. Er hatte bei einer Kenntnisprüfung von 174 Kavallerierekruten (Arbeitern und Landbewohnern einiger preussischer Provinzen) Stichproben aus allen Wissensgebieten vorgenommen, deren Kenntnis man beim Volke voraussetzen muss. Seine Ergebnisse fasst er dahin zusammen, dass „das geistige Inventar der Examinanden einen solchen Tiefstand zeigte, dass eine solche Fülle nicht erwarteter Defekte in einem so grossen Prozentsatze angetroffen wurden, wie sie niemand auch nur annähernd erwartet hätte!“ Hätte man nicht vorher gewusst, so führt er aus, dass man es bei den Untersuchten mit Geistesgesunden zu tun habe, so hätte man glauben können, die gefundenen Defekte seien die geistig Erkrankter!

Ihre Ergänzung finden diese von Rodewaldt (1905) veröffentlichten Erfahrungen, in den von Pasta Lombroso-Carrara an niederen italienischen Volksschichten gemachten und von ihm (1908) publizierten. Lombrosos Schlussurteil darüber geht dahin, dass „eine ausserordentliche Trägheit des Gedankens, eine unabänderliche Teilnahmslosigkeit gegen die umgebende Welt, was Politik, Religion, Kultur allgemein angeht — der eigentliche und wesentliche Bestandteil der Seele der unteren Volksschichten ist“. „Kein Kritikvermögen, keine Auflehnung gegen das Hergebrachte; nirgends ein Anzeichen, dass im Verlaufe des besten Mannesalters von

20—60 Jahren, die Ideen dieser Volksschicht sich ausgestalten, erweitern und klären, sondern sie bleiben im Geiste des Erwachsenen dieselben, wie in der Jugend."

Die Gründe hierfür liegen, wie Lombroso mit Recht meint, „in der stets sich gleichbleibenden Umgebung, in welcher Junge und Alte ihr Leben hinbringen, der sie ihre Eindrücke entnehmen, in der dieselben Arbeiten, derselbe Umgang, die gleichen Gespräche und Ereignisse im grellen Gegensatze zum raschen Wechsel der Eindrücke im Leben höherer Stände ihrem Dasein das Gepräge unfruchtbarster Eintönigkeit verleihen". Dieses aus der Praxis stammende Schlussurteil bestätigt das oben von mir Erörterte. Derlei aus zwei sogenannten Kulturländern, allerdings mit relativ wenig Industriebezirken zusammengetragenen traurigen Resultate, vorkriegszeitliche Resultate, besagen zugleich mehr als alles, was überhaupt über das vorliegende Problem ausgesagt werden kann. Den Untersuchungspersonen mangelte es nicht etwa an der nötigen Intelligenz — denn Lombroso hebt ausdrücklich hervor, dass viele der Befragten sehr intelligent waren — sondern die Tiefe des Niveaus, aus dem sie hervorgegangen waren und in dem sie dauernd blieben, war die Wurzel der von ihnen gezeitigten bemitleidenswerten Ergebnisse. Die Selbständigkeit und Selbsttätigkeit der untersuchten Individuen, d. h. eben ihre Intelligenz waren mangels des Wechsels und Betriebes ihrer Umgebung unentwickelt geblieben und gleichsam im Keime erstickt. Zweifellos findet sich jedoch, wie in allen Klassen und Berufen eines Volkes, auch in dessen proletarischen und kleinbürgerlichen Schichten eine sehr große Zahl von Intelligenzen. Sie müssen sogar in diesen Schichten, als den zahlreichsten der Gesellschaft bzw. des Staates, in noch weit stärkerem Maße vorhanden sein als in den höheren und höchsten. Denn immer noch hat es sich bei plötzlichen Umwandlungen bestätigt, dass mehr Personen zu übergeordneten Stellungen befähigt sind, als es solcher Stellen überhaupt gibt. Ein Fürst hat sicherlich unter den von ihm beherrschten Millionen viele, die zum mindesten ebenso gut wie er die Funktionen des Regierens üben könnten. Vor derlei für sie neue Aufgaben gestellt, würden sich unter jenen Millionen sicher sehr viele finden, die intelligent genug sind, sich den ihnen neu auferlegten Pflichten anzupassen, ihre Assoziationen, ihr Denken auf sie einzustellen, indem sie über ihren geistigen Besitzstand sich zunächst orientieren, auf Grund dessen den von ihnen erforderten Leistungen gegenüber das Nötige recht gut herausfänden, etwaige Mängel ihres Besitzes beseitigten und ihn dann mittels ihrer Willenskraft derart erweiterten, dass sie sich schliesslich hier völlig zurechtfänden. Der Unterschied solcher Intelligenten von den minder Intelligenten zeigt

sich vornehmlich auch darin, dass sie neuen Fragen gegenüber nicht ins Blaue hineinreden, bzw. handeln, sondern einfach und ehrlich erklären: „Das weiss ich, das kann ich nicht.“ Daher sie denn auch Aufgaben, denen sie sich selber nicht gewachsen fühlen und zeigen und deren Erfüllung wichtig ist, ohne weiteres solchen überlassen werden, die sie hierfür tauglich befunden haben. Um so mehr, als sie dank ihrer Intelligenz aus ihrer eigenen gewohnten Denkweise in die anderer sehr gut sich hineinversetzen können. In letztem verhalten sich übrigens Kinder und Erwachsene ganz gleich. Selbstverständlich bleibt der Unterschied beider Gruppen hinsichtlich ihres geschilderten Verhaltens je nach der Alters- und geistigen Besitzstufe, die sie haben oder wenigstens haben sollten, immer nach Art und Grad gewahrt. Wahrhaft Intelligente behelfen sich bei ungewohnten Fragen mit ihrem jeweilig vorhandenen Wissen. Sie können z. B. charakteristische Erklärungen bzw. Definitionen von Dingen oder Ereignissen, insbesondere von dem ihren speziellen Beruf Betreffenden geben und werden dabei stets ihrem besonderen Bildungsgrade entsprechen. Dieser ist jedoch nicht mehr von ihnen abhängig, sondern ein Ausfluss des Gesamtmilieus, aus dem sie hervorgegangen sind, in welchem sie sich befinden, und dessen Aenderung eine solche des ganzen Systems erfordert. Man ändere die Lebensverhältnisse und man ändert die Menschen! Sie holen die in diesen verborgen liegenden Keime physischer und psychischer Natur heraus! Allein schon die ersten Kinderjahre können Schäden an Geist und Körper bringen! Die spätere Schulerziehung kann diese nicht gutmachen. Das Gedächtniswissen erst recht nicht, am allerwenigsten das Memorieren von Katechismus, Kirchenliedern, biblischen Geschichten oder eine einseitig und parteiisch tendenziös gefärbte vaterländische Geschichte. Was übrigens in unserer Volksschule als Religion geboten wird, ist nicht einmal Religion, und wäre sie es, so nützte sie auch nichts; denn nicht die Religion treibt die Moral, sondern umgekehrt die Moral die Religion aus sich heraus! Religion kann dies schon daher nicht, weil sie doch nur die mehr weniger illusionierte Widerspiegelung des Menschen bzw. der kulturellen, sozialen, wirtschaftlichen, und politischen Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft, weil sie Willenschaft d. h. die Stellung unseres Wollens und Fühlens zum Zusammenhang alles Seienden ist. Je kläglicher die gesellschaftlichen Verhältnisse sind, um so mehr flüchten sich die Menschen zu dem ihnen sich durch die Religion bietenden Widerschein oder Reflex ihrer Verhältnisse und suchen in ihr einen Ersatz für die Wirklichkeit. Daher denn auch die, denen ihr Interesse vorschreibt, diese Verhältnisse zu erhalten und zu bewahren, das Wort geprägt haben: „Dem Volke muss die Religion erhalten bleiben!“ Sie glauben allerdings auch damit die Moral

schützen zu können. Deren Quell jedoch ist einmal subjektiv im Menschen selber gelegen, dann zugleich objektiv das Recht und drittens die Pflicht, die der Einzelne als sein innerstes und tiefstes Erlebnis und dessen Wertung erfährt und sich selber auferlegt, um mit der Gesamtheit im Einvernehmen zu bleiben! Dies kann die Gesamtheit jedoch nur dann und wirklich von dem Einzelnen fordern, wenn sie in ihrem einzelnen Mitgliede auch die Pflichterfüllung und das Pflichtgefühl des freien Mannes erweitert hat, der selbst dann die Organisation der Gemeinschaft mitgestaltet, die ihrerseits ihm Aufgaben stellen und bei deren eventueller Unterlassung Recht an ihm üben kann und darf! Wenn jedoch die Gesamtheit der Gesellschaft nicht imstande ist, Recht und Pflicht zu bieten und aufzuerlegen, so kann dies ebensowenig und noch weniger die Religion, als die blosse Spiegelung der die menschliche Gesellschaft bildenden Verhältnisse, als die von dieser sich herschreibende seelische Verfassung leisten. Kann die Wirklichkeit Recht und Pflichtgefühl fördern und gebieten, so bedarf sie dazu nicht erst eines Abbildes, mag dieses noch so sehr illusioniert und ideal gestaltet sein! Die Moral fliesst aus der Wirklichkeit des Menschen selber, aus dessen Leben und Sein, aus tiefstem Gemüt und Innern! Nie und nimmer aus dessen Reflex und Schein, aus der Religion! Allerdings ist dem Sein, dem Wirklichen noch stets und bislang der Schein vorangestellt und dieser für jenes genommen worden. Ganz natürlich! Denn so lange die sozialen und ökonomischen Verhältnisse einer Gemeinschaft im Argen liegen, so lange wird auch nur der Schein und nicht das Sein ihr als Halt geboten werden. Die Moral kann hier nur auf Furcht und Heuchelei basieren. Da die Moral ein völlig subjektives Erzeugnis ist und nie und nimmer aus dem Schein der Wirklichkeit, aus deren Reflex, aus der Religion quillt, so kann sie auch nicht mittels äusserlicher Zwangsmittel oder sonstiger objektiver Beeinflussung sich im Menschen erzeugen lassen. Zu solchen Mitteln gehört aber die Religion. Daher kann der Mensch durchaus ohne religiöse Worte existieren, nie aber ohne Moral, ohne Sittlichkeit und deren Kodex, ohne Ethik! Jene sind erst deren Resultat, nicht aber deren Begründung, deren Fundament. Die Religion bietet nur eine Stillung der gemütlichen Bedürfnisse jenen Menschen, die danach auch bedürfen, ist aber durchaus keine unbedingte Forderung für alle, vornehmlich nicht für die, die den Nöten und Leiden des Lebens auch ohne die Tröstungen und Suggestionen der Religion die Stirn bieten wollen und können. Hierzu gehört allerdings ein tiefer Sinn für die Notwendigkeiten des Seins und Lebens und ein unaufhörliches Suchen nach der Wahrheit. Die tiefste Selbstbesinnung, Selbstbewertung und die höchste Selbsterkenntnis. Daher ist auch das Bedürfnis nach der Religion für alle die, welche jenen Sinn nicht ohne eine Stütze aufzubringen vermögen, und auf äussere Hilfe harren, ein viel tieferes

und allgemeineres als mancher glauben lassen möchte! Auch hier muss der Hebel an die Erziehung gelegt werden. Wie soll aber diese fruchtbar werden und Moral sich finden in unzulänglichen, ungesunden, engen Wohnungsräumen, in Häuslichkeiten, deren Häupter, Mann und Frau, nur für das blosse animalische Leben fronen müssen, nicht wahrhaft und froh leben können, sondern nur kümmerlich vegetieren?! So wenig wie Moral hier hausen kann und so wenig die wirkliche Einheitsschule heute bereits möglich ist, so wenig lassen sich die geschilderten Verhältnisse mit einem Schlage, oder gar bereits heute umändern. Am allerletzten mittelst Dekrete! Gleichwohl bleibt das Ziel, dass die Bildung ohne jeden Unterschied an alle herangebracht wird, davon unberührt. Denn erst dann würde sich verwirklichen, dass die soziale Gemeinschaft zu der Höhe einer Kulturgemeinschaft aufstiege und der heutige Notstaat zu einem wirklichen Vernunftstaat, einem wahrhaft tüchtigen Volksganzen sich wandelte, in welchem die freie Entwicklung eines jeden einzelnen zugleich die Bedingung für die freie Entwicklung aller würde! Intelligenzen sind im Volke, wie bereits gesagt, die Fülle. Das lehren uns die Zeiten grosser Umwälzungen! Auf strategischem Gebiete sei hier an Napoleon und dessen Generale, Kleber, Murat, Ney u. a. erinnert. Auch in Preussen finden sich Beispiele, wie Scharnhorst und Gneisenau, der bis zu seinem neunten Jahre, als der Sohn eines sächsischen Artillerieleutnants, in den ärmlichsten Verhältnissen aufwuchs. Aus der rein wissenschaftlichen Sphäre sind hier Rousseau, Kant, Herder und Fichte zu nennen. In seiner Jugend hütete Fichte Gänse und Schweine. Bis zu seinem Ende eine kraftvolle, trotzige Natur, ein aufrechter Kämpfer und Mann der Tat, atmet seine Philosophie die gleiche Kraft und Tat. In seinen „Reden an die deutsche Nation“ preist er vor allem die Tathandlung. Für die hier uns beschäftigende Frage, in der er von Rousseau sichtlich beeinflusst ist, findet er die Lösung des Problems der Volksbildung vornehmlich darin, dass keine Familienerziehung sein dürfe; denn die Familie ist für ihn nur ein Notbehelf, wie auch der Staat ihm nur als Notstaat gilt. Ueber Familie und Staat muss und wird, wie Fichte prophezeit, das gesellschaftliche Leben hinausgelangen. Die Kinder sind nach Fichte nicht Eigentum der Eltern: „Es könne sein, dass die Familienerziehung gut sei, aber der Vernunftstaat, den Fichte stets ersehnt und fordert, könne sich nicht auf den Zufall verlassen!“ Fichte schliesst seine Betrachtung über die Familienerziehung mit den drastischen Worten: „Eine andere Kinderfabrik kann der Staat nicht schaffen — hier bleibt Natur — wohl aber eine andere Bildungsfabrik.“ Die Bildung werde jedoch nur an eine geringe Minderheit herangebracht. „Die grösste Mehrzahl des Volkes wird vernachlässigt und dem blinden Ungefähr überlassen.“ „Die Erziehung

soll nur ja recht bald vollendet sein, damit das Kind bald hinter die Arbeit gestellt werde." Fichtes Forderung geht daher auf eine völlige Aenderung des Erziehungswesens! Hierin begegnet er sich aber nur mit den ähnlichen Forderungen eines Comenius, Rousseau, Pestalozzi und anderer wahrhafter Volkserzieher vor und nach ihm, z. B. Disterweg u. a. Bislang harren die Postulate aller dieser Männer immer noch ebenso ihrer Erfüllung, wie die Worte Kants, der das Prinzip der Erziehungskunst darin sieht, dass die Kinder nicht dem gegenwärtigen, sondern dem zukünftig möglich besseren Zustand des Menschengeschlechts, d. i. der Idee der Menschheit und deren ganzer Bestimmung angemessen erzogen werden. Denn dadurch könne dieser hervorgebracht werden.

Die schulpsychologischen Intelligenzprüfungen bieten nur einen recht geringen Teil der Forderungen, die zum wirklichen Ziele führen können; sie sind zwar dessen Bestandteil und Unterstützungsmittel und als solche zu schätzen, aber allein für sich bei weitem nicht ausreichend, um den „Aufstieg der Begabten" und dem „Tüchtigen freie Bahn" zu gewährleisten. Sie leisten nicht einmal das von ihnen allgemein Vorausgesetzte, eine wirkliche Auslese für die Aufnahme von Volksschülern in die heute bestehenden höheren Lehranstalten. Ganz abgesehen davon, dass diese Art von Auslesen nur dazu geeignet erscheint, das Niveau der Volksschule noch tiefer zu senken als es bereits jetzt ist. Sie führen nicht aus der Not, sie verewigen sie. Ebensowenig führt aus ihr die heute geplante Errichtung von Alumnaten bzw. Volksheimen, in denen Kleidung, Wohnung, Essen, kurzum alles das geboten werden soll, was die wohlhabenden Schichten der Bevölkerung ihren Kindern heute in ihrer Häuslichkeit bereits bieten. Hierbei aber dürften die derart bevorzugten Kinder der nichtbesitzenden Schichten es nie im geringsten fühlen, dass sie eine „Wohltat" geniessen, die tatsächlich doch nur ihr Recht ist, auf das sie Anspruch haben, und die nur ein Gefühl der Bitterkeit in ihnen auslösen könnte. Dann auch ist mit der Errichtung solcher Institute noch lange nicht dem abgeholfen, dass die in ihnen versorgten Kinder nicht doch gezwungen sein sollten, ihre Studien und Kurse vorzeitig abzubrechen, um mit zu erwerben und als kaum Erwachsene „hinter die Arbeit gestellt zu werden". Alle Unterstützung durch wohlhabende und wohlmeinende Mitbürger kann hier nichts, oder mindestens nur recht wenig fruchten. So lange nicht die Gemeinschaft als Ganzes eintritt und allen ihren Gliedern die Pflicht auferlegt, für das Wohl des Ganzen zu sorgen und zu dessen Wohle sich heranzubilden, je nach den Fähigkeiten und Kräften, die in einem jeden sich bergen, so lange ist

auf eine wirklich gute und durchgreifende Bildung, die alle Volksschichten, bis in deren unterste hinein, erfasst, nicht zu rechnen! Letzten Endes muss jedoch dieses Recht schlechthin freie Bahn bekommen. Der Ausspruch Fichtes: „Wer dem Recht nicht aus dem Wege geht, über den führt dieser Weg hinweg," wird schliesslich zur Wahrheit werden. Nicht zuletzt an der Einheitsschule, für welche alle anderen Massnahmen nur Reformen zur Stütze des Zwangsstaates, Notbehelfe und Halbheiten darstellen und sind. Auch der hier von mir vorgeschlagene Modus der obligatorischen allgemeinen Erziehungs- und Unterrichtsgrundlage bis zum 14. bzw. 15. Lebensjahre zählt hierzu. Er verlegt aber wenigstens nicht den Weg zur wirklichen Einheitsschule, sondern kann ihn fördern. Zugleich wäre mit ihm die von Arbeitgebern und Arbeitnehmern gleich lästig empfundene obligatorische Fortbildungsschule, die im Grunde wenig nützt, überflüssig gemacht. Die wahre Auslese und ein wirklicher Aufstieg der Begabten kann jedoch nur unter den gleichen Bedingungen und Verhältnissen aller Glieder eines wirklichen Vernunftstaates, einer wahrhaften Kulturgemeinschaft sich ermöglichen und verwirklichen. Aber auch die Einheitsschule, die diesen Namen wirklich verdient, kann und wird nur dann zur Tatsache und Wahrheit werden. Sie ist nicht die Schule der Gegenwart, sondern die Schule der Zukunft!

---

# War Mohammed geisteskrank, fallsüchtig oder muttersüchtig?

## Eine ärztliche Untersuchung

von Dr. med., Dr. jur., Dr. phil. Dr. dent. **W. Hammer.**

In einer Zeit, in der die Religion der Ergebung (Islam) Jahr für Jahr etwa zwei Millionen neuer Bekenner erwirbt, in einem Jahrhundert der Entscheidung, ob der schwarze und der gelbe Erdteil christlicher oder mohammedanischer Bekehrung verfallen werden, dürfte die Frage nach der angeblichen Geistes- oder Nervenstörung des Propheten die Teilnahme besonders auch der ärztlichen Welt beanspruchen dürfen.

Um zu prüfen, welcher Art die genannten Zustände waren, dürfte es angebracht sein, zunächst einmal nach ärztlicher Sitte zu ermitteln, was uns von den Vorfahren und vom Leben Mohammeds berichtet wurde, um dann auf die Anfälle selbst näher einzugehen und sie mit verwandten Erscheinungen der Gegenwart und der Vergangenheit zu vergleichen. Aus den Vergleichen dürften sich dann wohl genügende Anhaltspunkte ergeben zur Beantwortung der gestellten Hauptfrage.

Ueber das Leben Mohammeds berichten uns ausser den arabischen Ueberlieferungen zahlreiche Werke europäischer Gelehrter, von denen erwähnt seien: Jean Gagnier: La vie de Mahomet. Amsterdam 1732. 2 Bd., 873 Seiten, aus Koran (der heiligen Schrift der Islamiten) und Sunna (ihrer Ueberlieferung) zusammengestellt. — A. Sprenger: Das Leben und die Lehre des Mohammed. 2. Ausgabe. Berlin 1869. Nicolaische Verlagsbuchhandlung. 3. Bd., 1729 Seiten. — Gustav Weil: Mohammed de Propheet. Amsterdam 1846 bei J. M. E. Meijer. 272 Seiten. — John Mühleisen-Arnold: Der Islam nach Geschichte, Charakter und Beziehung zum Christentum. Gütersloh 1878 bei C. Bertelsmann. 304 Seiten.

Hier kann es daher nicht unsere Aufgabe sein, in breitester Ausführlichkeit eine erschöpfende Lebensbeschreibung zu geben. Vielmehr habe ich in gedrängter Kürze das ärztlich Wichtige hervorzuheben.

Mohammed wurde etwa 571 n. Chr. geboren und zwar wird sein Geburtstag auf den 20. April verlegt. Seine Geburtsstadt ist Mekka in Arabien. Edler arabischer Abkunft wird sein Stammbaum durch 30 Geschlechter hindurch auf Ismael, den Bruder Jakobs und zwar durch den zweiten Sohn Ismaels, Kedar, zurückgeführt.

Aerztlich wichtiger ist, dass er zum Stamme Fehr oder Koreisch (Sure 106), zur Familie der Haschim, den Fürsten (Häuptlingen von Mekka) gehörte, die das Heiligtum der Kaaba zu hüten die erblich überkommene Ehrenpflicht hatten. Weiter hatte die Familie Mohammeds, die vom Karawanenhandel lebte, den Brunnen Zamzam im Besitz mit der Gerechtsame, Pilger und Wanderer mit Wasser aus diesem Brunnen zu versehen. (In heissen Ländern kostet ein Krug Wasser zuweilen mehr als ein Korb mit Obst.)

Somit können wir als sicher feststehend annehmen, dass die Familie Mohammeds seit vielen Geschlechtern den religiösen Sinn pflegte.

Mohammeds Vater Abdallah hatte sich im Herbst 570 mit einer mekkanischen Karawane in Handelsgeschäften nach Syrien begeben, erkrankte auf der Heimreise, so dass er in Medina bei Verwandten zurückblieb, während die Karawane weiterzog. Nach einmonatiger Krankheit verschied er 25 Jahre alt. In der Totenklage der Witwe wird er als freigebig und voll Mitleid gerühmt. Als Abdallah starb, war sein einziger Sohn höchstens einige Monate alt oder überhaupt noch nicht geboren.

Mohammeds Mutter Amina, aus der den Haschim ebenbürtigen Familie Zohra, war Abdallahs erste und einzige Gattin. Ihre Schwangerschaft war so leicht, dass sie anfänglich nicht wusste, ob sie werdende Mutter war. So pflegte sie in Erinnerung an die glückliche Zeit ihrer jungen Hoffnungen zu erzählen: „Meine Schwangerschaft war so

leicht, dass ich gar nicht wusste, dass ich in gesegneten Umständen war. Es ist wahr, ich verlor die Monatsblutung, aber die war immer sehr unregelmässig eingetreten. Eines Tages, als ich halb wachend und halb schlafend war, hatte ich eine Erscheinung, die zu mir sagte: Weisst du, dass du schwanger bist? und es war mir, als ob ich antwortete: Nein es ist mir nicht bewusst. Die Erscheinung versetzte darauf: Du trägst den Herrn und Verkünder deines Volkes unter deinem Herzen. Dieses war an einem Montag. Erst dann wusste ich gewiss, dass ich mich in der Hoffnung befand. Ich hatte dann keine Erscheinung mehr, bis ich meiner Niederkunft nahe war. Dann erschien mir dieselbe Gestalt und sagte: Sprich, ich empfehle die Frucht meines Leibes dem Einigen, dem Ewigen, zum Schutze gegen Neider. Ich sprach diese Worte nach und wiederholte sie bisweilen und erzählte meinen Freundinnen, was mir begegnet war, und sie rieten mir, ein Stück Eisen an die Arme und um den Hals zu binden. Ich tat es auch. Nach einigen Tagen aber fand ich, dass sie abgebrochen waren; ich band sie auch nicht wieder an."

Auch von anderer Seite wird bestätigt, dass Amina keine Schwangerschaftsbeschwerden hatte.

Mag man nun die Ueberlieferung der beiden Erscheinungen Aminas für geschichtlich oder für sagenhaft halten: Keinesfalls vermag ich aus den prächtigen Erzählungen, in denen sich Mutterhoffnungen und Mutterglück der einsamen jungen Frau, deren Gatte auf Reisen und in steter Gefahr für Leben und Gesundheit war, widerspiegeln, Sinnestäuschungen einer Geisteskranken zu entnehmen, auch nicht, dass sie höchst nervös und aufgeregt war, wie A. Sprenger folgert. Ich erblicke vielmehr in den überlieferten Erzählungen keinerlei Anhaltspunkte für das Vorliegen einer anderen Nervenverfassung als der durchschnittlichen, einer jungen Frau ohne den starken Schutz, der in der Anwesenheit des liebenden Gatten liegt, verschönt durch fromme Gesinnung und süsse Hoffnungen auf Mutterglück, die sich denn auch erfüllten.

Das neugeborene Kind wurde von seinem Oheim Abd-al-Mottalib in das Innere der Kaaba verbracht und daselbst wurde ein Lob- und Dankgebet verrichtet: „Lob sei dem Höchsten (Allah), der mir diesen herrlichen Jungen gegeben hat, der schon in der Wiege über die anderen Knaben herrscht. Ich empfehle ihn dem Schutze des Höchsten, des Herrn der Pfeiler (Grundstoffe, Elemente), auf dass er ihn uns zeigen möge, wenn er schön aufgewachsen ist. Seinem Schutze empfehle ich ihn vor dem Uebel des boshaften Geistes"[1]).

---

[1]) In einfachen Kulturen hält man ansteckende Leiden für verursacht durch boshafte Lebewesen unsichtbarer ungreifbarer Art (Geister), während wir „Bakterien" als Krankheiterreger annehmen. Ausserdem vereinigen einfache Menschen Suggestions- und Kleinlebewesenswirkungen unter dem Sammelbegriff der Besessenheit.

Amina war zu schwach, ihr Kindlein dauernd zu stillen. Nach den Ueberlieferungen hat sie den Sohn einige Tage oder sieben Monate selbst genährt; dann wurde er von einer Sklavin seines Oheims, endlich von Halyma aus dem Stamme Sad bis zur Vollendung des zweiten Lebensjahres neben seinem Milchbruder mit ernährt. (Halyma heisst zu deutsch Milde. Sad: Glück, Seligkeit.) Mohammed wuchs also nicht in der Stadt, sondern auf dem Lande (in der Wüste) auf bei Wanderhirten (Nomaden). Fünf Jahre soll er bei diesen Wanderhirten verbracht haben, bis er zu seiner Mutter zurückgebracht ward. Das Erbe des Kindes von seinem verstorbenen Vater bestand aus einer Sklavin und einem Kamele. Der Aufenthalt auf dem Lande war weit gesünder, als der in Mekka und Medina, wo Wechselfieber herrschten.

Als der Knabe sechs Jahre alt war, ging die Mutter mit ihm nach Medina zu Besuch zu den Verwandten. Siebenundzwanzig Jahre später, als Mohammed in Medina seinen Wohnsitz aufschlug, erinnerte er sich noch der Haupteindrücke seiner Kindheit: „Auf diesem Turme spielte ich mit Onaysa, einem Mädchen dieser Stadt und einmal war ich in Gesellschaft mehrerer Kinder meiner Verwandten und wir glaubten, ein Vogel habe sich darauf niedergelassen. In diesem Hause wohnte meine Mutter — und hier ist mein Vater begraben, in dem Teiche (Brunnen) der Kinder Adyy lernte ich schwimmen. Einmal ging ein Jude bei mir vorüber und er sagte: „Dieser Knabe wird der Prophet dieses Volkes sein und in diese Stadt wird er seine Zuflucht nehmen (? hat er seine Flucht genommen?)“ [1]).

Nur einen Monat blieb Amina in Medina, dann machte sie sich mit ihrer Sklavin und zwei Kamelen auf zur Heimreise nach Mekka, kam aber nur bis Abwa, wo sie verstarb und begraben wurde. Die Sklavin Omm Ayman brachte das Kind und die beiden Kamele nach Mekka zurück. Als 59jähriger Mann, vier Jahre vor seinem Tode, liess Mohammed ihren Grabhügel erneuern und er weinte in Erinnerung an seine längst verstorbene Mutter.

Mohammed war nun Vollwaise, sechs Jahre alt, und wurde bei seinem 80jährigen Grossvater Abd-al-Mottalib weiter erzogen. Doch schon mit 8 Jahren wechselte er mit dem Tode Abd-al-Mottalibs abermals die Familie, indem er zu seinem Oheim Abu Talib, einem Sohne Abd-al-Mottalibs, verbracht wurde, der schon zwei Frauen und zehn Kinder zu ernähren hatte, auch später nicht an Mohammeds Berufung zum Verkünder des göttlichen Willens glaubte, ihn aber ritterlich schützte, solange er lebte. — Der Knabe Mohammed wurde als Hirte beschäftigt mit dem Hüten von Ziegen und Schafen der

[1]) In semitischen Sprachen in Zukunft und Vergangenheit durch dieselbe Sprachform oft ausgedrückt.

Mekkaner gegen sehr geringen Lohn. Ausserdem sammelte er zur Erhöhung seiner Bezüge die essbaren Früchte des Cissusbaumes.

Als Mohammed 14 oder 15 Jahre alt war, brach ein Krieg unter arabischen Stämmen aus, bei dem er vielleicht im Kampfe half. Schon mit 14 Jahren beteiligte er sich an einem Bunde ritterlicher Stämme von Mekka unter der Leitung des angesehenen Adballah ibn God'an (eines Sklavenhändlers und Eigentümers eines Freudenhauses) zum Schutze Reisender und Fremder gegen Betrug oder Misshandlung in Mekka. Auch soll er schon damals auf Handelsreisen Karawanen seiner Verwandten begleitet haben. In Gesellschaft eines Leinwandhändlers Saib besuchte er den Markt Hajascha sechs Tagereisen südlich von Mekka; dort lernte er Hakim, den Sohn des Chuzeima, kennen, der ihn seiner Tante Khadidscha als zuverlässigen jungen Mann empfahl. Er hatte bereits den Beinamen „Anim" (der Redliche) erworben. Für die reiche Witwe Khadidscha besuchte er nun Sklaven-, Leder-, Weizen-, Weihrauchmärkte, und er wurde für die einzelnen Reisen z. B. für eine Reise mit ein oder zwei Kamelen bezahlt.

Noch auf einer früheren Reise, als er mit seinem Oheim Abukalib nach Bassora fuhr, begleitete die Karawane ein christlicher Mönch und früherer Jude Bahira, Bachur oder Bachir, Georgius getauft, arabisch Djerdjis, der an der Unterhaltung mit dem Knaben grossen Gefallen fand und seine künftige Grösse vorhersagte.

Khadidscha, die etwa 38 bis 40 Jahre alt war, liess nun dem Mohammed durch eine Sklavin einen Heiratsantrag machen, den dieser annahm. Er war der dritte Gatte seiner ersten Frau. Ausser ihren Kindern erster und zweiter Ehe beschenkte sie ihren dritten Gatten mit etwa zwei Knaben und vier Mädchen. Die Knaben starben in früher Kindheit, die Mädchen wurden bald verheiratet und zwar die älteste Tochter noch vor dem Auftreten Mohammeds als Prophet. Von der jüngsten Tochter (Fatima) sind noch heute äusserst zahlreiche Nachkommen vorhanden. Mohammed lebte zunächst als Kaufmann oder Geschäftsführer seiner Gattin weiter in Mekka. Sein Stiefsohn Hind erzeugte einen Sohn, der auch Hind hiess und an der „fegenden" Pest (wahrscheinlich der Lungenpest) starb.

Als Mohammed 35 Jahre alt war, bauten die Mekkaner ihr Heiligtum, die Kaaba, neu auf und es entstand unter den Vertretern der vier Hauptfamilien der Stadt Streit, wer den berühmten schwarzen Stein (anscheinend ein Meteor aus einer anderen Welt) emporheben und an seine Stelle legen solle. Mohammed ward zum Schiedsrichter ernannt und er ließ ein Tuch bringen, legte den schwarzen Stein darauf und liess jeden der vier Streitenden einen Zipfel des Tuches ergreifen und so Stein und Tuch emporheben. Als der Stein so hoch war, als die Stelle, in die er gelegt werden sollte, schob ihn Mohammed mit seinen Händen

hinein. So die eine Ueberlieferung. Nach einer anderen (Fasy im Schifa) fand der Wiederaufbau der Kaaba in der Zeit der Kindheit Mohammeds, als sein Grossvater noch lebte, statt. Vielleicht begann man sehr frühzeitig mit dem Wiederaufbau des Heiligtums, während es ein Menschenalter währte, bis der Bau so weit fortgeschritten war, dass der heilige Stein eingesetzt werden konnte.

In den nächsten fünf Jahren suchte Mohammed noch mehr die Einsamkeit; er zog sich häufig allein oder mit Khadidscha in eine Höhle des Berges Hara zurück. Zu gleicher Zeit war er in weniger günstige Vermögensumstände geraten, die ihm einmal, wie Ali Halibi berichtet, nicht gestatteten, für einen ganzen Monat Lebensmittel in die Höhle des Berges Hara mitzunehmen. Schon sein Grossvater Abd al Mottalib hatte die Gewohnheit gehabt, an diesem Berge in Andacht zu verweilen und hier Arme zu speisen. Hier hatte er Offenbarungen, die ihn veranlassten, im Alter von 40 Jahren als Prophet aufzutreten, Anhänger zu werben. Khadidscha und seine Sklaven, sowie sein späterer Schwiegervater Abu Bekr gehörten zu seinen ersten Anhängern. Infolge eines göttlichen Befehls (Sure 15, 94—99: Verkünde, was dir geboten ist, und tue dich von den Götzendienern. Wir wollen dir beistehen gegen die Spötter) trat er nun in weiterer Oeffentlichkeit auf. Mohammed und seine Anhänger gerieten in Lebensgefahr. Elf Männer und vier Frauen flohen auf seinen Befehl nach Abessinien zu Schiffe.

Auf den Kopf Mohammeds wurde nun ein Preis von 100 Kamelen und 1000 Unzen Silber gesetzt. Omar, der diesen Preis verdienen wollte, fühlte Reue und trat zum Islam über. Abu Talib, ein Oheim Mohammeds, der niemals zum Islam übertrat, hielt es dessen ungeachtet für seine Pflicht als Sippengenosse oder älterer Verwandter, den gefährdeten Neffen auf seiner Burg auf dem Lande fern von Mekka in Sicherheit zu bringen. Dorthin folgten dem Propheten viele seiner Anhänger, die Verbannung und Entbehrung freiwillig drei Jahre lang mit ihm teilten. Nur während der Festtage in den heiligen Monaten, in denen die Feindseligkeiten immer eingestellt werden sollten, war ihnen der Besuch Mekkas erlaubt. In dieser Zeit bekehrten sich zum Islam eine christliche Karawane und ein Geisterbeschwörer, der sich erbeten hatte, Mohammed, den er für besessen hielt, zu heilen.

Nach dreijähriger Verbannung kehrte der Prophet nach Mekka zurück, da seine Friedloserklärung, die an den Mauern der Kaaba angeheftet gewesen war, aufgehoben wurde. Nun trafen ihn hart hintereinander zwei schwere Schicksalsschläge. Sein Oheim Abu Talib starb und drei Tage später verschied auch Khadidscha. Er nahm nun einen Monat nach ihrem Tode seine zweite Frau, Sanda, die Witwe eines abessinischen Flüchtlings. Kurz darauf verlobte er sich mit Ajescha, der etwa siebenjährigen Tochter Abu Bekr. Nun jagten

ihn die Mekkaner aus der Stadt. Mohammed floh nach Taif, zwei Tagereisen östlich von Mekka, wurde jedoch von den Einwohnern wieder nach Mekka zurückgejagt, wo er Aufnahme fand bei Mutim, einem Bürger, der nicht zu den Koreischiten gehörte, und wo er durch übernatürliche Erscheinungen zu neuem Auftreten gekräftigt wurde. Die Erzählung seiner Verzückungen brachte ihm neuen Spott und Hohn und Verlust vieler seiner Anhänger, andererseits aber auch neue Anhängerschaft unter Pilgern aus Medina, die die Lehre des Propheten in ihrer Heimat weiter verbreiteten. Im September 622 trachteten ihm Leute seiner Vaterschaft nach dem Leben, wahrscheinlich, weil sie eine Verringerung ihrer Einnahmen von der Verkündung des einen Gottes fürchteten und Mohammeds Werk für teuflisch hielten. Andererseits erhielt er von Medina die Aufforderung, dorthin auszuwandern. Mohammed ging nun mit Abu Bekr zunächst heimlich aus einem Nebentor seines Hauses, das von Feinden umstellt war, hinaus nach einer Höhle östlich von Mekka, wo er sich vier Tage lang verborgen hielt, um dann längs des Roten Meeres nach Jathreb (Medina) zu wandern. Unterwegs gewann er die Kinder Sahm zu seinen Anhängern, deren Häuptling Bureida den Propheten nach Medina begleitete. Hier wurde sofort mit dem Bau eines Gotteshauses (einer Moschee) begonnen, die damals einen einfachen Holzbau darstellte, und anfänglich, bevor einige Gläubige Oellampen anbringen liessen, des Nachts mit brennenden Holzscheiten erleuchtet wurde. Heute steht hier jedoch ein prächtiger Tempel.

Jetzt gründete Mohammed eine Brüderschaft zwischen seinen Anhängern in Medina und denen in Mekka und führte Kriege mit wechselndem Erfolge bald gegen die ungläubigen Mekkaner, bald gegen andere (jüdische oder arabische) Stämme.

Im zweiten Jahre der Auswanderung (Hedschra) kämpften 314 Gläubige bei Bedr siegreich gegen 600 Mekkaner. Dreizehn Monate später belagerten 3000 Mekkaner Medina vergeblich. Mohammed verlor zwar 70 Mann bei Ohod, wurde auch selbst verwundet, auch wurden Sendlinge des Islams ermordet. Allein nach 20 Tagen mussten die mit dem jüdischen Stamme der Kinder Kuraiza verbündeten Mekkaner die Belagerung Jathrebs aufgeben. Mohammed vermehrte die Zahl seiner Gattinnen, gab Gesetze, führte religiöse Bräuche ein, plünderte feindliche Stämme, zog als Pilger nach Mekka, entging dem Giftmordversuche einer Jüdin Zeinab, die ihm ein vergiftetes Lamm vorgesetzt hatte, indem er nur wenig davon ass, erliess nun acht Schreiben an die angesehensten Herrscher seiner Zeit (den Perserkönig Chosroes II, den König von Abessinien, den Kaiser Heraklius, Makankus, Statthalter von Aegypten und verschiedene Araberhäuptlinge), in denen er Anerkennung als göttlicher Verkünder und Bekehrung zum Islam forderte und überall ehrenvolle und höfliche Behandlung erlangte. Nur

der Perserkönig Chosroes zerriss den Brief. Amru, der Ghasshinde, tötete den Gesandten Mohammeds. Amru, von Griechen unterstützt, schlug 3000 Mohammedaner.

Als die Mekkaner einen Stamm angriffen, der unter Mohammeds Schutz stand, schlug dieser mit 10 000 Mann sein Lager vor Mekka auf, das Mohammed nun als Herrn und Propheten anerkannte. Mohammed zerstörte die 360 Götterbilder des arabischen Heiligtums, umschritt siebenmal die Kaaba und küsste bei jedem Umzug den schwarzen Stein und ähnlich durchzogen seine Heerführer die Länder, zerstörten die Götterbilder, töteten die Priesterinnen, breiteten den Islam aus. Im zehnten Jahre der Auswanderung (Hedschra) zog der Prophet an der Spitze von 40 000 Pilgern in Mekka ein, nachdem er im Jahre 9 zum Krieg gegen Byzanz aufgefordert hatte.

Einige Monate nach der Rückkehr von Mekka bereitete er einen syrisch-griechischen Krieg vor. Am 27. Zafar jedoch erkrankte er im Hause seiner Gattin Zeynab (25. Mai 632). Gegen Mitternacht begab er sich mit einem Sklaven nach dem Friedhofe von Baky und erflehte den Segen des Himmels über seine dort ruhenden Gefährten. Zu seinem Begleiter Abu Munhaba sagte er: „Mir ist die Wahl gelassen in der Welt zu bleiben, deren Schätze mir bis zum letzten Tage aufgetan sind, oder meinem Herrn schon früher zu begegnen, und bei Gott, ich habe das letztere erwählt.“ Dann betete er für die Toten, indem er sagte, er habe Befehl dazu. Als er nach Hause kam, klagte Ajescha über Kopfschmerzen. Er erwiderte: „Lass lieber mich klagen. Ich leide grosse Schmerzen.“ Dann besuchte er noch alle seine Frauen und brachte die Nacht in der Hütte der Mayuna zu. Hierhin rief er alle seine Frauen zusammen und bat, ihm zu gestatten, dass er neben dem Gotteshause in Ajeschas Hütte bleiben dürfe.

Dort stieg das Fieber zu solcher Höhe, dass er sich in eine Badewanne setzen und mit sieben Wasserschläuchen begiessen liess, bald aber mit der Hand winkte, man solle damit aufhören. Nachdem er sich etwas erholt hatte, äusserte er: „Nun fühle ich, dass das in Cheibar empfangene Gift[1]) mir das Herz zerreisst.“ Hierauf begab er sich in das Gotteshaus, von zwei Verwandten gestützt, wo er Abu Bekr zur Leitung des Gottesdienstes empfahl und den freigelassenen Usuma zum Führer gegen die Griechen weihte und dann sprach: „Wer unter euch etwas auf dem Gewissen hat, der stehe auf, damit ich Gott um Gnade für ihn anrufe.“ Ein Mann, der als guter Moslim galt, erhob sich und sagte: „Ich

---

[1]) Wahrscheinlich handelte es sich um Wechselfieber zufolge Stechmückenstichs. Mücken sammeln sich wo Fleisch lagert. Die ganze Behandlungsart zeigt, dass man damals die Erreger nicht erkannte, sondern als unsichtbare Geister auffasste.

war ein Heuchler, ein Lügner, ein gleichgültiger Moslim." Omar rief laut: „Wehe über dich, warum tust du kund, was Gott verborgen hat?" Mohammed aber erwiderte: „O Sohn Chattabs, es ist besser in diesem Leben zu erröten, als in dem zukünftigen," und er fuhr fort: „Habe ich einen unter euch geschlagen, hier ist mein Rücken, er möge mich wieder schlagen! Habe ich jemand in seiner Ehre gekränkt, er möge meine Ehre angreifen! Habe ich jemand seines Geldes beraubt, er nehme es zurück und fürchte meinen Zorn nicht, denn das ist meine Art nicht!" Ein Mann trat vor und forderte drei Denare. Mohammed gab sie ihm, indem er wiederholte: „Besser in dieser Welt erröten, als in der zukünftigen." Das war der letzte Gottesdienst, an dem er tätig teilnahm, während er sich noch öfter in das Gotteshaus zurückbringen liess und Abu Bekr von nun an die Gottesdienste leitete. In seine Kleider gehüllt wurde er in die Hütte der Ajescha neben der Moschee zurückgetragen. Das Fieber wurde so heftig, dass man die Hitze des Körpers durch die Decke hindurch fühlen konnte. Auch stellten sich Schmerzen der linken Seite ein. Er war äusserst aufgeregt, wälzte sich auf seinem Lager, schrie und jammerte. Seine Frauen, die nicht erkannten, dass die Aufregung ein schlimmes Zeichen der Krankheit war, fragten ihn: Was würdest du sagen, wenn eine von uns sich so benähme? Er antwortete: Wisst ihr nicht, dass niemand mehr zu dulden hat, als die Propheten? Der eine ist von Ungeziefer verzehrt worden; der andere starb in solcher Armut, dass er nichts besass, als einen Lumpen, um seine Scham zu bedecken, aber ihr Lohn wird in dem jenseitigen Leben um so grösser sein."

Am Donnerstag, den 4. Juni, erreichte seine Krankheit die grösste Heftigkeit und er verlangte Schreibzeug, um sein Testament zu schreiben, das man ihm verweigerte (weil man vielleicht befürchtete, das Leiden zu verschlimmern?).

Er drückte mündlich den Wunsch aus, dass sein Leichnam von seinen Verwandten gewaschen, dann in ägyptisches oder yamanisches Tuch gewickelt und auf die Bettlade, in der er während seiner Krankheit lag, zurückgebracht werde. Darauf sollten sie ihn alle auf kurze Zeit verlassen, damit die Engel für ihn beten könnten.

Die Krankheit ging nun in Benommenheit über. Am Sonntag verfiel er in eine lang anhaltende Ohnmacht; und seine Frauen träufelten ihm Olivenöl, in dem indischer Aloë und Safran aufgelöst waren, in den Mund. Als er sich erholt hatte, war er sehr aufgeregt darüber, denn das Einträufeln dieses Oeles in den Mund galt für ein Zaubermittel, das bei Menschen angewandt wurde, die verunreinigt waren und mit denen der Teufel sein Spiel trieb. „Glaubt nicht," sagte er, „dass Gott zulässt, dass ich, sein Bote, unrein sei. Dieses Mittel hat euch Asma, die Tochter des Omays, angeraten und sie hat es in Abyssinien kennen gelernt." Um ihn zu besänftigen, legte sich eine seiner Frauen nach der anderen nieder

und liess sich von ihren Gefährtinnen ebenfalls etwas von dem Oel in den Mund träufeln.

Am Montag, seinem letzten Lebenstage, schien Besserung eingetreten zu sein. Aber ein neuer Anfall stellte sich ein. Ehe er das Bewusstsein verlor, schenkte er seinen Sklaven die Freiheit, liess sie sieben Denare an die Armen verteilen und betete: „Gott stehe mir bei in der Todesnot.“ Seine letzten Worte waren: „Dem höchsten Genossen im Paradiese.“ Ajescha wendete eine Zauberformel an, die sich sonst immer wirksam erwiesen hatte. Sie nahm seine rechte Hand, strich ihm damit über sein Gesicht und über die Brust und sprach: „O Gott, der Menschen Hort, schaff' dieses Uebel fort; denn du bist der Heiler und es gibt keine Heilung als deine Heilung und dein Heilen gestattet der Krankheit kein Weilen.“ Als sie seine Hand sinken liess, war diese kalt und tot.

Mohammed starb am 8. Juni 632 nachmittags und wurde am Dienstag abend in der Hütte der Ajescha auf dem Fleck, wo er gestorben war, begraben. Sie wohnte weiter in der Hütte, doch wurde eine Wand zwischen ihr und dem Grabe gebaut. Später wurde die Hütte niedergerissen und das Grab in das Gotteshaus einbezogen.

### Aeussere Erscheinung Mohammeds.

Ueber die Körperbeschaffenheit und über seelische Eigenheiten Mohammeds wird uns folgendes berichtet:

Der Prophet soll von mittlerer Grösse gewesen sein, einen grossen Kopf, starken Bart, rundes Gesicht und rötlich-braune Wangen gehabt haben. Seine Stirn war hoch, der Mund gross, die Nase lang und etwas gebogen. Er hatte grosse schwarze Augen. Eine Ader von der Stirn zu den Augenbrauen gehend schwoll an, wenn er zornig wurde; die prächtig weissgelben Zähne standen weit auseinander, auf der unteren Lippe zeigte sich ein kleines Muttermal. Das über die Schultern herabwallende Haar behielt seine dunkle Farbe bis zu seinem Tode, allerdings begann das Haar in den letzten Lebensjahren leicht zu ergrauen. Manchmal färbte er es braun. Noch häufiger wurde es mit wohlriechenden Oelen gesalbt. Nur zur letzten Pilgerreise hatte er sein Haupt scheren lassen. Jeden Freitag vor dem Gebet wurden Bart und Fingernägel in Ordnung gebracht. Sein Hals „erhob sich wie eine Silberbarre auf der breiten Brust“. Zwischen den Schultern hatte er ein grosses, mit Haaren umwachsenes Muttermal, das seinen Anhängern als das Siegel seines Prophetentums galt. Ein Arzt wollte es wegnehmen. Dagegen wehrte sich Mohammed mit den Worten: „Er, der es gemacht hat, wird es auch heilen.“ Nahe an diesem Muttermale fanden sich zwei kleine Vertiefungen. Er soll (scherzhaft?) behauptet haben, mit diesen rückwärts sehen zu können. Hände und Füsse waren sehr gross, sein Gang aber so leicht, dass er „keine Spur im Sande zurückliess“.

Sein Hals glich einem Elfenbein- oder Marmorbildwerk. Er hatte eine breite Brust. Der Knochenbau war kräftig. Sein Antlitz glänzend wie der Vollmond. Er hatte eine Adlernase. Sein Lachen war voll Hoheit (Majestät) und liess Zähne perlengleich erkennen oder ähnlich kleinen Hagelschlossen. Er hatte ein sehr feines Gehör und eine schöne wohltönende Stimme. Er war fleischig (wohlgenährt), abgesehen von Magen und Bauch. Das Muttermal zwischen den Schultern war taubeneigross und dieser Knorren verschwand, als er tot war.

Wenn der Prophet entkleidet war, war seine Haut hell und glänzend, reizend in ihrer natürlichen Gestalt und haarlos. Nur vom Kehlkopf zum Nabel zog ein Streifen feiner Haare, die einen sehr dünnen Strich bildeten. Auf der ganzen Brust und dem Bauche hatte er keine anderen Haare als diese kleine Linie. Seine Arme jedoch und die Höhe der Brust waren ausserordentlich behaart und fleischig. Der Bauch war flach und mager, eine Folge seines Fastens und seiner grossen Mässigkeit. Hüften und Schenkel waren sehr zart und die Hacken (Füsse) leicht. Er hatte eine grosse hoheitsvolle Haltung, geschlossenen Schritt; kaum sah man seine Fußspur im Sande. Seinen Achselhöhlen entströmten angenehme Düfte. Abu Horaïra sah niemals einen schöneren Mann wie den Gesandten Gottes.

Seine Kleidung war einfach. Sie bestand gewöhnlich aus einem Baumwollhemd und einem leinenen Obergewand, das gewebt war. Nur bei festlichen Anlässen trug er einen gelben Mantel. Seine wollene Mütze wurde manchmal turbanähnlich mit weissem oder schwarzem Tuch umwunden. An Beinkleider gewöhnte er sich erst in späteren Jahren. Bei ausserordentlichen Veranlassungen trug er Prunkgewänder, die er als Geschenk erhalten hatte, so ein Tuchgewand, das mit Seide durchwebt und gestickt war, ein Geschenk des Kaisers Heraklius; Stiefel, die bunt bemalt waren, hatte ihm der König von Abessinien geschenkt. Auch besass er einen grossen Kopfbund, Gurt und Wehrgehenk aus Kupfer mit silberner Schnalle, silbernen Haftspannen, drei silberne Ringe und Silberverzierung. Er liebte die Farben Weiss, Schwarz, Grün und Rot in seiner Kleidung.

Ein Zahnstocher gehörte zu seinen täglichen Gebrauchsgegenständen, wie ja auch heute noch die eingeborenen Afrikaner stundenlang mit Zahnhölzern ihren Mund bearbeiten. Noch im Tode soll er einen Zahnstocher in der Hand gehalten haben. Sein Schlafgemach entsprach ganz seiner gewöhnlichen Einfachheit. Strohmatten mit einer Decke dienten zum Lager. Ein Lederkissen mit Palmfasern gefüllt lag unter dem Kopf. Beständig trug Mohammed einen Spiegel bei sich worin er sich gern beschaute. Auch Kamm, Schere, wohlriechendes Oel und Farbe für die Augenwimpern führte er mit sich. In der Schlacht trug

er ein doppeltes Panzerhemd und einen Helm mit Visier, der das ganze Gesicht, mit Ausnahme der Augen, bedeckte.

Gegen Tiere war der Prophet voller Mitgefühl. Sein schweisstriefendes Ross trocknete er einst mit seinem Aermel. Mit einer Katze ass er aus einer Schüssel. Einen weissen Hahn nannte er seinen Freund. In ihm glaubte er Schutz zu haben gegen Teufel, Geister (Dschina), Zauberei und bösen Blick[1]). Nie nahm er von anderen Dienste an, die er sich selbst leisten konnte. Er kaufte sich selbst die Lebensmittel auf dem Markte, reinigte selbst seine Kleider, besserte sie selbst aus, molk selbst seine Ziegen und oft lebte er viele Tage lang ohne zu kochen oder zu braten (ohne dass das Feuer seines Herdes loderte).

Seit er in Cheibar von dem vergifteten Lamme gegessen hatte, nahm er von Fremden keine Speisen mehr zu sich, ohne dass diese nicht selbst gekostet hatten. Mohammed war im allgemeinen schweigsam, jedoch auch zuweilen zu Scherzen geneigt. Der Prophet übertraf an Geist und Verstand „alle anderen“ Menschen, war mit überlegener Vernunft ausgestattet, hatte ein glückliches Gedächtnis, lebhafte und scharfe Auffassung, eine ausgezeichnete Gemütsart. Er sprach wenig und nur in dringenden Fällen, drückte sich angenehm und beredt aus; wenn er in der Oeffentlichkeit sprach, war seine Rede kurz, bündig und klar. Er war stets frohen Sinnes, von gleichmässiger Stimmung. Wer ihn grüssen wollte, dem kam er höflich zuvor. Betrübte suchte er zu trösten, indem er auf ihre Sorgen einging und sie stets zufrieden entliess. Recht und Billigkeit bewahrte er gegenüber Verwandten und Fremden, Mächtigen und Schwachen. Arme verachtete er nicht wegen ihrer Dürftigkeit und schätzte die Reichen nicht besonders hoch wegen ihrer Güter. Die Liebe der Vornehmen gewann er, indem er sich vertraulich mit ihnen unterhielt. Schmachvoll behandelte er niemand. Er benahm sich volkstümlich dem gemeinen Manne gegenüber, hörte diejenigen geduldig an, die mit ihm zu tun hatten, und erhob sich niemals zuerst. Sprach man stehend mit ihm, so hörte er auch stehend zu, und er verweilte, bis der, der ihn in Anspruch nahm, sich entfernte. Nach getaner Arbeit unterhielt er sich über ernste und erbauliche Dinge, doch ohne Zwang und Ziererei. Nie war er dermassen von ernster und schwerer Unterhaltung eingenommen, dass er nicht hin und wieder seine Stirn entrunzelte und in das Gespräch lustige und geistreiche Worte einflocht. Seine Gefährten besuchte er oft, unermüdlich bestrebt, Feinde zu versöhnen, doch ergriff er nie die Partei dessen, der Unrecht hatte. Auch für kleine Geschenke bedankte er sich stets, indem er daraus eine grosse Sache machte. Die Welt und ihre Angelegenheiten bewegten ihn nicht, so sehr war sie ihm gleichgültig.

---

[1]) Hühner fressen gierig die durch Räucherungen betäubten Stechmücken, die Erreger des Wechselfiebers, noch jetzt auf in Afrika.

Wenn jedoch jemand aus Bosheit und Eigensinn der Wahrheit entgegentrat, geriet der Prophet in gewaltigen Zorn, und hatte nicht eher Ruhe, bis er die Bestrafung des Schuldigen herbeigeführt hatte. Er schonte, soweit möglich, die Person, und wandte sich nur gegen das Laster. Vom Zorn überrascht, hielt er sogleich wieder an sich und mässigte sich. Auch bei freudiger Erregung mässigte er sich und senkte bescheiden den Blick. Wenn ihm etwas Angenehmes begegnete, pflegte er zu sagen: „Gelobt sei Gott der Herr für alle seine Schöpfungen.“ Wenn ihm eine Sache missfiel: „Gott sei gelobt für jedes Geschehen, was es auch sei.“

Mohammed war Weltmann, sehr freundlich und gefällig, aber äusserst wahrheitsliebend, und er hielt viel auf Zuverlässigkeit hinsichtlich eines gegebenen Wortes, war milde in all seiner Hoheit, zuvorkommend, aber nicht aufdringlich in der Unterhaltung. Er liebte es, Wohnung bei seinen Kameraden zu nehmen, um sie zu seinen Zwecken heranzuziehen. Wenn er unter ihnen sass, spreizte er nicht seine Füsse. Er machte ihnen bei beschränkten Räumlichkeiten Platz, und zog seine Knie eng an. Er diente gern denen, die ihm dienten, und unterschied sich in Kleidung und Auftreten nicht von einfachen Männern. Was man ihm vorsetzte, war ihm gleichgültig, und er tadelte und lobte das Essen nicht. Wenn er im Gespräch jemand von einer Sache überzeugen wollte, stiess er die ganze flache Hand nach vor, bei Bewunderung in die Höhe. Wenn er eine Tat oder eine Geschichte erzählte, hielt er beide Fäuste geschlossen und er schlug dann mit dem rechten Daumen leise auf den linken. Niemals sah er dem, mit dem er sprach, voll ins Antlitz. Sein ganzes Auftreten atmete Hoheit, flösste Ehrfurcht ein. Wen er ansprach, der konnte nicht anders, als ihn lieben. Er war hochherzig, freigebig, herrlich, milde und voll Mitleid gegenüber Armen und Bedürftigen. Auf seine Kosten bestritt er ständig den Unterhalt von vierzig Menschen, abgesehen von den grossen Almosen, die er verteilte. Wenn man ihn um etwas bat, so antwortete er niemals mit Nein. Die freigebigste Stimmung hatte er im Monat Rhamadhan, denn in allen Nächten dieses Monats pflegte ihm der Engel Gabriel den Koran zu bringen und jedesmal war Gabriel auf ein Pferd gestiegen, das schneller als der Wind lief. Freigebig war er bis zur Verschwendung, so dass sich oft in seinem Hause nicht mehr der kleinste Teil einer Drachme, eines Denars oder einer Goldmünze befand. Von allem Reichtum, den ihm Gott in reichstem Maße zufliessen liess, verbrauchte er zum Unterhalt seiner Familie nur das dringend Nötige während des laufenden Jahres. Den grössten Teil der Datteln und der Gerste, die er erntete, verwandte er als Almosen. Ja selbst oft den für seine Familie bestimmten Teil griff er zu Almosenzwecken an, so dass er sich selbst häufig der Dürftigkeit gegenüber sah. Gott bot ihm die Schlüssel zu den Schätzen dieser Erde an, er aber wollte sie nicht annehmen. Seine Nüchternheit und Mässigkeit waren so einzigartig, dass

Abu Horaïra von ihm sagte: „Der Sendbote Gottes schied aus dieser Welt, er, der sich noch nicht einmal stets mit Gerstenbrot sättigte bei all seinem Vermögen.“ Manchmal vergingen ein oder zwei Monate, ohne dass in irgendeinem seiner Häuser Feuer angemacht wurde. Man lebte während dieser ganzen Zeit nur von Datteln und Wasser und um den Hunger zurückzudrängen, band er sich einen Stein dicht auf den Bauch. Wenn er sich zur Ruhe niederliess, gürtete er Lenden und Schenkel mit einer Binde oder einem Tuche. Er trank im Sitzen, manchmal im Stehen, nahm den Topf und schlürfte in drei Absätzen drei Schluck. Auf Reisen, wenn er zu Pferd, Maulesel oder Esel sass, ass er mit seinem Diener zusammen. Denn gewöhnlich sass sein Diener oder irgend jemand anders hinter ihm auf dem Reittier. Er hatte Wohlgefallen an der Zurückgezogenheit uud Einsamkeit und floh, so oft er konnte, die grosse Welt und die Menschenmenge. Dennoch löste er sich von den Gütern dieser Welt nicht so vollständig los, dass er sich nicht hin und wieder eine Freude von dem gewährte, das er für den köstlichsten Genuss hielt.

Er liebte Düfte und Wohlgerüche über alles, bediente sich ihrer oft und war von ihnen wunderbar belustigt, hatte auch eine starke Hinneigung zum schönen Geschlecht. Er pflegte oft zu sagen: „Es gibt zwei Dinge in dieser Welt, die mir sehr angenehm sind, die Frauen und die Wohlgerüche und diese beiden Dinge erfreuen mein Auge und erhöhen meinen Eifer im Gebet.“ Er teilte die Tages- und Nachtstunden zwischen seinen Frauen und legte sich zu ihnen abwechselnd der Reihe nach. Wenn er eine schöne Frau sah, glättete er sich die Stirn und färbte sein Haar. Als Mohammed eines Tages sich im Wasser spiegelte und sein Haar ordnete, und einige daran Anstoss nahmen, und ihn davon abbringen wollten, sagte er: „Gott liebt die, die ihm zu Diensten stehen, sich vorbereiten und sauber putzen, bevor sie sich an seinen Tisch setzen.“ Auch pflegte er zu sagen: „Ich übertreffe alle übrigen Menschen in vier Punkten: an Gesundheit, Freigebigkeit, Faustkraft im Kampfe und Lebenskraft in der Ehe.“ Wie er seine Kleider ausbesserte, so nähte er auch seine Schuhe selbst. Gewöhnlich molk er seine Schafe selbst, er setzte sich oft zur Erde, zündete Feuer an, kehrte das Haus, bediente sich selbst, empfing seine Gäste und bereitete ihnen das Essen, ass mit seinen Nachbarn, selbst mit seinem Diener.

In der Ueberlieferung (Sunna) findet sich eine Erzählung der Ajescha: „Ich fand den Propheten, der seine Schuhe mit solchem Eifer ausbesserte, dass Schweisstropfen über sein Gesicht liefen. Das bewirkte, dass der Prophetenglanz in meinen Augen nicht so strahlend erschien. Deshalb rief ich: ‚Bei Gott, wenn der Dichter Abu Cabir Euch in diesem Zustande sähe, ob der Vers, den er zu Eurer Ehre gesungen hat, nicht auf jeden anderen ebenso gut passte, wie auf Euch.‘ Er sagte zu mir: ‚Was für einen Vers hat dieser Abu Cabir gesungen?‘ Ich antwortete: ‚Er sang:

Seit ich ihn erblickt, war ich entzückt, von Freud' berückt. Denn sein Gesicht strahlt Licht, Blitzgarben gleich, so glanzesreich.' Sogleich wischte der Prophet den Schweiss von seinem Antlitz, das sofort seinen früheren Glanz wieder annahm und er sagte zu mir: ,Ajescha, Gott lohne Dirs'."

Das Familienleben des Propheten

war von Anfang an herzlich, innig und auf gegenseitige Liebe und Achtung gegründet.

1. Seine erste Ehefrau war Khadidscha und er heiratete, solange sie lebte, keine andere Frau. 619 starb sie, ungefähr 65 Jahre alt, nach 24jähriger dritter Ehe, die reichlich kindergesegnet war.

2. Im April 619 heiratete er, noch nicht zwei Monate nach dem Tode der Khadidscha, Sanda, die 629 einen Freund hatte, um dessentwillen er sie verstossen wollte. Doch stellte sich heraus, dass der Freund ein Eunuche war und Mohammed behielt sie, nachdem sie auf ihre ehelichen Rechte[1]) zugunsten der Ajescha verzichtet hatte. Sie wird ihrem Wunsche gemäss am Tage der Auferstehung unter seinen Gemahlinnen erweckt werden und starb 643, nach Ibn Sad sogar erst 674 n. Chr.

3. Ajescha, die Tochter Abu Bekrs, war 6 Jahre alt, als der 50jährige Mohammed sich mit ihr verlobte. Sie ist von ihm entjungfert worden. Sie selbst erzählt ihre Verlobung: „Ich sass," so erzählt sie, „mit anderen Mädchen in einer Schaukel, als mich die Mutter rief. Ich ging zu ihr, wusste aber nicht, wozu sie mich wollte. Sie nahm mich bei der Hand und führte mich zur Haustür. Ahnungen machten mein Herz pochen, doch nach einiger Zeit wurde ich wieder ruhig. Ich wusch Gesicht und Kopf. Dann führte sie mich in das Haus, in dem mehrere Frauen versammelt waren. Sie empfingen mich mit Glückwünschen und Segnungen und putzten mich. Als sie fertig waren, übergaben sie mich dem Propheten." Sie nahm ihr Spielzeug mit in das Haus Mohammeds, erfreute sich am Puppenspiel. Mohammed nahm Anteil an ihrer Unterhaltung, erzählte ihr zuweilen Geschichtchen, lief auch mit ihr um die Wette, liebkoste ihren Kopf und ihr Haar auch in der Moschee, verkündete, dass sie auch im Paradiese eine seiner Frauen sein werde. Im Hause trug sie nur Beinkleider oder einen Schurz, zuweilen noch ein Schultertuch, im Gotteshause Hemd (Dir), Brusttuch (Chimar), das auch Hals, Kinn und unteres Gesicht bedeckte, und Kopftuch (Gilhab), das auch Stirn und Nacken umhüllte. Auch einen grossen Schleier, sowie goldene Ringe für Finger und Zehen besass sie. Auch wohlriechendes

[1]) Recht regelmässiger Beiwohnung unter gleichmässiger Berücksichtigung aller Gattinnen.

Haaröl salbte sie ein. Sie liebte die Kleidung gelb zu färben, aber trug auch bisweilen Halstuch (Chimar) und Hemd rosenrot. Mit 9 Jahren wurde sie aus der Verlobten eine Gattin des Propheten. 626 (4 Jahre nach der Flucht) kam sie in Verdacht der Untreue. Wenn nämlich Mohammed eine Reise unternahm, so loste er unter seinen Frauen und nahm diejenige mit, deren Los herauskam. In diesem Feldzuge war Ajescha die Glückliche. Als sie auf dem Rückzuge unweit Medina vor Abend rasteten, stieg sie aus der Hauda (dem Gestell auf dem Kamele, das sie zu tragen pflegte) natürlicher Bedürfnisse halber, vermisste jedoch bei der Rückkehr eine Halsschnur aus Muscheln und ging sie suchen. Unterdessen hoben die Männer die Hauda, die leer war, in dem Irrtum, Ajescha sei in dem Häuschen, auf das Kamel, banden sie fest und der Zug setzte sich, da es inzwischen Nacht geworden war, in Bewegung (in heissen Gegenden rastet man am Tage und marschiert des Nachts). Ajescha kehrte zurück und wartete an der Stelle des Lagers, zumal sie weder „einen Rufenden“, noch einen „Antwortenden“ fand, schlief ein und wurde am Morgen von Çafran gefunden, der sie auf ein Kamel setzte und nebenher ging und mittags das rastende Heer, in dem sie noch nicht vermisst war, einholte. Die üble Nachrede setzte ein. In Medina lag sie etwa 20 Tage krank, wurde während der Krankheit von Mohammed besucht, der nicht so zärtlich wie sonst war und nur fragte: wie geht's. Nach der Genesung erfuhr sie von dem Stadtklatsch. Mohammed, der keine Weisung von Gott erhalten hatte, beriet sich mit Alyy und Osama, der erstere forderte die Entlassung, der letztere glaubte an ihre Unschuld. Ajescha weinte eine ganze Nacht im Hause ihrer Eltern, zu denen zu gehen sie Mohammed um Erlaubnis gebeten hatte. Am Tage darauf fragte sie Mohammed, ob sie schuldig sei oder nicht. Ehe der Prophet das Gemach verliess, befiel ihn ein Krampfanfall wie ein Fieber, so lange, bis ihm Schweisstropfen wie Perlen gross herabrollten. Dann als der Anfall vorüber war, lächelte er und sagte: „Gott hat dich für schuldlos erklärt.“ So entstand Koran 24, 11—21.

Ausserdem bestimmt dieselbe Sure, dass „Hurer“ und „Hure“ mit 100 Schlägen zu geisseln seien, ohne dass Mitleid die Strafe vereitelt. Einige Gläubige mögen durch ihre Gegenwart die Bestrafung bezeugen. Ausserdem sollen „Hurer“ und „Huren“ auch unter sich heiraten dürfen, eine Heiratsart, die den Gläubigen verboten ist. (Die Ueberlieferung — Sunna — wendet diese Strafe jedoch nur bei Unfreien an, während Freie gesteinigt werden.) 80 Schläge soll erhalten, wer eine ehrbare Frau des Ehebruchs beschuldigt und dies nicht durch einen Zeugen erhärten kann.

Ajescha begleitete später den Propheten wieder auf einem Feldzuge. Mohammed hatte ihr Kenntnisse im Lesen beigebracht oder beibringen lassen. Sie besass auch eine Koranhandschrift, hat auch viele

Aussprüche Mohammeds und Nachrichten aus seinem Leben überliefert, und starb zu Medina hochangesehen am 13. Juli 678.

4. Zaynab bint Chozagma nahm der Prophet, als ihr dritter Gatte, nachdem der zweite bei Badr im Februar 625 (3 der Hedschra) gefallen war. Sie verstarb nach 2 oder 18 Monaten.

5. Hafça, Omars Tochter, 605 oder 607 geboren, wurde nach dem Tode ihres ersten Mannes (der an den Wunden aus einer Schlacht verstarb) dem Abu Bekr und dem Othman angeboten. Keiner wollte sie nehmen. Da bot er sie dem Propheten an, der sie nahm, sich später auch von ihr trennen wollte, sie aber mit Rücksicht auf Omar behielt. Sie starb im Jahre 45 oder 41 (Oktober 665 oder 661).

6. Omm Salama, eine Witwe, die ihm vier Kinder mitbrachte. Nach der Hochzeit (März 626) liess er ihr die Wahl, ob er 3 Tage bei ihr wohnen, dann der Ordnung gemäss die übrigen Frauen besuchen solle, oder ob er 7 Tage bei ihr wohnen solle. In diesem Falle, fügte er hinzu, bleibe er auch bei ihren Genossinnen je 7 Tage. Sie wählte 3 Tage, so dass noch heute die Rechtgläubigen einer neuen Frau 3 Tage schenken, während z. B. der verstorbene Manga Bell von Kamerun jede seiner Gattinnen (er hinterliess 16 Witwen) auf 7 Tage zu sich befahl. Sie starb 59 oder 62 der Hedschra, 84 Jahre alt.

7. Gowayriya, eine Kriegsgefangene, deren „Anmut und Heiterkeit sie unwiderstehlich machte", wie Ajescha uns überlieferte. Sie starb im Jahre 56 (676) 60 oder 65 Jahre alt.

8. Die ernste, fromme Zaynab (wie sie Mohammed nannte) oder Bana, wie sie vorher hiess, vorher Gemahlin eines Sklaven und angenommenen Sohnes des Propheten, die Gerberei und Schalflickerei erlernt hatte und auch weiter ausübte, als sie Frau des Propheten geworden. Mohammed erhielt die Offenbarung, sie sich vermählen zu dürfen und lud zum Hochzeitsmahle (April 626) seine Freunde und alles Volk ein. Nach dem Mahle (Butter, Datteln) besuchte der Prophet die Hütten aller seiner Frauen und er richtete einige freundliche Worte an sie. Als er nun zu seiner Braut zurückkehrte, fand er noch Gäste im Hofe. So veröffentlichte er Koran 33, 53, nach dem sich Gäste nach dem Essen entfernen sollen und nicht bleiben, um vertrauliche Unterhaltungen anzuknüpfen: „Denn dies könnte dem Propheten beschwerlich fallen und er sich vor euch schämen, es zu sagen." . . . „Wenn ihr etwas Notwendiges von den Frauen des Propheten zu fordern habt, so fordert es hinter einem Vorhange (Schleier). Dies trägt zur Reinheit eurer und ihrer Herzen wesentlich bei. Es ziemt sich nicht, dass ihr den Gesandten Gottes kränkt und je seine Frauen nach ihm heiratet."

Den Ertrag ihrer Arbeit und den grössten Teil ihres Witwengehalts gab sie den Armen. Sie starb im Jahre 21 der Auswanderung 53 Jahre

alt. Noch auf dem Totenbette hatte sie gebeten, auf derselben Bahre zur letzten Ruhestätte getragen zu werden, auf die Mohammed gelegt war, eine Auszeichnung, die ihr und anderen Frauen erwiesen wurde.

9. Die Jüdin Rayhâna, deren Gatte im April 627 hingerichtet ward, die als Sklavin gefangen gehalten wurde; weil sie aber den Propheten bewunderte, brachte er sie bei einer Nachbarin unter. Sie starb 632 vor dem Tode Mohammeds.

10. Omm Habyba, Witwe eines vom Islam abgefallenen Christen, die ihm ein Töchterchen mit in die Ehe brachte und im Jahre 41 oder 44 nach der Auswanderung starb.

11. Die Jüdin Çafyya, die ihn anfänglich mit Widerwillen annahm, zumal er ihre Verwandten hatte töten lassen. Als man ihr im Harem ihre jüdische Abkunft vorwarf, wurde Zaynab wegen dieser Verächtlichmachung mehrere Monate von der Beiwohnung ausgeschlossen. Als Mohammed die Çafyya mit nach Hause brachte, strömte die ganze weibliche Bevölkerung von Medina in ihr Haus, um sie zu sehen, auch Ajescha, die der Prophet fragte, ob sie sie schön finde. Ajescha antwortete mit Verachtung: „Ach, eine Jüdin!", sorgte aber nach ihrem Tode (52) dafür, dass unter strenger Handhabung der Gerechtigkeit ein Drittel ihres Vermögens ihrem Neffen, einem Juden, nicht vorenthalten wurde.

12. Mayuna, die im Jahre 7 geheiratet wurde und 61 starb als „letzte Witwe des Propheten".

13. Fatima, aus dem Stamme Kilab, die 630 geheiratet, die Genüsse des Lebens dem Propheten vorzog und im Jahre 60 in solcher Armut starb, dass sie Kamelmist sammelte, um ihn als Brennstoff zu verkaufen und so ihren Lebensunterhalt zu erwerben.

14. Asma, aus dem Königsstamme der Kiditen, der eine boshafte Frau vorschwatzte, wenn sie sich dem Propheten recht angenehm machen wolle, müsse sie ihm bei der Entschleierung zurufen: „Gott behüte mich vor dir!" Sie tat dies und der Prophet schied sich von ihr nach einem Tage, indem er ihr zwei Stück Tuch (Mouslin) schenkte. Nach Gagnier war sie aussätzig[1]).

Als einmal die Frauen Mohammeds Mittel zu grösserem Aufwande forderten, erhielt der Prophet folgende Offenbarung:

Sure 33. „Sage, o Prophet, zu deinen Frauen: Wollt ihr den Genuss des irdischen Lebens mit seiner Pracht, gut, so will ich euch anständig versorgen und auf ehrbare Weise entlassen. Wollt ihr aber Gott und den Gesandten und die Wohnung des zukünftigen Lebens, dann hat Gott für die Rechtschaffenen unter euch eine grosse Belohnung bereitet." Als

---

[1]) Aussätzige waren verpflichtet, die sich ihnen Nähernden durch Zuruf zu warnen.

er Ajescha dies vortrug, wählte sie Gott, seinen Boten und das Jenseits und die anderen Frauen, denen er die Entscheidung der Ajescha mitteilte, wählten ebenso, nur Fatima nicht, die ja wohl erst kürzlich verheiratet war und den Gesandten noch nicht genauer hatte kennen und schätzen lernen.

15. Die Kiditen schickten ihm, als das Missgeschick der Asma bekannt wurde, die berühmte Schönheit Kotayla, die aber noch unterwegs war, als Mohammed starb und daher umkehrte und einen Heiden heiratete. Aehnliches erlebten drei weitere Bräute.

Auch einige Absagen (Körbe) erhielt der Prophet. Seine eigene Tochter Zaynab hatte er einem Heiden zur Ehe gegeben, was nicht weiter auffiel, da sie vor der Flucht (Hedschra) mannbar und verehelicht war.

Andere Frauen boten sich ihm an ohne Morgengabe und ohne Sicherung für den Fall der Scheidung, so Omm Scharyb, die sich in die Häuser der Mekkaner begab, um für den Islam Anhängerinnen zu werben. Dies Sichschenken wiederholte sich bei mehreren Frauen,

Weiter hatte er zur Nebenfrau eine Sklavin Maria aus Oberägypten, die weisse Haut und krauses Haar hatte, und ihm der Vizekönig von Alexandrien zum Geschenk gemacht hatte und die er leidenschaftlich liebte und mit in das Zimmer und Bett der Hafça nahm, die auf kurze Zeit zu ihren Eltern zu Besuch gegangen war. Als sie nach Hause kam und ihn überraschte, sagte sie: „Wie, in meiner Hütte, an meinem Tage, und du nennst dich einen Boten Gottes?“ Er versprach der erzürnten Frau, Maria nicht mehr zu berühren unter der Bedingung, dass Hafça schweige. Auch sollten Omar und Abu Bekr (Verwandte der Hafça) seine Nachfolger werden. Hafça brach ihr Versprechen und nun wurde sie und Ajescha einen Monat lang nicht berührt, Maria erhielt jedoch auf einem seiner Güter im oberen Teil der Stadt Wohnung und Mohammed blieb einen ganzen Monat bei ihr allein. Sie gebar ihm 630 einen Sohn (im Jahre 8 der Flucht). Dieser Sohn Ibrahim starb schon im zehnten Jahre. Nach der Geburt dieses Sohnes kam der Engel Gabriel zu Mohammed und beglückwünschte ihn. Der glückliche Vater zeigte das Kind der Ajescha mit den Worten: „Hast du je ein Kind gesehen, das seinem Vater so ähnlich ist wie der Junge?“ Beim Tode des Kindes sagten ihm die Gläubigen: „Die Sonne verschleiert sich aus Trauer über deinen Verlust.“ Der Prophet aber erklärte, dass weder Leben noch Tod eines Menschen eine Sonnenfinsternis verursache, aber er fügte hinzu: „Mein Sohn ist ein Çiddyk im Paradiese und wenn er gelebt hätte, würde er zum Çiddyk (hebräisch zadik, Gerechten) und Propheten geworden sein.

Mohammed hatte für sich selbst keine eigene Wohnung. Die öffentlichen Geschäfte verrichtete er im Gotteshause. Sonst wohnte er

bei irgendeiner seiner Frauen, bei der er die Nacht zubrachte und deren Gast er auch hinsichtlich des Essens war. Er besass neun Hütten und hinterliess neun (Haupt-) Frauen bei seinem Tode, so viel als Herodes der Grosse auch gleichzeitig hatte. Zu seinen Lebzeiten kam es vor, dass er einige seiner Frauen bei Nachbarn unterbrachte, auch dass zwei Frauen eine Hütte bewohnten. Die Stiefkinder wohnten, solange sie jung waren, bei ihren Müttern, ebenso auch die Kinder Mohammeds.

Das, was Mohammed zum Boten Gottes machte in seinen Augen und in den Augen seiner Zeitgenossen, waren „Offenbarungen", deren Inhalt noch heute im Koran aufgehoben ist. Die äussere Form der Erscheinungen wird uns mehrfach berichtet, so bei Bochary von Ibn Gorayy, von Ata, von Çafran ibn Yala ibn Omayya (vgl. A. Sprenger, Leben und Lehre des Mohammed. 1. Bd. 1869. S. 269).

## Die Offenbarungen Mohammeds nach den überlieferten Berichten.

Wir unterscheiden hier die „Erscheinungen des Engels Gabriel" im späteren Leben von Krämpfen in der Kindheit.

Nach der ersten, als Erscheinung Gabriels aufgefassten Offenbarung, kam Mohammed zitternd und schweisstriefend zu seiner Frau, der alternden Khadidscha, und sagte: „Hülle mich ein, denn meine Seele ist in Gefahr." Khadidscha aber sagte: „Sei getrost: Gott wird dich nicht zuschanden werden lassen, du bist gütig gegen die deinen, aufrichtig in deinen Worten, gern dienstfertig gegen deinen Nächsten, mildtätig gegen Arme, gastfreundlich und wahrhaftig." Nach Janabi (erwähnt bei Mühleisen-Arnold, Der Islam. Gütersloh 1878. S. 34) hatte Khadidscha die Aufgabe, ihren Gatten zu trösten, während sie selbst über die Erscheinung beunruhigt war. Sie begab sich mit ihm zu Waraka, einem Verwandten, der ein christlicher Priester war und dieser sagte ihr: ein heiliger Engel würde den Anblick eines entkleideten Weibes fliehen, ein böser Geist dagegen den Anblick ertragen. Man nahm also allgemein (Mohammed, Khadidscha, Waraka) an, dass Mohammed in der Gewalt eines Geistes sei. Nun wurde während eines Anfalls Mohammed von der Khadidscha veranlasst, verschiedene Stellungen einzunehmen. In jeder einzelnen Stellung gab er an, den Engel zu sehen, bis sie ihr Gewand emporhob, worauf Mohammed den Engel nicht mehr sah. „Dann," sagte sie, „bei Gott ist es wahrhaftig wahr, es war ein Engel, kein Teufel."

Ebenso wird von Hamzijah berichtet: „Sie hob ihr Gewand (ihren Schleier), um zu wissen, ob es eine wahre Offenbarung oder eine von bösen Geistern (Dämonen) bewirkte Verzückung war."

Abu 'l Feda (Gagnier, Vie de Mahomet 1732) Bd. 1, S. 104, berichtet, dass Mohammed volle 40 Jahre alt war, als Gott ihm den

Adel eines Sendboten für „rote" und „schwarze" Menschen (d. h. für alle Menschen) verlieh.

„Eine nächtliche, wirkliche Erscheinung," sagt Abu 'l Feda, „war die erste Sache, durch die der Verkünder Gottes dies Sendbotenamt erhielt." Gianabi versichert, dass Gott ihm sechs Monate vorher die Offenbarung im Traume mitgeteilt habe und dass ihm endlich der Engel Gabriel augenscheinlich im Gebirge Hera erschien. Mohammed war in seine Höhle gegangen seiner Gewohnheit gemäss im Monat Ramadhan. Er hatte einige seiner Diener bei sich und blieb dort, bis die Nacht hereinbrach, in der ihn Gott der Allerhöchste die Ehre erweisen wollte. Diese Nacht wird im Koran die Nacht von Alkadar, d. h. die Nacht der göttlichen Verfügung genannt, weil in dieser Nacht der Koran (die Offenbarung) im ganzen zum erstenmal vom Himmel stieg, denn bis dahin war er nur in einzelnen Teilen während eines Zeitraumes von 23 Jahren herabgekommen.

In dieser Nacht zwischen 23. und 24. Ramadhan des ersten Jahres der Sendung des Propheten suchte der Engel Gabriel den Gesandten Gottes auf und sagte zu ihm: „Lies!" „Ich kann nicht lesen," antwortete der Prophet. Gabriel erwiderte: „Lies, im Namen deines Herrn, der alles geschaffen hat, der den Menschen geschaffen hat aus etwas geronnenem Blute, lies! Denn dein Herr ist von unendlicher Würde. Er ist es, der dem Menschen den Gebrauch der Feder lehrte, der ihn gelehrt hat, was er nicht wusste."

Der Prophet wiederholte dieselben Worte. Dann hörte er, nachdem er bis zur Mitte des Gebirges emporgestiegen war, eine Stimme, die vom Himmel kam und ihn diese Worte hören liess: „O Mohammed, du bist der Bote des Gottes und ich bin Gabriel." Der Prophet blieb dann einige Zeit oben und betrachtete Gabriel, um sich dann, als der Engel sich zurückzog, auch zurückzuziehen. Nach Geladedin zeigte sich Gabriel bei dieser Gelegenheit dem Mohammed von weitem, weil er in seiner wirklichen Gestalt erschien. Der Prophet Gottes hatte ihn darum gebeten. Aber sobald er ihn gesehen hatte, verfiel er in Schwäche, deshalb zeigte sich ihm Gabriel nur noch in menschlicher Gestalt, um sich ihm mehr nähern zu können.

Bei seiner Rückkehr nach Mekka berichtete der Sendbote Gottes der Khadidscha alles, was er gesehen hatte. „Ich bin entzückt," sagte sie zu ihm, „eine so angenehme Neuigkeit zu erfahren. Ich schwöre bei dem, der die Seele der Khadidscha in seiner Hand hält, Ihr seid sicher der Prophet dieses Volkes." Und sogleich ging sie zu Waraka, dem Sohne des Nawfal, des Sohnes Asad, des Sohnes Abd al Uzzas, des Sohnes Kesas, einem Oheim der Khadidscha, einer Frau des Propheten.

Das war ein Mann, erfahren im Lesen von Büchern und ausserdem hatte er viele andere Dinge gelernt, teils vom persönlichen Verkehr mit

Gesetzesauslegern und solchen des Evangeliums. Waraka bestätigte nun die Berufung Mohammeds und behauptete, dass das Gesetz Moses sein Kommen vorhergesagt habe, schon vor langer Zeit. Khadidscha ging zu Mohammed zurück, dem sie mitteilte, was Waraka ihr gesagt hatte.

Darauf betete Mohammed, und dann umschritt er siebenmal die Kaaba und dann zog er sich in sein Haus zurück. Von diesem Tage an waren ihm die Offenbarungen häufiger. Sie folgten einander, eine auf die andere. Diese erste Offenbarung ist in der 96. Sure geschildert.

Nachdem Gabriel dem Propheten diese Sure gelehrt hatte mit der Ueberschrift: Das geronnene Blut. Offenbart in Mekka. Im Namen des allbarmherzigen Gottes. „Lies, im Namen deines Herrn, der alles erschaffen, und der den Menschen geschaffen aus geronnenem Blute[1]). Lies, bei deinem Herrn dem Glorreichsten, der da gelehrt den Gebrauch der Feder, und der da lehret den Menschen, was er nicht gewusst.“

Nachdem er dem Propheten diese Sura (das Wort surā ist auch hebräisch und bedeutet Stufe, Erhabenheit, auch eine Reihe von Steinen in der Mauer, eine Linie in Büchern und Briefen) gelehrt, soll der Engel Gabriel mit seinem Fusse die Erde aufgekratzt haben, dann etwas Erde ins Wasser geworfen und ihm den Brauch der heiligen Waschung gelehrt haben, die Wodha genannt wird. (Waschung, Gebet, Almosen, Fasten, Pilgerfahrt nach Mekka sind fünf islamische Grundgebräuche und ebenso das Gebet mit zwei Verbeugungen.)

Mohammed kehrte nach Mekka zurück und wohnte der Khadidscha bei, ganz hingerissen vor Freude, dann nahm er sie bei der Hand und führte sie zur wunderbaren Quelle, in der er sich selbst wusch, um ihr den religiösen Gebrauch der Waschung beizubringen. Sie reinigte sich nach ihm. Nach der Reinigung stand der Prophet auf und verrichtete sein Gebet. So kam es, dass Khadidscha als erste von allen Sterblichen nach Mohammed das Gebet mit zwei Verbeugungen verrichtete, entsprechend der Ueberlieferung Mohammeds, des Sohnes Abdo Bars. Das ist eine der sichersten Ueberlieferungen. (Man muss dies Gebet zweimal täglich verrichten, einem Worte des Allerhöchsten folgend: „Die Waschungen des Herrn morgens und abends feiern.“)

Ali Halibi berichtet eine Ueberlieferung, die auf Ajescha, eine andere Gattin Mohammeds, zurückgeht. Er sagt im Islam Aluyun: „Der Prophet war jedesmal, wenn der Engel erschien, ausserordentlich niedergeschlagen, Schweisstropfen fielen ihm beim kältesten Wetter von der Stirne, die Augen wurden rot und manchmal schrie er wie ein junges Kamel.“ Ein Augenzeuge Zaid fügt hinzu: „So oft der Prophet eine

[1]) Offenbar wird der männliche Same als aus geronnenem Blute bestehend angesehen.

Offenbarung vernahm, war es, als müsse er seine Seele aushauchen. Er verfiel in einen ohnmachtähnlichen Zustand und sah aus wie ein Betrunkener." Hariri sagt: „Wenn Mohammed eine Offenbarung zuteil wurde, wagte niemand, ihn anzublicken." Nach einer anderen Erzählung „ward er zornig, wenn jemand ihn anschaute, das Gesicht war mit Schaum bedeckt, die Augen geschlossen und manchmal schrie er wie ein Kamel". Hanith ibn Hischam fragte den Propheten: „In welcher Weise empfängst du die Offenbarung?" Er antwortete: „Manchmal erscheint ein Engel in Mannsgestalt und spricht zu mir, manchmal höre ich Töne wie von einer Glocke; dann fühle ich mich sehr krank, und wenn er von mir geht, habe ich die Offenbarungen vernommen."

Yala sagte oft: „Wenn ich nur den Propheten sehen könnte, wenn die Offenbarung auf ihn herniedersteigt." Als der Prophet sich zu Giirrana befand, war ein Tuch über ihn ausgespannt, das ihm Schatten gewährte, und es waren auch einige von seinen Begleitern mit ihm darunter. Es kam gerade ein Beduine, der eine Gobba (Jupe, Ueberrock, auch Aermelmantel ohne Kragen mit Stickerei auf dem Rücken) anhatte und parfümiert war, und er sprach: „Was hältst du davon, dass ein Mann die Wallfahrt (Umra) parfümiert und in einem Prunkrock mache?" Omar gab dem Yala mit der Hand ein Zeichen, dass er kommen solle. Er kam und steckte seinen Kopf unter das Tuch und sah, dass der Prophet im Gesicht rot und einige Zeit von sich war. Dann kam er wieder zu sich und sagte: „Wo ist der Mann, der mich über die Wallfahrt befragt hat?" Er wurde ihm vorgestellt und er sprach: „Wasche den Wohlgeruch dreimal ab und ziehe den Prunkrock aus, dann mache die Wallfahrt gerade so, wie man das Pilgerfest (Hagg) begeht."

Yala sagt von einem Anfalle: „Mohammed röchelte und es kam mir vor wie das Gurgeln eines jungen Kamels."

Zayd ibn Thabit erzählte: „Ich war beim Propheten, als der Vers: ‚Die, die zu Hause sitzen bleiben, und die, die gegen die Ungläubigen ins Feld ziehen, sind nicht gleich vor Gott', geoffenbart wurde. Aber die Worte: ‚ausgenommen diejenigen, die Gebrechen haben', waren nicht beigefügt. Ibn Omn Maktu sagte: ‚Aber ich bin blind.' Der Prophet hatte darauf einen Anfall und fiel auf meinen (Zayds) Schoss mit solcher Gewalt, dass ich fürchtete, er zerschmettere mein Bein. Als er sich wieder erholt hatte, sprach er: ‚Schreibe: ausgenommen diejenigen, welche Gebrechen an sich haben'."

Ebenso geht auf Zayd ibn Thabit zurück: „Ich pflegte die Offenbarungen für den Propheten niederzuschreiben. Wenn sie auf ihn hinabstiegen, war er in einem starken Fieber. Er schwitzte heftig und Tropfen so gross wie Perlen bedeckten ihn."

Auf Ikrima geht zurück: „Wenn der Prophet eine Offenbarung

erhielt, verfiel er auf einige Zeit in einen dumpfen Zustand, wie wenn er betrunken wäre."

Auf Obada ibn al Çamit (gest. 34 der Hedschra, 72 Jahre alt): „Wenn auf den Propheten die Offenbarung herabstieg, wurde er traurig und sein Gesicht wurde finster." Anmerkung des Nawawy finster = aschgrau, blass.

Ebenfalls auf Obada ibn al Çamit geht zurück: „Wenn eine Offenbarung auf den Propheten herniederstieg, so neigte er das Haupt und seine Begleiter taten dasselbe. Wenn sie vorüber war, erhob er das Haupt."

Auf Ibn Abbas: „Wenn Gabriel dem Propheten eine Offenbarung überbrachte, so kamen Fälle vor, in denen er die Lippen und Zunge bewegte. In diesen Fällen war er sehr angegriffen (aufgeregt) und diese Bewegungen waren ein Zeichen davon."

Auf denselben: „Wenn die Offenbarung auf den Propheten herabstieg, war er in gespannter Aufmerksamkeit. Er fing sie auf und bewegte die Lippen, um sie nicht zu vergessen. Gott offenbarte ihm deswegen Koran Sure 75, 16: ‚Rühre nicht deine Zunge zur Beschleunigung' (der Offenbarung).

17: ‚Das Sammeln und das Vorlesen der Offenbarung ist wahrlich unsere Sache.'

18: ‚Wenn wir sie dann vorgelesen haben, so folge du nur der Vorlesung.'

19: ‚Weiter ist auch die Erklärung der Offenbarung unsere Sache.'

Der Prophet freute sich über diese Offenbarung und wenn in Zukunft Gabriel zu ihm kam, horchte er ihm zu, und nachdem sich der Engel entfernt hatte, las er die Offenbarung, wie er sie ihm vorgetragen hatte."

Ibn Sad, S. 37, berichtet vom Hörensagen, dass der Prophet zu sagen pflegte: „Ich erhalte die Offenbarungen auf zwei Arten. Entweder überbringt sie mir Gabriel und sagt sie mir vor (hier ist das arabische Wort yolakkin von Sprenger zweimal an Stelle von yolkip gesetzt), wie ein Mann dem anderen etwas vorsagt[1]). Solche Offenbarungen entgehen mir bisweilen, oder die Offenbarung kommt zu mir wie der Ton von Glöckchen, der fortdauert, bis ich sie meinem Herzen eingeprägt habe. Diese Offenbarungen entschlüpfen mir nie."

Auf Ajescha, eine Gattin des Propheten, geht zurück: „Al-Hârith ibn Hischâm fragte den Propheten, wie er die Offenbarungen erhalte, und er sagte: Manchesmal kommt sie zu mir wie das Läuten von Glöckchen, und diese Art ist sehr peinlich für mich. Das Läuten hört dann auf und ich sammle, was er (Gabriel) gesagt hat. Bisweilen erscheint

[1]) Also gerade das wichtigste Wort ist hier umstritten.

mir der Engel und spricht zu mir, und ich merke, was er sagt." Ajescha fügte nach Ibn Sad, S. 37, hinzu, was Moslim, S. 430, als besondere Ueberlieferung erwähnt wird: „Ich habe den Propheten beobachtet, als er eine Offenbarung an einem sehr kalten Tage erhielt, und als sie aufhörte, träufelte seine Stirn von Schweiss."

Auf Abu Arwà Dawsy wird zurückgeführt (Ibn Sad, S. 37): „Ich habe den Propheten gesehen, als er eine Offenbarung erhielt. Das Kamel, auf dem er ritt, schäumte, die Beine beugten sich, dass ich glaubte, sie würden brechen. Manchesmal kniete es nieder und manchesmal stand es auf und stemmte seine Vorderfüsse gegen den Boden. Dies dauerte, bis das Gewicht der Offenbarung vorüber war. Von dem Propheten fielen Schweisstropfen wie grosse Perlen."

Mehrfach beglaubigt und auf Smâm Bâkir wird folgende Nachricht zurückgeführt: „Othmân ibn Matrûm war eines Tages bei dem Propheten. Als sie im Gespräch waren, bemerkte Othmân, dass seine Augen plötzlich gen Himmel gekehrt waren und dann zur rechten Seite. Sein Kopf bewegte sich während dieser Zeit, wie wenn er spräche. Nach einiger Zeit blickte er wieder gen Himmel, dann zur Linken und dann zu Othmân. Sein Angesicht bedeckte sich mit Schweiss. Othmân fragte ihn, was ihm fehle, und er antwortete: ‚Ein Koranvers ist mir geoffenbart worden (16, 92): Gott befiehlt euch, Gerechtigkeit zu üben und Gutes zu tun und für eure Verwandten zu sorgen. Er verbietet Bosheit, Sünde und Unterdrückung. Er ermahnt euch, damit ihr eingedenk seid.'"

Auf Zohayr ibn Awram wird zurückgeführt: „Die Koreischiten sagten zum Propheten: ‚Du glaubst, dass du ein Prophet seiest, der Offenbarungen empfängt, — dass dem Salomon die Winde dienstbar gemacht wurden, — dass dem Moses das Meer gehorchte, — dass Jesus die Toten erweckte. Rufe nun Allah an, dass er Berge fortgehen heisse, dass er Quellen hervorsprudeln lasse. Wir werden dann Felder haben und uns davon nähren. Rufe ihn an, dass er den Fels, auf dem du stehst, in Gold verwandle, wir werden dann reich sein und nicht mehr nötig haben, Sommer und Winter Karawanenreisen zu machen. Du glaubst ja, dass du wie die genannten Propheten seiest.' Während wir um ihn standen, hatte er einen Anfall, und als er vorüber war, sagte er: ‚Bei ihm, in dessen Hand mein Leben steht, Gott hat mir gewährt, was ihr verlanget, und wenn ich gewollt hätte, so wäre es geschehen. Aber Gott liess mich wählen, entweder, dass der, der glauben will, glauben und seiner Gnade teilhaftig werden soll, oder dass ihm das, was ihr wünscht, geschehen soll, und ihr von seiner Gnade ausgeschlossen sein sollt. Ich wählte die Gnade. Denn er hat mir gesagt, dass, wenn er euch das gibt, und ihr seid wieder ungläubig (oder undankbar), so wird er über euch eine Strafe verhängen, wie er noch nie über jemand verhängt hat.' Darauf wurde Koran 17, 61 offenbart."

Weiter wird uns berichtet, dass sich Mohammed am Hinterhaupt schröpfen liess, da das Schröpfen ein Mittel gegen Kopfweh, Zahnschmerz, Schläfrigkeit, Augenkrankheit, beide Arten Aussatz und Besessenheit sei; am Nacken, ferner weiter unten zwischen den Schultern, gerade unter den Haaren, am Halse gerade über der Drosselblutader soll Mohammed sich haben schröpfen lassen, z. B. auch nach dem Genuss des vergifteten Hammelfleisches.

Der Inhalt der uns überlieferten Offenbarungen Mohammeds ist in Sure 41 angegeben:

„Dies ist die Offenbarung vom Allbarmherzigen. Eine Schrift, deren Verse deutlich erklärt sind, ein arabischer Koran für verständige Menschen. Er verkündet Gutes und droht Böses an. Aber die meisten wenden sich ab und hören nicht auf ihn. Sie sagen spöttisch: Unser Herz ist für die Lehre, zu der du uns einladest, verhüllt, und unser Ohr harthörig. Zwischen uns und dir ist ein Vorhang. Handle daher nach deinem Sinn und wir wollen nach dem unsrigen handeln. Sprich: Wahrlich, ich bin nur ein Mensch wie ihr. Aber geoffenbart ist mir worden, dass euer Gott nur ein einziger Gott ist. Darum richtet eueren Weg gerade zu ihm hin und bittet ihn um Verzeihung. Wehe aber den Götzendienern, die keine Almosen geben und das zukünftige Leben leugnen....“

Die 114 Bausteine (Suren) der Offenbarung Mohammeds stehen nicht im innern oder äussern Zusammenhange miteinander. Vielmehr handelt es sich um Gelegenheitsaussprüche über Glaubenslehren (Einheit Gottes, des allbarmherzigen Erbarmers, der nicht gezeugt hat und nicht gezeugt ist, Verwerflichkeit des Götzen- und Bilderdienstes, ein zukünftiges Leben der Abgestorbenen, Verantwortlichkeit der Menschen für ihre guten und bösen Taten, Offenbarungen Gottes von Adam, Noah, Abraham, Lot, Jonas, Elias, Moses, Jesus, Mohammed, Maria, die Mutter Jesu, Engel, Teufel, Genien (dschin), Weltgericht, Hölle, Paradies). Sittenlehren (Redlichkeit, Treue, Wahrhaftigkeit, Mäßigkeit, Frauenbehandlung, Meidung des Töchtermords). Religionsgebräuche (Gebete, Waschungen, Beschneidung, Almosen, Fasten, Wallfahrten). Speiseverbote (von Schweinefleisch, von selbstverstorbenen Tieren, unter Anrufung anderer Götter, Geschlachtetem, Wein). Verbote von Wein, Glücksspiel, Bildsäulen. Erbgesetze, Ehegesetze, Strafgesetze, z. B. gegen Ehebruch, Diebstahl. Staatsgesetze, z. B. über Stellung der Juden und Christen (Schriftbesitzer).

Für bemerkenswert halte ich in diesem Zusammenhange noch folgende Punkte:

Mohammed selbst wendet sich im Koran gegen drei seiner Ansicht nach falsche Auffassungen seines Auftretens. Die Behauptung, er sei Betrüger, Besessener oder (bloss) Dichter, so in der siebenten Sure:

„Die aber, die unsere Zeichen für Betrug ausgeben, wollen wir

stufenweise ins Elend stürzen, auf eine Weise, die ihnen unbekannt ist....“ „Wollen sie denn nicht begreifen, dass ihr Gefährte nicht von einem bösen Geist besessen ist? Er ist nichts anderes als ein öffentlicher Prediger.“ „Dieser Vergleich des Volkes, das unsere Zeichen des Betrugs beschuldigt, ist schlimm genug.“

„Wenn du ohne Zeichen zu ihnen kommst, werden sie sagen: Hast du da nicht zusammengestoppeltes Zeug?“ (Aus Gesetz, Evangelium, Fabeln und Sagen solle der Koran zusammengedichtet sein.)

Auch lehnte er ab, Wunder ohne weiteres tun zu können. „Ich sage nicht, dass die Schätze Gottes in meiner Gewalt sind, auch nicht, dass ich Gottes Geheimnisse weiss.“ 7. Sure. Die Suren wurden teils widerruflich, teils unwiderruflich offenbart (vgl. 47. Sure und Sure 2): ‚Wenn wir Verse (im Koran) abschaffen oder vergessen, so geben wir bessere oder doch gleich gute dafür.‘

In der 16. Sure steht: „Wenn du (Mohammed) den Koran vorliesest, so nimm deine Zuflucht zu Gott, dass er dich vor dem verfluchten Gesteinigten (Satan) schütze.“ Dies soll sich, nach den Auslegern, darauf beziehen, dass dem Mohammed einst beim Lesen des Korans (d. h. beim Diktat der Offenbarung) eine Gotteslästerung entschlüpft sei. [„Die Höhle“ (Der Siebenschläfer).]

In der 18. Sure ward ihm offenbart: „Von keiner Sache sage, morgen will ich das tun, oder du fügest hinzu: So Gott will.“

Die Ausleger geben uns dazu folgende Erklärung, Juden und Christen hätten den Propheten über die Geschichte der Siebenschläfer befragt, die 309 Jahre in einer Höhle geschlafen haben sollen, da habe er ihnen geantwortet, am andern Tage werde er ihnen die Sache mitteilen. Da ihm aber inzwischen keine Offenbarung geworden sei, konnte er erst später Wort halten. Daher die Lehre, nie mit Bestimmtheit ohne Hinzufügung des „So Gott will“ etwas zu versprechen. Schliesslich scheint er richtig zu betonen, dass die Offenbarungen anfänglich (um das 40. Lebensjahr) weit feuriger sind und schwunghafter, während sie später ruhiger, nüchtern, prosaisch werden[1]).

Diese Schilderungen über die Anfälle Mohammeds mögen genügen, da sie sehr wohl geeignet erscheinen, die Grundlagen für eine ärztliche Beurteilung zu liefern. Nur möchte ich, ehe ich an die ärztliche Beurteilung selbst herangehe, noch zwei Punkte kurz berühren, nämlich die angeblichen Anfälle aus der Kindheit Mohammeds und die verschiedenen Arten der Offenbarungen, die ihm zugeschrieben werden.

Von Krankheiten aus Mohammeds Kindheit finde ich zwei erwähnt:

---

[1]) Theodor Noeldecke, Geschichte der Korâns. Göttingen 1860, Dieterichs Buchhandlung, S. 49.

1. ein Augenübel, etwa im 7. Lebensjahre des Knaben, nachdem das Kind nach dem Tode der Mutter der Sklavin Barakat anvertraut war, die ihm seinem Grossvater Abd al Mottalib brachte. Bald nachher litt das Kind an einem Augenübel, das in Mekka als unheilbar galt. Der Grossvater suchte für dies Uebel (vielleicht eine Entzündung infolge von Wüstensand oder Medinawurm, wie sie heute dort noch oft vorkommen) bei einem Mönche in Okaz Hilfe.

Und 2. Anfälle in noch früherer Kindheit. Als der Vater Mohammeds zwei Monate nach dessen Geburt (oder wie andere berichten, schon vor der Geburt) gestorben war, hinterliess er der Witwe und dem Kinde ein Haus, fünf Kamele, eine abessinische Sklavin, einige Schafe und wie man sagt einen Sklaven namens Sakran. Amena gab das Kind der Amme Halena, einer Beduinin. Nach zwei Monaten und zwei Jahren litt das Kind an „Asâbahu“ wie Abufeda und Sirat Arrusul berichten (vgl. Germann-Mühleisen-Arnold: Der Islam, 1878, S. 29). Asâbahu heisst nun vom Unglück betroffen, tödlich verletzt, auch besessen. „Ich fürchte,“ sagt Halemas Gatte, „dieses Kind ist Asâbahu. Bringe ihn seinem Volk zurück, ehe es kund wird.“

Die Erzählung dieses Anfalls gibt Sprenger nach Ibn Ischâk, der die Pflegemutter, Halema, wie folgt erzählen lässt:

... „Einen Monat darauf (nach der mit 2 Jahren erfolgten Entwöhnung) war er mit seinem Milchbruder (Halema stillte neben Mohammed auch ihr eigenes Kind) beim Vieh hinter unsern Zelten. Der letztere lief zu uns und sagte, zwei Männer in weissen Kleidern haben unsern korayschitischen Bruder ergriffen, ihn auf den Boden dahingestreckt und den Leib aufgeschnitten. Ich und mein Mann liefen hinaus und fanden ihn, stehend, aber blass. Wir fragten ihn, was ihm begegnet sei, und er antwortete, dass ihm zwei Männer den Leib aufgeschnitten und darin etwas gesucht hätten, er wisse aber nicht was. Wir kehrten zu unserem Zelt zurück und mein Mann sagte zu mir: Ich fürchte, dieser Knabe hat einen Anfall gehabt. Wir brachten ihn zu seiner Mutter, und sie fragte uns, warum wir ihn zurückbrächten, da wir doch früher gewünscht hätten, ihn länger bei uns zu haben. Ich antwortete: Dein Sohn ist jetzt schon gross, ich habe meine Pflicht an ihm getan. Ich fürchte, es möchte ihm etwas zustossen, und so habe ich ihn zu dir zurückgebracht. Dies ist nicht die Ursache, versetzte seine Mutter. Sage mir aufrichtig, was ihm begegnet ist. Sie nötigte mich, ihr alles zu gestehen. Sie sagte: Fürchtest du, dass der Teufel sein Spiel mit ihm treibe? Ich antwortete: ja. Sie sagte: Bei Gott, das ist nicht der Fall. Der Teufel hat keine Macht über ihn. Mein Sohn hat eine hohe Bestimmung: habe ich dir nicht seine Geschichte erzählt? Als ich mit ihm schwanger war, ging ein Licht von mir aus, bei dem ich die Paläste in Bosrà sehen konnte. Auch habe ich nie eine leichtere Schwangerschaft

gesehen, als die meine. Und als ich ihn geboren hatte, setzte er seine Händchen auf die Erde und erhob den Kopf gen Himmel. Lass ihn hier und gehe deines Wegs."

Nach dieser Erzählung wäre Mohammed also mit zwei Jahren und einigen Monaten zu seiner Mutter zurückgebracht. Dem widerspricht Ibn Abbas (Sprenger I, S. 163): nach dessen Bericht Mohammed 5 Jahre alt war, als ihn Halema nach Mekka zurückbrachte. Abd a Barr bestimmt die Zeit noch genauer: Im sechsten Jahre der Zeitrechnung des Elefanten, als der Prophet 5 Jahre und 2 Tage alt war.

Nach einer andern Erzählung trachtete man dem Säugling nach dem Leben, weil ein Wahrsager aus dem Hodzayl-Stamme ausgerufen habe: O Hodzayliten, o Araber! Tötet dieses Kind. Ich habe einen Jungen gesehen, der, bei den Göttern, die, die eure Religion bekennen, töten und eure Götter zertrümmern wird, damit seine Ansichten siegreich werden. Sie suchten ihn in Okaz, fanden ihn aber nicht, denn Halema war nach ihrem Ort zurückgekehrt. Nachdem zeigte sie ihn keinem Wahrsager mehr, noch sonst jemandem.

Wer denkt hier nicht an die Erzählungen aus der Kindheit Jesu!

Nach Ibn Aby Schayba soll Gabriel dem Knaben den Leib geöffnet, einen Blutklumpen herausgenommen und mit den Worten weggeworfen haben: Dies ist der Teil des Teufels. Dann soll er ihn mit Zamzam-Wasser aus einem goldenen Becken gewaschen und den Leib wieder zusammengefügt haben.

(Offenbare dichterische Umkleidung, um die Sündenfreiheit anzudeuten, vgl. die Mädchengeburt Jesu.)

Anscheinend gehen diese Erzählungen bis auf Mohammed selbst zurück, denn die 94. Koransure lautet:

„Die Aufschliessung."

„Geoffenbart zu Mekka. Im Namen des allbarmherzigen Gottes.

Haben wir nicht deine Brust aufgeschlossen und dir erleichtert deine Bürde, welche deinen Rücken drückte? und haben wir nicht deinen Ruf gross gemacht? Wahrlich, mit dem Schweren kommt auch das Leichte. Ja, mit dem Schweren kommt auch das Leichte. Wenn du vollendet (das Gebet), dann arbeite (zur Verbreitung des Glaubens) und flehe demütig zu deinem Herrn."

In dieser Sure ist offenbar dichterisch-bildlich von der Aufschliessung der Brust die Rede. Wir würden vielleicht sagen können, das Herz aufgeschlossen für Wahrheit und Reinheit und die Last der Sünde genommen. In den Erzählungen aus der Kindheit scheinen sich sagenhafte Ausschmückungen der Sure von Mekka (!) zu finden (vgl. die Erzählungen über die Kindheitwunden Jesu und Johannes des Täufers in kirchlich als unecht verworfenen Evangelienüberlieferungen).

Der Vollständigkeit halber sei schliesslich erwähnt, dass dem Mohammed nicht nur die hier geschilderten Krampfanfälle Offenbarungen brachten, sondern dass er vielmehr auch weniger stürmische Arten der Erleuchtung hatte.

So unterschieden islamische Schriftgelehrte z. B. in Almawâhib alladunîya (vgl. Noeldecke, Geschichte des Korâns 1860, S. 17):

1. Traumoffenbarungen.
2. Eingebung Gabriels in des Propheten Herz.
3. Eingebungen Gabriels, der dem Dahya ibn Halîfa Alkalbî.
4. Offenbarungen unter Glockengetön.
5. Offenbarungen Gabriels in seiner wahren Gestalt, die er nur zweimal gezeigt habe.
6. Offenbarung im Himmel wie die Anordnung der fünf täglichen Gebete.
7. Offenbarungen des verhüllten Gottes.
8. Offenbarungen Gottes ohne Schleier.
9. Offenbarungen Gabriels in Gestalt eines andern Menschen, nicht des Dahya.
10. Offenbarungen Gottes, persönlich sich im Traume zeigend.

Ajescha soll diejenigen, die behaupteten, Gott habe sich dem Propheten persönlich unverhüllt gezeigt, für gottlos erklärt haben.

Vom ärztlichen Standpunkte aus ist die Unterscheidung in diese 10 (oder ähnliche) Gruppen wohl nur insofern wichtig, als eine ganze Reihe von Berichten, z. B. über die Nachtfahrt des Propheten nach Jerusalem leicht als durchaus nicht krankhafte, sondern ganz im Bereiche des Gesundheitlichen liegende Träume als leicht und zwanglos erklärt ausgeschieden werden können.

Nach den bisher gegebenen Vorbemerkungen scheint es durchaus möglich, die Frage nach der Fallsucht oder Muttersucht oder Geisteskrankheit Mohammeds zu behandeln.

Zuvor jedoch mögen einige Schilderungen dieser Krankheitszustände, die ganz allgemein gehalten sind und sich nicht auf den vorliegenden Fall Mohammeds beziehen, hier Platz finden.

Dann erst wollen wir versuchen zu prüfen, ob man in dem Sonderfalle Mohammeds von Fallsucht oder Muttersucht sprechen kann und falls wir diese Fragen verneinen müssen, wird schliesslich zu prüfen sein, wie die „Anfälle“ des Propheten ärztlich aufzufassen sind.

(Schluss folgt.)

# Zur Psychographie von Marat.

Von Dr. G. **Mamlock**, Berlin.

In einer ausgezeichneten, neues und originelles Material bringenden Studie über Marat hat Max Cohn (Berlin) hier Bd. VIII H. 1 u. 2 sich eingehend mit meinem Aufsatz über Marat[1]), und zwar im grossen und ganzen ablehnend, z. T. unter Hinweis auf angebliche direkte Fehler, beschäftigt. Wer sich zu einer solchen Kritik, wie sie Cohn an meiner Arbeit übt, berechtigt glaubt, muss aber selbst in seinen Angaben unbedingt zuverlässig sein und darf nicht, wie Cohn das tut (S. 43), Lavoisier als Entdecker des Sauerstoffs bezeichnen. Der Sauerstoff ist nämlich 1771 von Scheele und Priestley entdeckt, während Lavoisier erst vier Jahre später gezeigt hat, dass Sauerstoff zur Verbrennung notwendig ist; das ist aber etwas ganz anderes.

Diesem Irrtum gegenüber scheint mir das allerdings von mir falsch angegebene Geburtsdatum[2]) Marats nicht erheblich ins Gewicht zu fallen, zumal es für meine Darstellung ganz belanglos ist. Weiter bemängelt Cohn, dass ich Marats Vater zum „Arzt" mache, obwohl er „Zeichner" und „Maler" war. Allerdings steht im Heiratskontrakt von Marats Vater folgendes: „Contrat intervenu entre sieur Jean, fils du sieur Antoine Maxa (sic!) Bonfils, peintre et dessinateur...". Hier ist offenbar gar nicht mit Sicherheit zu ersehen, ob nicht mit dem „Maler" und „Zeichner" der Grossvater Antoine gemeint ist, wenn auch Cabanès[3]) die Angabe auf Marats Vater bezieht. Dagegen nennt Bougeart[4]) Marats Vater „médecin distingué", und Chevremont[5]) sagt von Marats Vater „à Genève où il exerça la médecine". Dazu würde, bei dem damaligen Stand der Wissenschaft, auch am zwanglosesten die Angabe von Cabanès (S. 21) passen, dass der Vater sich als „Chemiker" betätigt hat. Schliesslich sagt ebenfalls Cabanès (S. 21 u. 28), der Vater habe sich mit „Sprachunterricht" ernährt. Bei dieser Vielseitigkeit der Tätigkeit kann ich also nur zugeben, dass, wenn meine Angabe falsch ist, die von Cohn nicht als richtig gelten kann. Weiter soll dem „Historiker der Deutschen medizinischen Wochenschrift" (wie mich Cohn S. 38 nennt) nicht bekannt geworden sein, dass Marats Schrift über Bougiebehandlung des Trippers in Paris 1891 neugedruckt ist, und ich soll fälschlich behaupten, sie sei verloren, obwohl der von mir zitierte Cabanès auf diese Schrift ausführlich eingeht. Bei Cabanès steht aber S. 56 nur: „L'original, pas plus qu'une copie, n'a pu être

[1]) Deutsche med. Wochenschr. 1919, Nr. 23. — [2]) Nach Brunet, Marat, Dit l'ami du peuple. Paris 1862. — [3]) Marat, Inconnu. Paris 1891, S. 18 u. 19. — [4]) Marat, L'ami du peuple. Paris 1865, I, S. 6. — [5]) Jean Paul Marat. Paris 1880, S. 1.

retrouvé", was auch ganz klar ist, denn wenn Marats Schrift erst 1891 neu herausgegeben wurde, konnte sie Cabanès nicht in seinem im gleichen Jahre erschienenen Buche schon verwertet haben. Ich habe also nicht falsch zitiert, sondern Cohn hat offenbar eine neue, verbesserte Auflage von Cabanès, die mir nicht zur Verfügung stand, benutzt und das nicht beachtet. Ebensowenig habe ich, wie Cohn S. 40 behauptet, Marats Präparator Filassier mit dem Abbé Tissier verwechselt. Ich habe auf Grund von Cabanès Angaben S. 67 u. 114, wo Filassier als „fidèle disciple et préparateur" von Marat bezeichnet wird, gesagt, dass er ihm sein Lungenheilmittel „verarbeitet" hatte; das ergibt sich unzweifelhaft aus der Darstellung von Cabanès (a. a. O.), woselbst auch angedeutet wird, dass Filassier die Reklametrommel für dies Präparat rührte. Die offenbar ganz unabhängig davon angestellte Analyse des Fakultätsmitgliedes Tissier, um die ihn sein Kollege Bernard bat, habe ich gar nicht damit in Zusammenhang gebracht (Cabanès S. 288).

Auf S. 41 bemängelt Max Cohn, dass ich Marat nicht, wie es ihm gebühre, als „Pionier der Elektrizitätslehre" gewürdigt habe, obwohl ihm Prof. Toby Cohn, Nervenarzt in Berlin, dies Verdienst zuerteilt. Von diesem „Pionier" sagt aber T. Cohn in der 6. Auflage seines Leitfadens der Elektrodiagnostik weiter nichts, als dass er die Franklinsche Kopfdusche bei Kopfschmerz und anderen Leiden erprobt und empfohlen habe, während ich selbst in meiner Arbeit viel ausführlicher auf Marats elektrotherapeutische Tätigkeit eingehe unter ausdrücklicher Erwähnung der ihm von den massgebenden Zeitgenossen gezollten Anerkennung.

Dagegen wissen weder die Medikohistoriker Puschmann, Haeser, Pagel noch die Neurologen Erb, Ziemssen, Bernhardt, Kron (in Villarets Handbuch) von diesem „Pionier" etwas, ebensowenig wie Du Bois Reymond, der in seinen „Untersuchungen über tierische Elektrizität" (Berlin 1848) mit grösster Zuverlässigkeit auch die heute ganz verschollenen Autoren berücksichtigt; und dabei kannte Du Bois die französische Geschichte des 18. Jahrhunderts wie wenige[6]).

So sehen die angeblichen Fehler aus, die mir M. Cohn vorwirft.

Neben diesen speziellen Bemängelungen sucht mich M. Cohn noch dadurch zu widerlegen, dass er Marats Leistungen als Arzt im allgemeinen viel höher einschätzt als ich. Zwar habe ich mitgeteilt, dass Goethe Marats Arbeiten benutzt hat[7]), dass er zahlreiche Preise von

---

[6]) Lessing erwähnt übrigens in seinen theologischen Streitschriften als damals bekannte Elektrotherapeuten nur Nollet und Franklin (vgl. Dilthey, „Das Erlebnis und die Dichtung." Lessing, Goethe, Novalis, Hölderlin, 2. Aufl., 1907, S. 83.) — [7]) Mit Bezug darauf schreibt am 27. November 1799 Klopstock an Herder: „Haben Sie gelesen, was Goethe über die Farben gegen Newton geschrieben? Und haben Sie, was vor ziemlicher Zeit Marat, da er noch nicht rasend war, über eben

Akademien erhielt, eine ausgedehnte und anspruchsvolle Praxis hatte und mit Franklin u. a. bedeutenden Zeitgenossen einen Briefwechsel unterhielt; das genügt aber Cohn nicht, und er versucht mir nachzuweisen, dass damit Marat noch nicht ausreichend gewürdigt wäre. Zum Beweise führt er u. a. das Doktordiplom an, das Marat 1775 von der Universität St. Andrews erhielt mit den Worten: „Ganz hervorragender Meister der Wissenschaften." Nach diesem Argument müsste ich selbst, da mir die Leipziger medizinische Fakultät bescheinigt hat „vir praenobilissimus atque doctissimus", sehr gelehrt sein, während M. Cohn doch gerade das Gegenteil beweist. Aus der blossen Tatsache, dass, wie Cohn (S. 42) bemerkt, Marat und Franklin günstig beurteilt wurde, ist an sich natürlich ohne weiteres nicht zu folgern: schon grössere Leute haben manche ihrer Zeitgenossen überschätzt, und Ordinarien für Philosophie haben sich bekanntlich von sprechenden und rechnenden Vierfüsslern imponieren lassen. Die weiteren modernen Gutachten von Truc und Didelot, die Cohn (S. 39 u. 47) anführt, beweisen eben, was ja zweifellos feststeht und von mir gar nicht bestritten ist, dass Marat kenntnisreich, geschickt und genial war, wobei ich allerdings gewisse Bedenken gegen seine Gründlichkeit hege: denn es ist, selbst für den damaligen Stand der Medizin, etwas viel, eine Autorität auf dem Gebiet der Tripperbehandlung, der Augenkrankheiten, der Elektrotherapie, der Physik, der Neurologie, der Seelenkunde zu sein, wozu Marat von Cohn gemacht wird. Wohl bemerkt neben einer umfangreichen Praxis und amtlicher Stellung beim Grafen Artois! Ich habe auch ausdrücklich betont, dass Marat sich teilweise im Gegensatz zu seinen Kollegen von Spekulationen freihielt und auf das Experiment verliess, und dass er als praktischer Arzt durchaus human war.

Wenn ferner Cohn, um Marat zu entlasten, auf Schopenhauers Eigentümlichkeiten hinweist und bemerkt, auch daraus dürfe man nicht etwa auf Geisteskrankheit schliessen, so ist dies Beispiel besonders unglücklich, da eine wohl auch von Cohn anerkannte neurologische Autorität wie P. Moebius gerade bei Schopenhauer psychopathische Züge gefunden hat[8]); und mehr habe ich jedenfalls von Marat auch nicht behauptet. Ebenso ist Cohns Exemplifikation auf Schiller (S. 49) verfehlt, angesichts der Selbstkritik des Dichters über seine ärztliche Qualifikation: „Ich möchte ihm lieber zehn Pferde, als meine Frau zur Kur geben"[9]).

---

diese Sache und auch gegen Newton? Wenn Sie haben, so können Sie mir vermutlich sagen, was Goethe von Marat genommen hat. Denn er ist, vielleicht nur zu Zeiten, ein gewaltiger Nehmer." (Bode, Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen, 1918.) — Vgl. auch Leitzmann und Schüddekopf, Lichtenbergs Briefe. Leipzig 1901, Bd. I, S. 366, Nr. 269: Lichtenberg an Schernhagen 16. Nov. 1780. — [8]) Kraepelin, Psychiatrie 1909, Bd. I, S. 430; und Birnbaum, Psycho-pathologische Dokumente 1920, S. 46 und 144. — [9]) Palleske, Schillers Leben und Werke 1882, Bd. I, S. 183.

Allerdings habe ich von Marat wieder behauptet, er sei als blutrünstiger Revolutionsmann für die Bestialitäten in der Schreckenszeit mitverantwortlich. Sonst gehe ich auf die politische Tätigkeit, wie ich in meinem Artikel ausdrücklich bemerkt habe, nicht ein, und deshalb habe ich ihn betitelt „Kollege“ Marat. Missverständlich fasst Cohn das als „Spott“ auf. Das wäre ungefähr so, als wollte man darin eine Verspottung meiner Person sehen, dass M. Cohn (S. 41 u. 56) andeutet, ich kennte die von mir zitierten Quellen gar nicht, oder wenn er mich als „den Historiker der Deutschen medizinischen Wochenschrift“ bezeichnet, oder wenn er einmal meinem Namen das Wort „Herr“ zufügt.

Neben der medizinischen versucht nun M. Cohn eine politisch-psychologische Rehabilitierung Marats, immer gegen mich polemisierend, weil ich ihn mit Nero und Iwan dem Schrecklichen in Parallele gestellt, von seinem pathologischen Ehrgeiz gesprochen und ihn als Führer des Pariser Strassenpöbels bezeichnet habe. Dabei verteidigt M. Cohn ihn gegen den Vorwurf der Charlatanerie, des Plagiats, der Paralyse, der Paranoia, der Habgier usw., wovon in meinem Artikel kein Wort steht. Ich habe ihn allerdings als unsteten, exzentrischen Menschen hingestellt, der sich selbst bei gelehrten Disputen zu Tätlichkeiten hinreissen liess. Viel weiter geht nun merkwürdigerweise M. Cohn, so dass ich nach Lektüre seiner Abhandlung ersehe, dass ich Marat zu günstig beurteilt habe. M. Cohn schildert den Knaben Marat als heftig, widerspenstig, selbstbewusst, ungestüm leidenschaftlich, hartnäckig, rücksichtslos. In späteren Jahren zeigte er lächerliche Selbstgefälligkeit, masslosen Ehrgeiz, eine bis zur Brutalität gehende Rücksichtslosigkeit, in seinen Angriffen gegen andere Forscher mit schwerstem Geschütz vorgehend, wobei er sich zu vielen Fehlern, Missgriffen, ja selbst unentschuldbaren Handlungen hinreissen liess. So geht es bei M. Cohn fast Seite für Seite, so dass er schliesslich zugibt, es offenbar bei Marat mit einem Psychopathen zu tun zu haben, wofür er auch eine in der Kindheit erlittene Kopfverletzung als möglicherweise verantwortlich macht. Wohl mit Recht bringt M. Cohn damit Marats Explosivität und Wutausbrüche in Zusammenhang. So wird — nicht von mir — sondern von M. Cohn der Mann geschildert, den er als Politiker von der Schuld an den Greueln der französischen Revolution freisprechen will; ja, er bemängelt es, dass ich Marat als Arzt aus der französischen Schreckenszeit bezeichne, weil er bei deren Beginn bereits schwer krank war und bald starb. Wenn je der Geist eines Mannes über das Grab hinaus gewirkt hat, so ist es Marat, dessen ungeheuere Popularität die Massen noch lange in Atem hielt und der in seinen aufreizenden und alles verhetzenden Flugblättern und Zeitungen den Wind gesät hat, der als Sturm aufging. Dass er selbst kein Insekt leiden sehen konnte, worauf u. a. M. Cohn hinweist, spricht natürlich nicht dagegen. Allerdings hat er

nicht die Guillotine selbst bedient, genau so wenig wie 1914 die Kriegshetzer in den Staatskanzleien und Militärkabinetten das Maschinengewehr abdrückten oder den Torpedo lanzierten. Sind sie darum nicht etwa die Hauptschuldigen und Verantwortlichen? Oder ist König Eduard, weil er zufällig vorm Kriege starb, nicht einer der vielen Urheber?

M. Cohn bemängelt nun die Glaubwürdigkeit der Historiker, die ich gelesen „zu haben scheine". Gut, mögen sie Partei gegen Marat sein, ist aber der von ihm (S. 55) zitierte Jaurès nicht Partei?

Ich will dann Autoren nennen, die Cohn gewiss als unbedingt sichere Gewährsmänner anerkennen wird.

Zuerst ihn selber. Er bestätigt, was Marat eben in meinen Augen zu einem der Schreckensmänner macht, dass er das Dekret zu den Septembermorden unterzeichnet hat (S. 44). Wenn ich ferner Marat als Führer des Strassenpöbels bezeichnete, so bringt Cohn (S. 44) dafür ein in wahrstem Sinne des Wortes „schlagendes" Beispiel durch die Mitteilung der Szene, wo Marat auf der Strasse angesichts einer erregten Volksmenge einem vermeintlichen Aristokraten einen Tritt ins Gesäss gab. Würde irgend ein anderer Parteiführer im Kampfe für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sich soweit vergessen. (Eine ganz ähnliche Anekdote wird übrigens von Napoleon I. erzählt. Vgl. Lenz, Napoleon, 1908, S. 28.)

Cohn verschweigt ja auch S. 53 gar nicht, dass Marats Artikel immer „leidenschaftlicher und aufreizender" werden, und dass er fünf- bis sechshundert abgeschlagene Köpfe verlangt. Wie solche (wohl bescheidene?) Forderung auf die Volksmassen wirkt, weiss man, und musste Marat, der wie kein Zweiter seine Pariser kannte, wissen; jedenfalls kann er dann nicht von der schwersten Mitschuld an den Bestialitäten freigesprochen werden[10]). Und spricht nicht Marats Selbstcharakteristik Bände, wenn er sagt: „Man gebe mir 200 Neapolitaner, die in der Rechten einen Dolch und auf der Linken einen Muff statt eines Schildes tragen, so will ich mit ihnen Frankreich durchziehen und Revolution machen"[11]).

Auch wird M. Cohn eine revolutionäre Autorität wie G. Landauer anerkennen, der im Vorwort zu seinen „Briefen aus der französischen Revolution" sagt, dass Danton, Marat, Robespierre und St. Just an Gewalttätigkeit über alles hinausgingen, was Mirabeau je getan und geduldet hätte[12]).

Weiter sei auf die jüngste, ausgezeichnete historisch-psychologische Studie von Freimark über Robespierre hingewiesen[13]). Dort wird

---

[10]) Vgl. dazu auch Brunet a. a. O., S. 48 und Schelenz, Münch. med. W. 1919, Nr. 27. — [11]) Thiers, Geschichte der französischen Revolution, deutsch von Jordan. Leipzig 1844, S. 41. — [12]) Vgl. Bd. I, Vorwort S. XIV; ferner S. 129, Bd. II, S. 53, 165 u. 354. Die hier z. T. wiedergegebenen zeitgenössischen Urteile decken sich stellenweise mit der Ansicht vom „rasenden Marat", die sich in dem oben (Anm. 7) erwähnten Brief Klopstocks an Herder findet. — [13]) Wiesbaden 1913 bei J. F. Bergmann.

(S. 40) von „Marats Narrheit und Fanatismus" gesprochen und erwähnt, dass Robespierre durch Marat die Revolution kompromittiert fürchtete; und S. 43 sagt Freimark, dass Robespierre nicht wie Marat für seine Politik Erkenntlichkeiten empfangen hat.

Wie hier Robespierre auf Kosten Marats verteidigt wird, so geschieht das in Häussers Geschichte der französischen Revolution[14]) mit Danton. Von diesem heisst es mit Bezug auf die Septembermorde, dass er weniger aus persönlicher Rachsucht und berechnendem Ehrgeiz handelte, während es den Marat, Robespierre u. a. gelten mochte, mit demselben Schlage ihre persönlichen Feinde zu treffen.

So sind glücklich Marat, Danton und Robespierre exkulpiert, und man darf gespannt sein, wie M. Cohn nunmehr seine Apologie aufrecht erhalten will.

Weiter sagt ein so stark linksgerichteter, Jaurès übrigens politisch nahestehender Historiker wie Aulard[15]), dass die Volkswut durch Marat erst zu den blutigsten Ausschreitungen angefacht wurde; dass er zu den Septembermorden geraten hatte und dafür mitverantwortlich ist.

Soweit Cohns Darlegungen mich betreffen, muss ich sie, um einen Ausdruck von M. Cohn zu gebrauchen, „strikte ablehnen". Die Autoren, die ich gelesen habe — und nicht, wie M. Cohn sagt, gelesen zu haben „scheine" — können mich auch nach seinen, mich sonst sehr belehrenden Ausführungen in meiner Auffassung nicht umstimmen. Ebensowenig kann ich zugeben, dass mein Aufsatz „olle Kamellen" enthält: was ich über den „Kollegen" Marat mitgeteilt habe, dürften doch einigen Lesern der Deutschen medizinischen Wochenschrift, soweit sie nicht Marat-Forscher sind, „neue" Kamellen gewesen sein.

---

Zur Psychographie von Marat von Dr. G. Mamlock (Berlin) folgende Bemerkungen:

Auf Seite 7 der sechsten verbesserten Auflage seines bekannten Buches: „Die Chemie im täglichen Leben" (Leopold Voss, Hamburg 1908), nennt Professor Lassar-Cohn ausdrücklich Lavoisier den „Entdecker" des Sauerstoffgases.

Priestley hat 1774 (nicht wie M. angibt 1771) und unabhängig von ihm Scheele im gleichen Jahre (1774) — nach anderer Version 1775 — das Gas entdeckt, welches Lavoisier gleichfalls im Jahre 1774 (und nicht erst 4 Jahre nach Scheele und Priestley) mit dem Stoff identifizierte, der bei allen Verbrennungen mit der brennbaren Substanz sich vereinigt und später von ihm mit dem Namen „Oxygène" belegt wurde. Priestley blieb übrigens trotz seiner Entdeckung Zeit seines Lebens ein starrer Anhänger der von Lavoisier gestürzten Stahlschen Phlogistontheorie. Auch Cabanès teilt mit Lassar-Cohn meinen „Irrtum". (Cab. M. i. II, S. 163 u. 168.)

Der von Mamlock zitierte und auch tatsächlich sehr wichtige Satz aus der Heiratsurkunde des Vaters von Marat lautet vollständig: „Contrat intervenu entre sieur Jean, fils du sieur Antoine

[14]) Berlin 1877, S. 347. — [15]) Etudes et leçons sur la Révolution française Paris 1898. Bd. II, S. 56, 59, 78, 105 (Kap. III, VII, XII).

Maxa Bonfils, peintre et destinateur, natif de Caillary, dans l'île de Sardeigne, demeurant dès quelque temps en cette ville de Genève, d'une part, et demoiselle Louise, fille du sieur Louis Cabrol, native d'autre (part)...." Hieraus schliesst Cabanès, dass der Vater von Marat Maler und Zeichner war, „et non docteur en médecine, comme il a été dit". (Cab. M. i. II, S. 27 und 28, Anmerkg.) Aus dem Zusatz „comme il a été dit" geht hervor, dass Cabanès auch die älteren Quellen (Bongeart und Chèvremont) gekannt hat.

Filassier soll nach Mamlock das Lungenheilmittel von Marat „verarbeitet" haben. Nirgends findet sich hierfür ein Anhaltspunkt. Auch wird von Cabanès nicht bloss „angedeutet", wie Mamlock (S. 2) seiner „Psychographie") sagt, sondern es wird von ihm ausdrücklich das zitiert, was Filassier, „der", nach den über ihn vorliegenden Berichten, „zwar ein guter Physiker, aber ein schwacher Botaniker und Chemiker war", in die „Gazette de santé" vom 16. Oktober 1777 über das Maratsche Mittel hat einrücken lassen. (cf. Cab. M. i. II, S. 128.)

Neben vielem anderen soll ich es Mamlock übel vermerken, dass er Marat nicht als einen „Pionier der Elektrizität" gewürdigt habe. Aus Seite 41 meiner Arbeit: „Jean Paul Marat" soll das hervorgehen. Hier spreche ich aber gar nicht von Mamlock in diesem Zusammenhange, sondern von Taine und zitiere dessen die Leistungen Marats in der Elektrizität herabsetzenden Worte, denen gegenüber u. a. Cabanès (S. 287) sagt: „Mais on doit lui (sc. Marat) reconnaître le mérite incontestable d'avoir été un des pionniers de la science électrothérapeutique."... Ich verweise ferner auf das „Manuel de l'Ectrécité" vom Jahre 1809 (Herausgeber „Claude Veau Delauney"), in welchem Marat zugleich mit Boyle, Priestley, Cavendish, Jallabert, Saussure, Nollet u. a. nicht weniger als viermal rühmend erwähnt wird, als einer, der diesen Teil der Physik (sc. die Elektrizitätslehre) bereichert hat. (M. Elektr. S. 8, 239, 255, 256).

Zu meiner Schilderung des Lebenslaufes von Marat und zu meiner hiermit in innigem Zusammenhang stehenden Erwähnung des von Marat in St. Andrews erworbenen Doktordiploms bemerkt Mamlock, ich suche mit all dem ihm nachzuweisen, dass Marat von ihm „nicht ausreichend gewürdigt wäre". Auf Seiten 36 und 37 meiner Arbeit, die gerade diesen Lebensabschnitt Marats behandeln, wird jedoch Mamlocks auch nicht mit einer Silbe gedacht.

Wenn Mamlock ferner sagt, ich verteidige Marat gegen den Vorwurf der Charlatanerie, des Plagiats, der Paralyse, der Paranoia, der Habgier usw., während doch in seinem Artikel von alldem „kein Wort steht", so wähnt er, dass meine Arbeit über Marat in ausschliesslicher Beziehung zu ihm steht. Allein meine Arbeiten über Marat habe ich bereits 1912 und 1913 begonnen und Vorträge über sie Ende 1913 und Anfang 1914 gehalten; die in dieser Zeitschrift (1920, Heft 1 u. 2, Bd. VIII) erschienene Studie stellt einen Exzerpt aus ihnen dar, der allerdings Mamlocks Artikel nur insoweit berücksichtigt, als darin sachliche Irrtümer sich finden.

Auf Seite 5 seiner „Psychographie" gesteht Mamlock ein, er habe nach der Lektüre meiner Abhandlung ersehen, dass er „Marat zu günstig beurteilt habe". Denn ich schildere Marat schlimmer als er! Gleichwohl ist er auf Seite 8 seines Artikels darauf „gespannt", „wie M. Cohn nunmehr seine Apologie (Marats) aufrechterhalten will!"

Diese muss er, soweit sie seine Darlegungen betrifft, „um einen Ausdruck von M. Cohn zu gebrauchen, strikte ablehnen!" Diesen „Ausdruck" hat Mamlock selbst aber vor mir (D. M. W. 1919, Nr. 23, S. 635) gebraucht, indem er hier sagt, dass Marat die Bertholonschen Ansichten „strikte ablehnt". Mamlock erklärt zugleich (S. 8), dass ich ihn in seiner Auffassung über Marat nicht umstimmen kann. Dessen bin auch ich sicher. Es war und ist dies auch nicht meine Absicht. Allein ich hielt es für meine Pflicht, der deutschen Wissenschaft und den deutschen Aerzten ein Bild von Marat zu entwerfen, das, soweit überhaupt dies möglich, der historischen und objektiven Wahrheit entspricht und die neuesten Ergebnisse der französischen Forscher in sein Bereich zieht. Dies allein war und ist mein Ziel. Ohne Rücksicht auf diese oder jene Partei!

Noch einige Richtigstellungen zum Schluss:

Mamlock macht in seinem Artikel (D. M. W. S. 635) Jallabert ebenso zum Arzt, wie er dies mit dem Vater von Marat tut. Allein Jallabert war

Geistlicher in Genf. Er hat sich erfolgreich mit dem Studium der Elektrizität beschäftigt und diese auch therapeutisch zu verwerten versucht.

Auf Seite 636 (D. M. W.) heisst es bei Mamlock über Marat: „Offenbar hatte er aber immerhin eine grosse Anhängerschaft und die Eigenschaft, die ihn später als Politiker einen so unheilvollen Einfluss auf die Massen ausüben liess, nämlich als Redner zu fesseln, kam ihm bei seinen wissenschaftlichen Vorträgen zugute.... Hören wir hierzu Cabanès (M. i. S. 180): „Man erkannte allgemein an, dass Marat ein geschickter Experimentator war; allein es fehlte ihm die Gabe der Rede. Er drückte sich mit der grössten Schwierigkeit aus und empfand, dass dieser Mangel ihm für die Verbreitung seiner Forschungen und Untersuchungen schaden könnte". Eine Zeitlang dachte er daher daran Brissot zum Redner für diesen Zweck zu gewinnen.

Doch Mamlock sagt, dass er die von ihm genannten Autoren gelesen hat!

**Zugleich benutze ich die mir gebotene Gelegenheit, einen ärgerlichen** Druckfehler in meiner Arbeit: „Jean Paul Marat" zu korrigieren. Der Geburtsort von Marat heisst „Boudry".

Berlin 12. Dez. 1920. Max Cohn.

---

# Eine neue Theorie zur Suggestion.

**Von Dr. Engelen, Nervenarzt in Düsseldorf.**

Von Suggestion sprechen wir dann, wenn eine Veränderung im geistigen oder körperlichen Verhalten herbeigeführt wird vorwiegend durch die Vorstellung, dass diese Veränderung erfolgt sei oder eintreten werde. Das wesentlichste Kennzeichen der Suggestion ist gegeben durch die Innervationskraft einer Vorstellung. Es wird hierdurch das Individuum gegenüber dieser Vorstellung zu einer psycho-physischen Stellungnahme geführt, welche ohne die Suggestionswirkung nicht eintreten würde. Wenn ich jemanden auffordere, einmal tief ein- und auszuatmen, so hängt es von dessen zustimmender oder ablehnender Entschliessung ab. ob diese Handlung ausgeführt wird oder nicht. Wenn in einer Gesellschaft einer nach dem anderen durch die Ansteckungskraft des Vorbildes zum Gähnen gebracht wird, so handelt es sich um eine tiefe Atmung, herbeigeführt durch Nachahmungssuggestion. Es ist aber falsch, wenn man die Nichtbeteiligung eines Willensentschlusses oder einer logischen Begründung als charakteristische Merkmale der Suggestion ansieht. Bei den meisten Hypnotisierungen pflege ich mich der Mitwirkung des Patienten durch bewusste Willensnachgiebigkeit zu bedienen nach erfolgter Aufklärung über das Wesen der Hypnose. Es ist also durchaus nicht massgebend, dass der Mechanismus der Suggestion in Dunkel gehüllt bleibt, also die Art und Weise, wie das Gehörte und verstandene Wort den tatsächlichen Erfolg bewirkt.

Hugo Münsterberg hebt in seiner „Psychotechnik" richtig hervor, dass den Vorstellungen nicht ohne weiteres Suggestionskraft innewohnt, nötig sei die Anerkennung als ein Stück Wirklichkeit. Durch diese Wirklichkeitsanerkennung werde die entsprechende psycho-physische

Neueinstellung des Individuums hervorgerufen. Uneingeschränkt richtig ist diese Auffassung auch nicht. Wenn man jemandem intensiv zuredet, in einer Speise, die er gerade geniessen will, sei eine ekelhafte Substanz enthalten, so wird ein suggestibler Mensch von Widerwillen befallen, obwohl er von der Haltlosigkeit dieser vorgeredeten Behauptung überzeugt ist. Von intellektueller Wirklichkeitsanerkennung kann also unter solchen Umständen nicht die Rede sein. Die Suggestionswirkung macht sich geltend gegen die Ueberzeugung der Nichtwirklichkeit, die korrigierende Vernunft unterliegt im Zweikampfe.

Gegen den Inhalt der bewussten Erkenntnis setzen sich in diesem Falle Einstellungen im autonomen Nervensystem durch infolge einer Suggestion. Hier ist die Brücke zwischen geistiger Vorstellung und körperlicher Reaktion.

Wir wissen aus der Physiologie, dass gefühlsbetonte Vorstellungen mit besonders lebhaften Einstellungen im autonomen Nervensystem verbunden sind, zumal mit vasomotorischen Vorgängen. Wenn eine Vorstellungsanregung rein intellektuell auf uns wirkt, dann bleibt eine deutliche Reaktion im autonomen Nervensystem aus, gleichzeitig konstatieren wir das Fehlen von Suggestionswirkungen. Die körperlichen Aeusserungen der Gefühle sind nicht blosse Begleiterscheinungen, sondern sie sind wichtige Bestandteile der Gefühle. Wenn demnach durch Vorstellungserweckung entsprechende Reaktionen im autonomen Nervensystem kräftig sich einstellen, dann ist die körperliche Einstellung zur Wirklichkeitsanerkennung herbeigeführt, jetzt hat die Vorstellung Suggestionskraft. Die unbewusste Innervation entspricht jetzt Empfindungen, Gefühlen, Handlungsbildern, Hemmungen. Diese unbewusste Einstellung wirkt nun rückstrahlend auf die höheren Geistesfunktionen, ein Handlungsbild wird jetzt zur Handlung, die Idee der Empfindungslosigkeit lässt eine bewusste Empfindung nicht mehr aufkommen usw. Alle Erscheinungen der Suggestion und Hypnose lassen sich auf dieser Basis erklären. Die Bedeutung, die E. v. Hartmanns Philosophie dem Unbewussten zuschreibt im Weltgetriebe, diese Bedeutung erkennen wir im körperlichen und geistigen menschlichen Mikrokosmos beim Studium des vegetativen Nervensystem und bei Betrachtung der Suggestion und Hypnose.

---

# Rückgang der Ehescheidungen und Zunahme der Heiraten Geschiedener im Kriege.

Von Dr. **Hans Guradze**, Berlin.

Dass die Eheschliessungen im Kriege einen Rückgang zeigen — in Preussen von 328340 in 1912 und 323709 in 1913 auf 286197 in 1914 — ist, trotz der Kriegsheiraten, namentlich im August 1914, nicht verwunderlich; denn die kräftigen zur Eheschliessung geeigneten Männer befinden sich eben im Felde oder sonstwo im Heeresdienst. Ein Teil ist leider auch gefallen, verwundet oder in Gefangenschaft geraten. Auffallend bleibt aber, wenngleich die eben angeführten Gründe dabei auch etwas mitspielen dürften, der Rückgang der Ehescheidungen und die Zunahme der Heiraten Geschiedener in Preussen von 1913 auf 1914. Der Rückgang der Ehescheidungen, der bisher merkwürdigerweise noch wenig Beachtung gefunden hat, ist aus dem Grunde um so bemerkenswerter, als seit 1902 — abgesehen aber von 1914 — die Zahl der Ehescheidungen in Preussen ständig zugenommen hat. Es wurden nämlich nach Bd. 249 der preussischen Statistik im Jahre 1914: 11065 Ehen geschieden: d. i. 143 auf 100000 der stehenden Ehen gegenüber 11162 oder 147 pro 100000 in 1913. Dieser, wie bereits erwähnt, seit 1902 erstmalige Rückgang ist wohl mit eine Kriegsfolge. Man darf dann erwarten, dass er 1915 und 1916 noch stärker ist, zumal doch das Jahr 1914 nur 5 Kriegsmonate umfasst.

Im Zusammenhang hiermit muss darauf hingewiesen werden, dass trotz Abnahme aller Eheschliessungen im Jahre 1914, wo, wie bereits erwähnt, 286197 Ehen in Preussen geschlossen wurden, gegen 323709 in 1913 und 328340 in 1912, die Eheschliessungen seitens bereits geschieden gewesener Kontrahenten beiderlei Geschlechts sich 1914 gegen 1913 verstärkt habe. Nachstehende Tabelle erweist diese bemerkenswerte Erscheinung, die bisher ebenfalls noch wenig Aufsehen erregt hat.

Eheschliessungen in Preussen nach dem gegenseitigen Familienstande der beiden Heiratenden:

| Familienstand des Mannes | Jahr | Familienstand der Frau | | | Zusammen |
|---|---|---|---|---|---|
| | | Jungfrauen | Witwen | Geschiedene | |
| Junggesellen | 1913 | 280570 | 7777 | 2952 | 291299 |
| | 1914 | 246647 | 6889 | 4010 | 257546 |
| Witwer | 1913 | 18431 | 7937 | 1219 | 27587 |
| | 1914 | 15298 | 6462 | 1263 | 23023 |
| Geschiedene | 1913 | 3263 | 889 | 671 | 4823 |
| | 1914 | 3665 | 931 | 1032 | 5628 |
| Zusammen | 1913 | 302264 | 16603 | 4842 | 323709 |
| | 1914 | 265610 | 14282 | 6305 | 286197 |

Besonders hervortretend ist also die verstärkte Heiratslust derjenigen geschiedenen Frauen, die sich mit Junggesellen verbanden: 4010 in 1914 gegen 2952 in 1913, sowie die der geschiedenen Männer, die sich mit ebensolchen Frauen vermählten: 1032 gegen 671. Jedoch tritt auch bei den geschiedenen Männern, die sich mit Jungfrauen verehelichten, das Uebergewicht 3665 in 1914 gegen 3263 in 1913 noch ziemlich stark hervor, weniger bei den geschiedenen Männern, die sich mit verwitweten Frauen verbanden: 931 gegen 889, obwohl auch dieses minder erhebliche Plus nicht unbemerkt bleiben darf. Man darf gespannt sein, wie sich die entsprechenden Zahlen für 1915 verhalten. Ob sich unter den angegebenen Zahlen Wiederheiraten derselben Geschiedenen miteinander befinden, muss zunächst dahingestellt bleiben. Auf alle Fälle ist die ganze Erscheinung hochinteressant, besonders für den Sozialpsychologen. Wieweit hierbei Geldheiraten mitspielen, wäre eine gewiss wichtige Untersuchung.

Das gleichzeitige Zusammentreffen vom Rückgang der Ehescheidungen und Zunahme der Heiraten Geschiedener lässt auf einen ursächlichen Zusammenhang beider Ereignisse schliessen.

Bis hierher waren die Ausführungen bereits vor 4—5 Jahren abgeschlossen, blieben jedoch, vermutlich beim Herrn Herausgeber, liegen, so dass sie Verfasser erst kürzlich im Bürstenabzuge zurückerhielt. Inzwischen ging natürlich weiteres Material ein, was nunmehr nachgetragen wird.

Die Ehescheidungen in Preussen beliefen sich in absoluten Zahlen: 1915 auf 6942, 1916 auf 6409, 1917 auf 7410. Mithin war 1916 der Tiefpunkt erreicht. Dass die Ehescheidungen in einem so langen Kriege mit der Zeit zunächst stark abnehmen, ist eigentlich ganz natürlich, denn der Krieg stellt den, wenn man so sagen darf, überhaupt besten Ehescheider insofern dar, als eben viele Ehemänner fehlen oder gar fallen, wodurch sich die Scheidung fürs erste und letzte erübrigt. Nach Friedensschluss dürfte die Zahl der Ehescheidungen zunächst deshalb zunehmen, weil manche Männer bei ihrer Heimkehr die inzwischen eventuell erfolgte Untreue der Frau merken.

Hierzu tritt der Umstand, dass durch die Demobilmachung viele Junggesellen heimkehren, auf die begreiflicherweise auch von seiten einiger in und von der Ehe nicht befriedigter Frauen ein Auge geworfen wird und umgekehrt. —

Die Eheschliessungen in Preussen zeigen nachstehende weitere Entwicklung, zunächst in absoluten Zahlen:

| Familienstand des Mannes | Jahr | Familienstand der Frau | | | Zusammen |
|---|---|---|---|---|---|
| | | Jungfrauen | Witwen | Geschiedene | |
| Junggesellen . . . | 1915 | 147 362 | 4 953 | 3 251 | 155 566 |
| | 1916 | 145 573 | 5 550 | 2 193 | 153 316 |
| | 1917 | 161 468 | 8 727 | 1 954 | 172 149 |
| Witwer . . . . . . | 1915 | 11 009 | 5 310 | 1 086 | 17 405 |
| | 1916 | 12 641 | 5 828 | 975 | 19 444 |
| | 1917 | 14 245 | 6 851 | 1 021 | 22 117 |
| Geschiedene . . . | 1915 | 2 857 | 790 | 948 | 4 595 |
| | 1916 | 2 543 | 768 | 801 | 4 112 |
| | 1917 | 2 702 | 880 | 725 | 4 307 |
| Zusammen . . . . | 1915 | 161 228 | 11 053 | 5 285 | 177 566 |
| | 1916 | 160 757 | 12 146 | 3 969 | 176 872 |
| | 1917 | 178 415 | 16 458 | 3 700 | 198 573 |

Besser als die absoluten Zahlen klären die relativen die Sachlage:

| Jahr | Unter 1000 Eheschliessungen in Preussen waren solche von | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| | Junggesellen mit Jungfrauen | Junggesellen mit Witwen | Witwer mit Jungfrauen | Witwer mit Witwen | Mindestens 1 geschiedener Partner |
| 1913 . . . . . . . | 866,7 | 24,0 | 56,9 | 24,5 | 27,9 |
| 1914 . . . . . . . | 861,8 | 24,1 | 53,5 | 22,6 | 37,0 |
| 1915 . . . . . . . | 829,9 | 27,9 | 62,0 | 29,9 | 50,3 |
| 1916 . . . . . . . | 823,0 | 31,4 | 71,5 | 32,9 | 41,2 |
| 1917 . . . . . . . | 813,1 | 43,9 | 71,7 | 34,5 | 36,8 |

Mithin hat der Anteil der Eheschliessungen mit mindestens einem geschiedenen Partner bis 1915, wie vorausgesagt war, zugenommen. Sehr augenfällig ist ferner der starke Rückgang der Eheschliessungen von Junggesellen mit Jungfrauen, besonders von 86,18 % in 1914 auf 82,99 % in 1915 und dann noch weiter bis 81,31 % in 1917; entsprechend zugenommen haben die Anteile der Ehe zwischen Junggesellen mit Witwen, zwischen Witwern mit Jungfrauen und Witwern mit Witwen. Hier spielt wohl auch das Vorhandensein einer Haushaltungseinrichtung einschliesslich Wohnung mit.

Die weitere Entwicklung dieser Zahlen und Ziffern verdient in der Tat die grösste Aufmerksamkeit aller Soziologen.

# Streifzüge durch die neurologisch-psychiatrische Literatur.

Von **Kurt Boas.**

(Schluss.)

— **Leppmann, Arthur. Sexuelle Fragen und Kriminalität.** Mitteilungen der Internationalen kriminalistischen Vereinigung, XXI, 415, 1914. Verf. schöpft aus dem reichen Borne seiner langjährigen forensisch-psychiatrischen Erfahrungen und führt an Hand zahlreicher kasuistischer Fälle dem Juristen die verschiedenen Formen der sexuellen Perversionen vor und deren forensische Bewertung. Der Aufsatz, der in erster Linie für den Richter berechnet ist, enthält eine derartige Fülle des Wissenswerten auch für den Erfahrenen unter uns, dass er es verdient, im Original nachgelesen zu werden. Ref. spricht hierbei den Wunsch an den Verfasser aus, den Aufsatz an uns leichter zugänglicher Stelle nochmals zu publizieren. — **Lloyd, J. H. Sensorimotor aphasia.** New York med. Journ., 99, 914, 1914. Das motorische Sprachzentrum stellt nur einen Teil der Sprachregion dar. Die Sprache ist ihrer Natur nach sowohl sensorisch als auch motorisch. Beides kann nicht voneinander getrennt werden. — **Marine. On tetany in dog.** Journ. of exper. Medicine, XIX, Nr. 1, 1914. Unter 100 Hunden findet man 5 oder 6 mit Nebenschilddrüsen ohne feste Verbindung mit der Schilddrüse. Man kann sich dadurch überzeugen, indem man thyreoidektomierte Hunde mit Kalziumsalzen füttert und auf diese Weise am Leben erhält. Die Tetanie der säugenden oder trächtigen Tiere ist identisch mit der Tetania parathyreopriva. Verfütterung mit Nebenschilddrüsensubstanz beeinflusst die Tetanie bei operierten Tieren nicht. Der Mechanismus der Wirksamkeit der Kalksalze ist bis jetzt noch nicht klargestellt. — **Mawas, J., Mayer, A. et Schaeffer, G. Action de quelques fixateurs des cellules nerveuses sur la composition chimique du tissu.** Compt. rend. Soc. de biol., T. 175, No. 36, p. 560, 1913. Um zu entscheiden, wie weit die Präparate von Nervenzellen durch die verschiedenen Fixationsmethoden unbeeinflusst bleiben, wird der Lipoidgehalt der Nervenzellen ohne und nach Fixierung untersucht. Es ergibt sich, dass die Mehrzahl der gebräuchlichen Methoden einen grossen Teil der Lipoidsubstanzen zum Verschwinden bringt. Besonders bringen die zur Darstellung der Neurofibrillen dienenden Methoden mehr als 80 % der Zell-Lipoide zum Verschwinden. Es geht also daraus hervor, dass ein sehr wesentlicher Bestandteil der Zelle in den mikroskopischen Zellbildern nicht dargestellt ist, und zwar wechselt die Menge der verschwundenen Substanzen sowohl bei demselben Fixiermittel unter verschiedenen Einwirkungsbedingungen wie bei verschiedenen Fixiermitteln. Die Neurofibrillen stellen also wahrscheinlich eine Art von Skelett der Zelle dar und können, bei den gewaltigen Veränderungen, die die ganze Protoplasmastruktur erfahren hat, nicht als von vornherein in der Zelle enthaltene Gebilde angesehen werden. Jedenfalls ist es nicht auszuschliessen, dass das Protoplasma der Nervenzellen eine homogene Masse darstellt, und unsere Kenntnisse über den feineren Bau der Nervenzelle sind noch lange nicht sicher genug, um darauf physiologische Hypothesen aufzubauen. — **Meltzer. Ein Fall von Entmündigung wegen Geistesschwäche.** Zeitschr. f. d. Behandlung Schwachsinniger, XXXV, 1915. Wiedergabe eines Gutachtens, das zur Einleitung der Entmündigung die Grundlage bot, mit anschliessenden epikritischen Bemerkungen. Der Fall des Verf.s gehört hinein in das Gebiet der moralisch Schwachsinnigen oder, wie Verf. will, der gemeingefährlichen Schwachsinnigen. — **Mez, C.** und **Müller, A. Ueber die physiologische Bedeutung der Mohn-Alkaloide.** Beiträge z. Biologie d. Pflanzen, XII, 216, 1914. Nach den Untersuchungen der Verff. sind die Alkaloide von Papaver somniferum nicht als Exkretstoffe (mit nebensächlicher Schutzfunktion) anzusehen; sie dienen vielmehr aller

Wahrscheinlichkeit nach bei experimentell in Wasserkultur oder bei natürlich durch Beleuchtungsmangel herbeigeführtem Defekt an verwendbarem assimilierten Stickstoff zur Eiweißsynthese. Ausführliche Mitteilung in der Inaugural-Dissertation von A. Müller (Königsberg i. Pr. 1913). — **Meyer von Schauensee, Pl. Ueber die Bedeutung des anatomisch-pathologischen Elements für die Diagnose der Geisteskrankheit, speziell mit Rücksicht auf die Handlungsfähigkeit der Apoplektiker.** Monatsschr. f. Kriminalpsychologie u. Strafrechtsreform, XI, 383, 1915. Wiedergabe eines bemerkenswerten Gutachtens von v. Monakow, in welchem dieser an Hand eines konkreten Falles ausführt, dass es grundverkehrt ist, alle Apoplektiker für geistig minderwertig, schwachsinnig und daher der freien Willensbestimmung beraubt zu erklären. Im Gegenteil lehrt die ärztliche Erfahrung, dass die Mehrzahl der Apoplektiker (alle Fälle mit rein örtlichen Herden ohne Komplikationen) eine geistige Schwäche im Sinne von Aufhebung der Handlungsfähigkeit nicht verrät. Ferner betont v. Monakow, dass alle örtlichen, auch vom Gefässapparat ausgehenden Hirnläsionen in erster Linie körperliche Störungen erzeugen und erst in zweiter Linie Störungen des Intellektes, ferner, dass es für das Zustandekommen letzterer noch anderer Momente bedarf, als einer einfachen mechanischen Zirkulationsabsperrung oder eines örtlich zerebralen Defekts. Das betreffende erste Gutachten hatte eine Testamentsabfassungsunfähigkeit in dem gegebenen Falle angenommen. Verf. erörtert kurz vom juristischen Standpunkt aus die Folgerungen, die sich für die zivil- und strafrechtliche Behandlung der Apoplektiker in praktischer Hinsicht ergeben. — **Mitchell, H. W. General paresis of the insane.** Boston med. and surg. Journ. 171, 1914. Die früher als parasyphilitisch bezeichneten Erkrankungen des Zentralnervensystems stellen sich nunmehr als echt syphilitische dar. Prophylaktisch ist gründliche Behandlung der primären Lues dringend geboten. Die Wirksamkeit der Therapie muss nach dem serologischen Befunde beurteilt werden. Verf. verspricht sich viel von der intraspinalen Behandlung, da nur auf diesem Wege die im Liquor kreisenden Spirochäten angegriffen werden. Zur definitiven Entscheidung bedarf es jedoch längerer Beobachtungen. — **Mills. The different theories of aphasia.** New York med. Journ., 99, 861, 1914. Diskussion der Broca-Wernicke, Marie und Liepmanschen Theorie der Aphasie. Die Betrachtungen des Verf.s bringen im wesentlichen keine neuen Gesichtspunkte. Auch der Diaschisestheorie von v. Monakow wird gedacht. — **Mönkemöller. Bericht an das Landesdirektorium der Provinz Hannover über die Ergebnisse der psychiatrisch-neurologischen Untersuchung der schulpflichtigen Fürsorgezöglinge der Provinz.** Zeitschr. f. die Erforschung u. Behandlung des jugendlichen Schwachsinns, VIII, 16, 1915. Der vorliegende, zu kurzer Besprechung nicht geeignete Bericht schliesst sich an die früheren an gleicher Stelle erschienenen Berichte desselben Verfassers an. — **Mörchen. Tardive Homosexualität bei Tabikern.** Zeitschr. f. Sexualwissenschaft, 1, 113, 1914. Verf. berichtet über 2 Fälle, in denen Tabiker gegen den § 175 St.G.B. verstiessen. In beiden Fällen bestand ursprünglich eine ausschliesslich heterosexuelle Veranlagung. Allmählich wurden die beiden Patienten dann homosexuell. Wie Verf. ausführt, handelt es sich jedoch hierbei nicht um Pseudohomosexualität, sondern um eine echte angeborene Homosexualität, da die gleichgeschlechtliche Triebrichtung die einzige und psychisch wie somatisch nicht nur gewollte, sondern auch befriedigende geworden war. Diese Abart der Homosexualität entspringt einer an sich krankhaften (hypothetischen) bisexuellen Anlage. Sie erscheint aber durch die Bedingung der Entwicklung als etwas durchaus krankhaftes, ohne dadurch den Charakter echter Homosexualität zu verlieren. — **Möring, G. Ein Beitrag zur forensischen Bedeutung der Depressionszustände.** (Inaug.-Disser. Kiel 1914.) Bericht über 4 Fälle von Melancholie mit forensischen Komplikationen. Fall 1 und 2 betrafen Frauen, die ihre Kinder töteten resp. zu töten versuchten. In Fall 3 und 4 handelte es sich um Angehörige der Marine, die sich

Verstösse gegen die Disziplin hatten zu schulden kommen lassen. Allen 4 Patienten wurde der Schutz des § 51 St.-G.-B. zugebilligt, so dass Freisprechung erfolgte. — **Moll, Albert. Psychopathologische Erfahrungen vom westlichen Kriegsschauplatz.** Zeitschr. f. ärztl. Fortbildung, XII, 1915. Verf. betont zunächst, dass die Zahl der Psychosen im Felde sehr gering ist. Weiter stellt er die ausserordentlich geringe Zahl von reiner Imbezillität, das verhältnismässig seltene Auftreten von manisch-depressivem Irresein und die Seltenheit reiner Alkoholpsychosen fest. In Lüttich, wo aus äusseren Gründen der Alkoholismus relativ etwas stärker vertreten war als andere Psychosen, zeigten sich auch nur wenige Fälle. Verf. zieht die einschlägigen §§ 416 bis 418 der Kriegssanitätsordnung an. Betrunkene Soldaten hat Verf. nur zweimal gesehen. Er verlangt dringend eine Unterstützung der Heeresverwaltung in ihrem Bestreben, den Alkoholkonsum an der Front in mässigen Grenzen zu halten. Die Verteilung der Alkoholika soll im übrigen durch Vorgesetzte vorgenommen werden. Verf. berichtet dann von seinem Besuch verschiedener psychiatrischer Stationen. Diejenige in Lüttich (Francotte und Stabsarzt Westphal) hatte nur ein geringes Material. Umfassender ist die psychiatrische Abteilung in Brüssel (Rittershaus-Hamburg-Friedrichsberg). Verf. besuchte ferner die Abteilung eines Kriegslazarettes, die K. Singer (Berlin) und Placzek unterstellt ist. Eine Kriegspsychose erkennt Verf. nicht an. Es besteht nur eine kriegerische Färbung, z. B. bei der Paranoia. In anderen Fällen lässt sich immerhin ein wesentlicher Anteil bestimmter Kriegsereignisse an der Auslösung der Affektion nachweisen. Verhältnismässig häufig sind Fälle von akuter halluzinatorischer Verwirrtheit, wie dies auch aus früheren Feldzügen bekannt ist. Manche Amentiafälle kamen schon nach wenigen Tagen zur Genesung. Es sind dies Fälle, die weniger Sinnestäuschungen und mehr die allgemeine Desorientiertheit als charakteristisch zeigten. Es kommen jedoch auch ohne Traumen Amentiafälle vor, bei denen wenig Sinnestäuschungen beobachtet werden. Um schnell vorübergehende Remissionen kann es sich dabei nicht handeln. Solche Fälle werden vielfach auch der Hysterie zugezählt werden. Verhältnismässig oft werden im Felde Dämmerzustände beobachtet. Dabei nimmt Verf. wie v. Krafft-Ebing Dämmerzustände auf neurasthenischer Grundlage an. Die zerebrale Neurasthenie ist zweifellos die Entstehungsursache vieler Dämmerzustände. — **Moro, E. Ueber Neuropathie im Kindesalter.** Zeitschr. f. ärztl. Fortbildung, 1914 Nr. 11. Bei der Diagnostik der Neuropathie im Kindesalter kommt alles auf eine möglichst exakte Anamnese an. Dabei hat man auf folgende Punkte besonders zu achten: periodisches Erbrechen, Nichtessenwollen, Kaufaulheit, periodisch wiederkehrende kolikartige Schmerzen, nervöse Diarrhöe und Verstopfung, Enuresis nocturna und diurna bis zum 5. Jahre, Chroste k sches Phänomen, Migräne, überhaupt Periodizität gewisser Erscheinungen, angioneurotische Symptome (Wechsel der Gesichtsfarbe, Ohnmachtsanwandlungen, Urtikaria, Asthmaanfälle). Die Therapie ist hauptsächlich eine pädagogische. Von Medikamenten empfiehlt Verf. besonders Atropin-Adrenalin, namentlich bei periodisch auftretenden Anfällen. — **Mosenthin, H. Ein Fall von Sklerodermie, seine Beziehungen zur inneren Sekretion und Bemerkungen über die Aetiologie dieser Erkrankungen.** Archiv f. Dermatologie u. Syphilis, CXVIII. Heft 2, 1913. Im Alter von 38 Jahren wurden der Patientin des Verf. wegen maligner Entartung beide Ovarien entfernt. Mit 49 Jahren Erscheinungen von Sklerodermie mit Pigmentierungen. Im Blutbild zeigt sich eine Lymphozytose und Eosinophilie. Die Ehrmannsche Froschpupillenreaktion ist mit dem Blutserum der Patientin positiv. Blutdruck nach Riva-Rocci 172. Dabei besteht eine leichte Struma, Tachykardie, Herzhypertrophie und Tremor der Hände. Das Röntgenbild des Schädels zeigt eine Erweiterung der Sella turcica. Schwanger ist Patientin nicht gewesen. Ein halbes Jahr später Hemiplegie rechts. Durch Radiumemanationskur und Pankreon Besserung der Sklerodermie. Ein Jahr später Exitus letalis. Die Erkrankung wird in diesem Falle

in Zusammenhang mit Ovarialausfall, Klimakterium und daraus resultierenden Störungen der inneren Sekretion gebracht. Als solche werden überwiegender den Sympathikustonus erhöhender Anteil der Thyreoidea, Hypophyse, Nebennieren und des übrigen chromaffinen Systems angenommen. Zusammenstellung der bei Sklerodermie beobachteten Störungen der inneren Sekretion. Erörterungen über die anderen Theorien der Krankheit. Verf. kommt zu dem Schluss, dass es sich bei der Sklerodermie ätiologisch um eine Bilanzstörung unter den innersekretorischen Drüsen handelt, in dem Sinne, dass ein erhöhter Tonus des sympathischen Nervensystems zustande kommt. — **Münnich, Ferdinand. Ueber die Leitungsgeschwindigkeit im motorischen Nerven bei Warmblütern.** Zeitschrift für Biologie S. 66, N. F. 48 S. 1, 1915 und Inaugural-Diss. Giessen 1915. Da die bisherigen Werte der Geschwindigkeit der Erregungsleitung im motorischen Nerven des Menschen grosse Unterschiede zeigten, wurden zunächst Messungen der Leitungsgeschwindigkeit bei anderen Warmblütern vorgenommen, wo durch Freilegung der Nervenstämme eine genauere Bestimmung der Reizpunkte als beim Menschen möglich ist, und sich auch leichter kongruente Kurven erzielen liessen. Die Methode bestand immer darin, dass Aktionsstromkurven des Muskels bei Reizung des Nerven an zwei verschiedenen Punkten nacheinander registriert wurden. Wie bei Reizung am Menschen leicht Irrtümer über die Länge der Zwischenstrecke entstehen können, wurde durch besondere Versuche gezeigt. Als ungefährer Mittelwert aus allen Versuchen würde sich ergeben: für Kaninchen 61 m, Katze 78 m, Hund 78 m. Dabei sei aber erwähnt, dass bei zwei Hunden die Mittelwerte wesentlich höher lagen (88 und 85 m), bei einem dritten beträchtlich tiefer (61 m). Für den Menschen ergab sich der Mittelwert von 66 bzw. 69,3 m. Diese Zahlen würden mit den späteren Angaben von Helmholtz und Baxt (64,56 m) sowie Alcock (68,8 m) besser übereinstimmen als mit dem in jüngster Zeit von Piper gefundenen Werte von 120 m. — **A. Myerson. Result of the Swift-Ellis intradural method of treatment in general paresis.** Boston med. and surg. Journ. 170, 1914. Die mit salvarsaniertem Serum behandelten Paralytiker zeigen ein Verschwinden der vorher positiven Wassermannschen Reaktion und eine günstige Beeinflussung der übrigen Liquorbefunde. Zuerst scheint die Wassermannsche Reaktion zu verschwinden und am wenigsten beständig zu sein. An zweiter Stelle steht der Zellgehalt des Liquor. Dieser scheint am meisten durch die Therapie beeinflusst zu werden. Doch darf eine solche Veränderung nicht allzu optimistisch beurteilt werden. Etwas weniger veränderlich als der Zellgehalt ist der Globulingehalt des Liquor. Er nimmt nur wenig ab, verschwindet nur selten. Am konstantesten ist der Albumingehalt. Er wird am wenigsten durch die Behandlung geändert. Das Kriterium der Heilung oder der fortschreitenden Paralyse darf nicht nach dem serologischen Befunde, sondern nur nach den klinischen Symptomen beurteilt werden. Die theoretischen Grundlagen der Swift-Ellisschen Methoden beruhen auf schwankenden Füssen. Nicht richtig ist die Annahme dieser Autoren, dass das Gehirn für eine medikamentöse Beeinflussung unzugänglich ist. Dagegen sprechen die Erfahrungen mit Morphium, Chloral, Picrin, Alkohol, Strychnin und mannigfachen Toxinen, die alle auf dem Blutwege das Gehirn treffen. Der Grund des Versagens der Swift-Ellisschen Methode scheint auf anderem Gebiete zu liegen. Vorausgesetzt, dass die theoretischen Grundlagen der Methoden richtig sind und dass die Einführung in die intraduralen Räume die Paralyse lokal günstig beeinflussen kann, so müssten die eingeführten Mengen dazu völlig unzureichend sein. Von dem ganzen Blute im Körper werden 50 ccm eine Stunde nach der Salvarsaninjektion entzogen. Ein so unbedeutender Bruchteil des Gesamtkörperblutes kann nur einen geringen Prozentsatz des Salvarsans enthalten. — **Natonek, D. Zur Kenntnis der primären epithelialen Tumoren des Gehirns.** Virchows Archiv für pathol. Anatomie Bd. 218, H. 2, 1914. Unter Mitteilung eines Falles papillärer Geschwulst, ausgehend

vom Plexusepithel, bespricht der Verfasser ausführlich die in der Literatur niedergelegten Fälle von epithelialen Gehirntumoren und schlägt folgende Einteilung derselben vor: 1. Geschwülste, ausgehend vom Epithel der Plexus chorioideus, a) von normalem, b) von modifiziertem Plexusbau. 2. Geschwülste, ausgehend vom Epithel des Ventrikelependyms, a) vom normal gelegenen, b) vom verlagerten. — **Neumann, R. K. Das Monokel als erotischer Fetisch.** Zeitschr. f. Sexualwissenschaft. I., 391, 1915. Die sehr oberflächlichen Ausführungen des Verf., denen jede tiefere psychologische Grundlage abgeht, versuchen nachzuweisen, dass „das Monokel die Tätowierung des Exklusiven ist". „Wie die Tätowierung den Körper verdeckt, so verdeckt das Monokel in vielen Fällen nur die Schüchternheit des Trägers, der sich damit nur die Larve der Keckheit vorbindet." Die erotische Wirkung des Einglases gründet sich nach Ansicht des Verf. auf der Blasiertheit. „Das Monokel, welches das Licht infolge seiner leichten Rundung eigentümlich bricht, gibt den Gesichtszügen eine Art „höherer Frechheit'" einen Zynismus und eine Arroganz, die oft geradezu peinlich wirken. Von jemanden derartiger Blasiertheit nimmt man ohne weiteres an, dass er auch in venere alle „Schulen durch" ist. Das aber ist die erotische Sehnsucht der Frau. Die Frau erwartet von jedem Manne das grosse erotische Wunder ihrer Phantasie. Gewöhnlich stellt sich heraus, dass ihre Wünsche zu hoch gespannt waren. Und darum das Suchen nach immer vollkommeneren Partnern. Der Mann erscheint der Frau in der Phantasie — die wenigen extremen Verherrlicher der Weiberherrschaft abgerechnet — immer als das Bild der Ueberlegenheit und der Ueberwindung." Verf. weist ferner darauf hin, dass ein Fetisch, die Uniform, gegen einen anderen, eben das Monokel, ausgespielt wird. — Schliesslich macht der Verf. auf das Monokeltragen der Urninge aufmerksam, über die bisher in der einschlägigen Literatur nichts bekannt ist. — **Newcomb, J. R. Ocular neurasthenia.** Indiana State med. Journ., April 15, 1914. Verf. meint, dass nervöse Reizbarkeit, Depression und Verlust des Konzentrationsvermögens eine bestimmte Indikation für die Untersuchung der Augen abgibt, genau so wie Kopfschmerzen und ähnliche Zustände. Er beschreibt die von ihm angewandte Technik der Untersuchung und weist namentlich hin auf die Bedeutung einer sorgfältigen und genauen Retiniskopie, was für die Behandlung des Patienten von eminenter Bedeutung ist. Je höher die Erziehung des Patienten ist, desto eher ist der Patient in der Lage, die niederen Grade der Korrektion zu entbehren. Verf. führt eine Reihe von Fällen von okularer Neurasthenie mit und ohne Augensymptome an. — **Nocetig, A. und Hussag, B. A. Tumor hipofisario sin acromegalia y consiritomas oculares.** Boletin de la Sociedad de Oftalmologia de Buenos Aires I No. 1, p. 29. Ausführlicher Bericht über einen Fall von Hypophysentumor bei einem 35 jährigen Mann, der besonders wegen der Röntgenbefunde und der Augensymptome bemerkenswert ist. Der Fall bot anfangs grosse differentialdiagnostische Schwierigkeiten; anfänglich wurde auch an Tabes incipiens gedacht. Röntgenologisch liess sich eine beträchtliche Erweiterung der Sella turcica nachweisen. Dieselbe war 30 mm lang und 18 mm hoch. Ophthalmologisch bestand eine bitemporale Hemianopsie. Es wird hierauf die Frage der Hypophysentumoren nach der pathologischen, klinischen und therapeutischen Seite ausgiebig erörtert unter besonderer Berücksichtigung der Augensymptome. Besonders wertvoll ist die Wiedergabe der röntgenologischen Befunde, welche die Akromegalie und die Veränderungen am Türkensattel deutlich hervortreten lassen. Die Literatur ist weitgehend herangezogen. — **Oeller, A. Vestibularläsion mit Atrophie der Augäpfel bei einem Kanarienvogel.** Berl. tierärztl. Wochenschr. 1914, No. 45. Trotz sehr schwerer Erkrankung erfolgte nach Verabreichung von Jod Besserung der Ausfallserscheinungen, die neun Monate anhielt. — **Olivecrona, H. Ein Fall von Geschwulstbildung in den weichen Häuten des Zentralnervensystems.** Virchows Arch. für pathol. Anatomie, Bd. 217 H. 2, 1914. Bei einem 57 jährigen Mann bildete sich im

Verlauf von zwei Jahren ein Symptomenkomplex heraus, der klinisich an die Möglichkeit eines Hirntumors oder einer chronischen Meningitis denken liess. Die Sektion ergab eine diffuse Sarkomatose der weichen Hirnhäute nebst kleinen Metastasen in der Leber und einer Niere. Beobachtungen von Metastasenbildung bei diffuser Sarkomatose der weichen Hirn- und Rückenmarkshäute gehören zu den grössten Seltenheiten. Verf. fasst den oben beschriebenen Tumor nicht als polymorphzelliges Sarkom, sondern als Endotheliom auf. — **Ossokin, N. Zur Frage der Innervation der Gl. thyreoidea.** Zeitschr. für Biolog. 63, No. I, 45, 443, 1914. Aus den Untersuchungen des Verf. lassen sich folgende Schlüsse ziehen: 1. Die vasomotorischen Fasern, und zwar sowohl Konstriktoren wie Dilatatoren für die Schilddrüse sind hauptsächlich in den Kehlkopfnerven enthalten. Sie kommen aber auch mit anderen Aesten des N. vagosympathicus heran, und zwar mit dem N. pharyngeus superior et inferior. 2. Durch Adrenalin liess sich die überwiegende vasokonstriktorische Innervation der Schilddrüse durch den Sympathikus nachweisen. 3. Während der Reizung der Schilddrüsennerven ist die Erregbarkeit des Vagus erhöht. Das durch Reizung der sekretorischen Schilddrüsennerven abgesonderte Sekret hat also auch eine Wirkung auf parasympathische (autonome) Endorgane. Diese Tatsache vermehrt die von Asher und Flack und Asher und v. Rodt erbrachten Beweise für die sekretorische Innervation der Schilddrüse und für die Wirkungsweise ihres Sekretes. — **Pereyra, Giorgio. Mixoma del nervo ottico.** Annali di Ottalmologia 1914, XLIII, Fasc. 5—6—7, p. 402. Mitteilung eines Falles von Myxom des N. opticus. Symptomatologisch bot der Fall nichts Besonderes, was von der üblichen Symptomatologie der Optikustumoren abweicht. Der langsame Verlauf und das Fehlen zerebraler Erscheinungen spricht für die benigne Natur des Tumors. Es handelte sich um primäres Myxom des Optikus. Das neoplastische Gewebe war z. T. zwischen Arachnoidea und Pia, z. T. in den Opticusfasern eingebettet. Ausgegangen ist der Tumor vermutlich von der Eintrittsstelle der Gefässe. Therapeutisch wurde die Exenteratio orbitae ausgeführt und das Myxom entfernt. Heilung per primam intentionem. Ein Rezidiv hat sich bis jetzt (zwei Jahre nach der Operation) nicht eingestellt. — **Petsch. Die Behandlung des Morbus Basedowii und die Indikationen zur Operation.** Die entscheidende Indikation zum operativen Eingreifen bei der Basedowschen Krankheit liefert der Zustand des Herzens. In zweiter Linie kommen bei psychischen Erscheinungen operative Massnahmen in Betracht. Um rechtzeitig operieren zu können, ist es notwendig, die Kranken unter dauernde ärztliche Kontrolle zu stellen. — **Pfefferkorn, Alfred. Das Nervensystem der Octopoden.** Zeitschr. f. wissenschaftl. Zoologie (CXIV, H. 3, S. 425, 1915) und Philosophie, Inaugural-Dissertation Leipzig 1915. Die wesentlichsten Ergebnisse der vorliegenden Arbeit sind: Das Zentralnervensystem der Octopodiden (Eledone inoschata und Octopus vulgaris) setzt sich aus folgenden Ganglien zusammen: Ganglion cerebrale, G. viscerale, G. pedale, G. brachiale, G. buccale superius, dazu das G. buccale inferius. Diese Ganglien sind äusserlich sichtbar durch folgende Kommissuren verbunden: Commissura lateralis posterior, C. lateralis anterior, C. ganglii brachialis und C. buccalis superior inferior. In das periphere Nervensystem sind folgende ganglionären Bildungen eingeschaltet: Ganglion opticum, G. pedunculi, G. ophthalmicum superius, G. stellatum, G. cardiacum, G. cardiobronchiale, G. bronchialia, G. infundibuli, G. ophthalmicum inferius, G. subradulare, G. gastricum. Als Verlauf und Verbreitungsgebiet der aus dem Gehirn entspringenden peripheren Nerven wurden nach den anatomischen Befunden festgestellt: I. Vom Ganglion cerebraleaus: 1. N. opticus Retina, 2. N. olfactorius Girustroyan. 3. N. ophthalmicus superior posterior: Iris, hintere Partie der Muskelhaut, dorsale Augenkapsel, hintere Unitralispartie, Ringmuskel des Auges und subkutanes Bindegewebe der hinteren oberen Hälfte des Auges. 4. N. ophtalmicus superior medius: vordere Partie der Muskelhaut, evtl. auch argentea externa des oberen

Teiles des Augenbulbus. II. Vom Ganglion viscerale aus: 1. N. oculomotorius posterior: hinterer ventraler Augenmuskel. 2. N. capsulae hepaticae anterior: vorderer Bereich der muskulösen Leberkapsel. 3. N. capsulae hepaticae posterior: hinterer oberer Bereich der muskulösen Leberkapsel. 4. N. pallialis: muskulöse Leberkapsel, Musculus adductor pallii lateralis, Mantel. 5. N. collaris: Musculus collaris. 6. N. visceralis: Vena cava, hintere Partie des Musculus adductor pallii medianus, Musculus depressor infundibuli, Endabschnitt des Rektum, Tintenbeutel, Diaphragma musculare, Harnsack, Herz, Ausführungsgang der Geschlechtsorgane, Kiemenherz, Nephridialanhänge (?), Kieme. 7. N. infundibuli posterior: hinteres Trichterdrittel, inneres Blatt des collaris, Trichterschliessapparat. 8. N. venae cavae posterior: (nur bei Eledone) Vena Cava. 9. N. venae cavae anterior: Vena cava. III. Vom Ganglion pedale aus: 1. N. staticus: Macula und Crista statica. 2. N. infundibuli anterior: die beiden vorderen Trichterdrittel, Musculus adductor infundibuli medialis, Musculus adductor infundibuli lateralis. 3. N. musculi adductoris pallii mediani: vordere Partie des musculus adductor pallii medianus. 4. N. ophthalmicus inferior: zentrale Augenkapsel, hintere untere Hälfte der Augenlider, ventraler, schmaler Ausgenmuskel. 5. N. oculomotorius anterior: vorderer, ventraler, fächerförmiger Augenmuskel. IV. Vom Ganglion brachiale aus: 1. N. brachialis: Arme und Saugnäpfe. 2. N. antorbitalis superior: dorsale Pfeilmuskulatur, vordere obere Hälfte des Augenlides (Bindegewebe, Haut), vordere Nukleuspartie. 3. N. antorbitalis inferior: vordere Hälfte der unteren Augenlider, zentrale Pfeilermuskulatur. 4. N. interbrachialis: seitliche und ventrale Pfeilermuskulatur. V. Vom Ganglion buccale superius aus: 1. N. labialis: Ringmuskelwulst um die Kiefer (Lippen). 2. N. mandibularis: hintere Speicheldrüse, evtl. Submaxillardrüse, Unterkiefermuskulatur. VI. Vom Ganglion buccale inferius aus: 1. N. maxillaris: Oberkiefermuskulatur. 2. N. pharyngis: Endabschnitt des Oesophagus, hintere Pharynxmuskulatur evtl. vordere Speicheldrüsen. 3. N. sympathicus: Oesophagus, Kropf, evtl. Aorta cephalica. Das Ganglion gastricum gibt Nerven an die Lebergänge, Hauptmagen, Spiralmagen und Rektum ab. — **Pinhas, Nissius. Beitrag zur Stoffelschen Operation.** Inaugural-Dissertation, München 1915. Verf. berichtet über 5 einschlägige Fälle. Fall I betraf eine zerebrale Kinderlähmung, Fall II—V Littlesche Krankheit. In Fall I wurde am rechten Arm die partielle Resektion des N. medianus ausgeführt und am rechten Bein die Spitzfußstellung mit Gipsverband korrigiert. Die Spasmen in der Hand verschwanden gleich nach der Operation, traten aber 4 Tage später wieder ein, und erst nach langer Schienenbehandlung wurde Besserung der aktiven Beweglichkeit erzielt. In Fall II wurde am rechten Bein die Hälfte der Muskeläste der N. tibialis reseziert und am linken Bein Tenotomie der Achillessehne ausgeführt. Deutliche Besserung gleich nach der Operation. Sechs Monate später wurden die Spasmen rechts stärker. Elf Monate nach der Operation bildete sich rechts Genu recurvatum aus, und links trat dieselbe Erscheinung zwei Monate später auf. Es wurde in Lokalanästhesie die Tenotomie der rechten Achillessehne vorgenommen, und das Resultat war befriedigend. Fall III. Am rechten Bein wurde die Resektion der Gastroknemiusäste und der Hälfte des Astes zum Soleus ausgeführt, links Tenotomie der Achillessehne und der Adduktoren. Das Resultat war links sogar gleich nach der Operation besser als rechts. Fall IV. Partielle Resektion der Gastroknemiusäste rechts. Gleich nach der Operation trat eine Herabsetzung der Spasmen ein. Eine langdauernde Schienenbehandlung brachte nicht den gewünschten Erfolg, und ungefähr zwei Jahre nach der Operation wurde wegen Eintritt von hochgradigen Spasmen die Tenotomie ausgeführt. Fall V. Rechts partielle Resektion der Nervenäste zum Gastroknemius, links Tenotomie der Achillessehne und der Adduktoren. Das Resultat war gleich nach der Operation beiderseits gut. $1^1/_2$ Jahre später sind beiderseits Rezidive eingetreten, und es wurde die subkutane Tenotomie ausgeführt. Alles in allem glaubt Verf. die Resultate der Stoffelschen

Operation als durchaus nicht ermutigend bezeichnen zu müssen. Sie kann die Tenotomie nicht ersetzen, sobald bereits trophische Verkürzungen vorhanden sind. Sie schützt nicht vor Rezidiven. Die Hauptsache bleibt: Die Ueberkorrektion der vorhandenen Kontrakturen und eine sehr sorgfältige und dauernde Nachbehandlung mit Schienen und Uebungen. — **Pollmanti, Osw. Ueber einen Starrkrampfreflex bei den Schildkröten.** Zeitschr. f. Biolog. 63, No. 7, 45, I, 1914. Schilderung eines besonderen Starrkrampfreflexes bei Testudo graeca. Verursacht wird derselbe durch Fehlen des Kontaktes mit der Erde, welcher auf die Schildkröten eine hemmende Wirkung ausübt. Fehlt der Kontakt, dann fehlt der Reiz und die hemmende Wirkung, und deshalb schickt Testudo Glieder und Kopf nach aussen. Bei Sumpfschildkröten (Emys) ist dieser Starrkrampfreflex weniger ausgeprägt und kürzer, weil bei ihnen das Wasser, der Schlamm, in welchem sie leben, ein ausgezeichnetes Defensiv- und Offensivmittel ist, während die Landschildkröten (Testudo), da sie auf dem Festlande leben, vollständig sichtbar bleiben und kein anderes Schutzmittel haben als ein etwaiges Versteck. Der beschriebene Starrkrampfreflex hat nach den Untersuchungen des Verf. seinen Sitz im Mittelhirn (Mesencephalon) natürlich mit Beteiligung der im Nachhirn (Myencephalon) lokalisierten Atemzentren. — **Porosz, M. Ueber die Tagespollutionen.** Zeitschr. für Psychotherapie und medizin. Psychologie 1915, VI, H. 3 und 4, S. 192. Verf. gibt folgende Definition der Tagespollution: Die Tagespollution ist eine unwillkürliche Ejakulation, welche ohne sexuelle Beziehung, ohne sexuellen Zweck im wachen Zustand unerwartet, überraschend, spontan eintritt. Sie bedingt keine Erektion. Die von Zentren verursachten Pollutionen gehören nach Ansicht des Verf. zu den Seltenheiten. Die Patienten gaben als Ursache der Pollutionen an: mit Beängstigung verbundene schriftliche Aufgaben, Maturitasprüfungen, besonders bei mathematischen Arbeiten. Ferner wollen sie Ejakulationen bei Turnübungen, Klettern auf Stangen oder Stricken, beim Schaukeln auf dem Reck, bei der Kniewelle beobachtet haben. Die Ursache der Tagespollutionen ist nach Ansicht des Verf. gegeben in einer Atonie der Prostata, die ihrerseits ihre Ursache hat in Exzessen in coitu, Onanie, gehäuften Schlafpollutionen, teilweise auch in der Blennorrhöe. Alle die genannten Faktoren führen eine Ueberanstrengung der Prostatamuskulatur, besonders des Sphincter spermaticus herbei. Ist eine solche Atonie der Prostata festgestellt, so ist diese neben der Behandlung der Nervosität zu tonisieren. Dies geschieht am zweckmässigsten mit dem faradischen Strome. Ohne Faradisierung der Prostata ist das Resultat unvollkommen, und die nervösen Erscheinungen kehren wieder. Wenn aber die Prostata mitbehandelt wird, werden die Kranken auch von dem anderweitigen Leiden befreit. — **Portigliotti, G. Le auto mutilazioni a scopo religioso.** Quaderus di psichiatria I, No. 7, p. 298, 1915. Mitteilung eines Falles von Selbstverstümmelung bei religiösem Wahnsinn. — **Radós, Andreas. Histologische Veränderungen bei der experimentellen Stauungspapille.** Arch. für Augenheilk. Bd. 79, H. 4, S. 199, 1915. Es gelang dem Verf., nach dem Verfahren von Uhlenhuth durch intrakranielle Karzinomimpfungen bei Ratten eine schleichend langsam ansteigende und stets vorhandene intrakranielle Drucksteigerung experimentell hervorzurufen. Er erreichte so dieselben Bedingungen der intrakraniellen Drucksteigerung wie bei Hirntumoren. In einer grossen Anzahl der positiven Impfungen war eine Stauungspapille vorhanden. Die mikroskopischen Veränderungen waren denjenigen der menschlichen Stauungspapille sehr ähnlich. Die Stauungspapille auf der Impfungsseite entwickelte sich eher als auf der anderen Seite. — **Ratner. Ist völlige Alkoholabstinenz wissenschaftlich zu empfehlen?** Fortschritte der Mediz. 1914/1915 No. 49. Verf. lehnt die Totalabstinenz ab und redet der Mässigkeit das Wort, wofür eine Reihe wissenschaftlicher Tatsachen und praktischer Erfahrungen angeführt werden, die in solchen Fällen fast stets als Argumente angeregt zu werden pflegen. Ein

Eingehen darauf erübrigt sich. — **Remy. Présentation de plusieurs cas de nystagmus avec guérison.** Bulletins et mémoires der la Société méd. Hopitaux de Paris 1914, No. 23. Verf. berichtet über Heilungen von drei Fällen von einseitigem Nystagmus mit gleichzeitigem Strabismus. Bei der Therapie kommt es prinzipiell darauf an, dass der binokulare Sehakt hergestellt wird. Der Verschluss des fixierenden Auges zwecks Uebung des amblyopischen Schielauges erweist sich als unzweckmässig. — **Reuter, Fritz. Beitrag zur Lehre vom Eifersuchtswahn auf nichtalkoholischer Basis.** Inaugural-Dissertation, Kiel 1915. Mitteilung von zwölf Fällen von Eifersuchtswahn auf nichtalkoholischer Grundlage. In sechs Fällen fand sich ausgeprägter Verfolgungswahnsinn, darunter in vier Fällen die Furcht vor Vergiftungen. Sehr häufig kam es zu Gewalttätigkeiten. In einem Falle kam es zu einer weitgehenden Remission, so dass die Entmündigung aufgehoben werden konnte. Doch scheint es neuerdings zu einem Rezidiv gekommen zu sein. — **Reye, E. Untersuchungen über die Zerebrospinalflüssigkeit an der Leiche.** Virchows Arch. f. patholog. Anatomie, Bd. 216, 1914. Abgesehen von Diphtheriebazillen und bei eitriger Meningitis sind im Liquor cerebrospinalis nur relativ selten Bakterien anzutreffen. Die aus dem Leichenblute gezüchteten Bakterien lassen sich nur in einer relativ seltenen Anzahl von Fällen nachweisen. Andererseits sind die aus dem Leichenliquor gezüchteten Bakterien in den meisten Fällen auch im Blute nachweisbar. Eine Ausnahme bilden in dieser Beziehung lediglich die Diphtheriebazillen. Bakterien, die im Leichenliquor nachgewiesen werden, waren auch schon zu Lebzeiten in ihm vorhanden. Der zweite Teil der Arbeit behandelt die zytologischen Eigenschaften des Liquor cerebrospinalis an der Leiche. — **Riese, Walter. Ein Beitrag zur Kasuistik der paranoiden Erkrankungen.** Inaug.-Dissertation, Königsberg i. Pr., 1914. In dem vom Verf. ausführlich behandelten Falle handelt es sich um eine paranoide Erkrankung auf dem Boden einer psychopathischen Konstitution mit allen ihren charakteristischen Erscheinungen. Im Anschluss an diesen Fall diskutiert Verf. die Lehren Klink und Speith, ohne selbst dazu kritisch Stellung zu nehmen. — **Roederer. Le traitement du mal de Pott.** Journal de médecine de Paris, 1914, Nr. 25/28. Der Verf. gibt eine ausführliche Darstellung der orthopädischen Behandlungsweisen der Pottschen Krankheit, die im einzelnen im Original nachzulesen ist. Zu kurzer Besprechung an dieser Stelle nicht geeignet. — **Rohleder. Der heutige Stand der Eugenik.** Zeitschr. f. Sexualwissenschaft, 2, 17, 1815. Am weitesten vorgeschritten ist Nordamerika, wo Eheverbote in 30 Staaten wegen verschiedener Krankheiten bestehen. In 12 dieser Staaten ist zur Verhütung von Verbrechen und Geistesstörung gesetzlich die Sterilisierung eingeführt. Am radikalsten ist Jowa, wo Verbrecher, Idioten, Schwachsinnige, Trinker, Narkotiker, Epileptiker, Syphilitiker und Dirnen sterilisiert werden. — **Rohleder, H. Artificial fecundation in man.** (The Urologic and Cutaneous Review, Technical Supplement, II, Nr. 4, 1914.) Die vorliegende Arbeit stellt einen kurzen Auszug aus der ausführlichen Monographie des Verfahrens: „Die künstliche Zeugung“ dar, weswegen sich eine Besprechung an dieser Stelle erübrigt. — **Roos, Nathan. Zur Aetiologie und Pathologie der Sehnervenatrophie.** Inaug.-Dissert., München, 1914. Verf. behandelt 4 Fälle von Sehnervenatrophie auf verschiedener Grundlage: In Fall I handelte es sich um eine syphilitische Erkrankung des Optikus, die sich an eine luetische Erkrankung der Pia des Septenwerkes angeschlossen hatte. In Fall II handelte es sich um die Folgen einer eigentlichen Neuritis optici auf luetischer Basis. Fall III betrifft eine Optikusatrophie infolge einer schweren intraokularen Erkrankung. In Fall IV lag der Sehnervenerkrankung eine Aderhautblutung zugrunde, deren Folgen ein hämorrhagisches Glaukom war. — **Sapir, Mme Ethel. Affection cérébrale et glaucome.** Thèse de Genève, 1914. Verf. vertritt die Anschauung, dass das Glaukom zerebralen Ursprungs sei, auf Grund folgenden Falles: 72jähr. Frau. Mit 68 Jahren

heftige Kopfschmerzen und Erscheinungen, die auf ein Glaukom hindeuteten. Die psychischen Ausfälle waren weder der Dementia senilis noch sonst einer anderen Psychose zuzurechnen. Die psychischen Symptome waren: heftige, fast andauernde Kopfschmerzen, Hyperakusie, Herabsetzung der Sehschärfe, motorische Unruhe. Zuerst bestanden Gesichtshalluzination, später Gehörshalluzinationen, erstere wohl infolge des Glaukoms. Während der Remissionszeiten traten diese Halluzinationen vorübergehend in den Hintergrund. Die Pat. ging an einer Bronchopneumonie zugrunde. Der ausführliche Sektionsbefund, der, was das Histologische des Gehirns anbetrifft, bereits in einer Arbeit von Weber beschrieben ist, ergab alle Anzeichen eines erhöhten intrakraniellen Druckes. Diese Erhöhung hatte sogar eine Gestaltsveränderung der Basisknochen zur Folge, besonders der Ala magna des Keilbeins und des Foramen occipitale. Im Anschluss daran wird hypothetisch die Frage aufgeworfen, ob in diesem Falle nicht Glaukom und zerebrale Erkrankung auf ein und demselben raumbeengenden und druckerhöhenden Prozess beruhen, und diese Deutung als durchaus möglich hingestellt. Hingewiesen wird dabei auf die Remissionen beim Glaukom, die Schädelform (Oxyzephalie) der Glaukomkranken. Auch in therapeutischer Hinsicht wäre es wichtig, dem zerebralen Ursprung mancher Glaukomfälle nachzugehen, weil dann ev. therapeutisch die Hirnpunktion in Frage käme. — **Sattler, C. H. Ueber die Markscheidenentwicklung im Tractus opticus, chiasma und N. opticus.** Arch. f. Ophthalmologie, XC (Festschr. f. Sattler), 1915, S. 271. Untersuchungen an 12 menschlichen Föten und Neugeborenen ergaben, dass 37—45 cm lange Föten im Tractus opticus viele, im intrakranillen Sehnerventeile spärliche und in seinem orbitalen Abschnitt keine markhaltigen Nervenfasern aufweisen. Zur Zeit der Geburt sind sie bis zur Lamina cribrosa gelangt. Mit zunehmendem Alter nimmt ihre Dicke zu. Zur Zeit, wo ihre Entwicklung beginnt, scheint das Gliagewebe besonders reich an Lezithinkörnern zu sein. Bei ihrem ersten Auftreten lassen sich die jungen Markscheiden als feine, um den Achsenzylinder gelagerte Lezithinkörner erkennen. — **Schaefer. Zur Zurechnungsfähigkeit und zur Trinkerbehandlung im künftigen Strafgesetzbuch.** Monatsschr. f. Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform, X, 414, 1914. Verf. bringt eine Reihe psychiatrische Wünsche in bezug auf die Formulierung des Zurechnungsfähigkeitsparagraphen im künftigen Strafgesetzbuch. Es könnte folgende Fassung gewählt werden: „Nicht strafbar ist, dessen Zurechnungsfähigkeit zur Zeit der Handlung infolge von krankhafter Störung seiner Geistestätigkeit oder Trunksucht ausgeschlossen war.“ — **Schmidt, Hans. Beitrag zur pathologischen Anatomie der akuten Myelitis.** Inaug.-Dissertation, München, 1914. In dem Falle des Verf.s handelt es sich klinisch um das Bild einer aufsteigenden Lähmung mit Sensibilitäts- und Blasenstörungen. Der Tod trat infolge von Atemlähmung ein. Pathologisch-anatomisch war der Fall charakterisiert durch entzündliche Hyperämie, durch das Auftreten von Infiltrationselementen, bei denen sowohl Gliazellen wie lymphozytäre Zellen beteiligt waren, ferner durch Destruktion der Nervenelemente. Der Prozess war über den ganzen Rückenmarksquerschnitt verbreitet. Das Primäre des Prozesses scheint das entzündliche Oedem mit seinen nervösen und gliösen Schädigungen gewesen zu sein, worauf erst eine stärkere lymphozytäre Infiltration erfolgte. Die genauere Aetiologie der Erkrankung ist unklar. — **Schmincke, A. Ein glioblastisches Sarkom des Kleinhirns mit Metastasenbildung in Hirn und Rückenmark.** Frankfurter Zeitschr. f. Pathologie, 16, 357, 1915. Verf. berichtet über folgenden Fall: „7jähriger Knabe. Klinisch: Beginn der Erkrankung vor ca. 5 Wochen mit Kopfschmerzen und Erbrechen. Dazu trat später Zittern am ganzen Körper. Keine Temperaturen. Vorübergehende Besserungen, danach neuerlich wieder Kopfschmerzen und Erbrechen. Pat. war dann im Gehen behindert und schwankte stark beim Gehen. Der Zustand wurde immer schlechter, das Sehvermögen nahm rapide ab, das Erbrechen wurde immer stärker. Das Kind

wurde moribund eingeliefert und kam einige Stunden darauf ad exitum, ohne das Bewusstsein wieder erlangt zu haben. Bei der Sektion fanden sich multiple glioblastische Sarkome des Gehirns und Rückenmarkes bei im übrigen normalem Organbefund. Der histologische Befund ergab im wesentlichen folgendes: Die in ihrer Lage im Sektionsprotokoll genauer beschriebenen multiplen, geschwulstmässigen Bildungen im Ependym der Seitenventrikel waren aufgebaut aus einem Gewebe vom Charakter teilweise zellreicher, faserarmer Gliome, teilweise glioblastischer Sarkome. Auch innerhalb derjenigen Geschwülstchen, wo der histologische Typus des Glioms der vorherrschende war, fand sich jugendliches Geschwulstbildungsmaterial in Form von kernreichen Proliferationszentren. Der Tumor des Kleinhirns zeigte teilweise den Charakter des zellreichen, faserarmen Glioms, hier fanden sich neben diesen höher entwickelten und weiter aus differenzierten Teilen in der Geschwulst Partien, innerhalb derer das Gewebe weniger weitgehende Differenzierungen aufwies, vorherrschend war jedoch der Charakter des glioblastischen Sarkoms. Auch die Geschwulst im Subarachnoidealraum an der Basis der rechten Hälfte des Pons erwies sich mikroskopisch als glioblastisches Sarkom. Einen äusserst interessanten Befund bot die multiple Tumorbildung im Bereiche des Rückenmarkes dar; es handelte sich hier um einen blastomatösen Prozess, welcher an verschiedenen Stellen in verschieden hohem Grade die weichen Häute des Marks infiltriert hatte und zum Teil auch in die Markmasse hineingewuchert war. Die histologische Formation der Geschwulst war die eines indifferenten Rundzellensarkoms, teilweise die eines glioblastischen Sarkoms. Auffallend in den Schnitten von Hals- und Brustmark war das Vorhandensein grösserer und kleinerer zystischer Hohlräume innerhalb der Geschwulst und Rückenmarksubstanz. Die letztere war teilweise von Geschwulstgewebe umscheidet, und es war hier der interessante Befund einer Auskleidung durch Geschwulstzellen nach Art eines Epithels zu erheben. Auch sonst konnte man kleinere, durch konzentrische Stellung der Geschwulstzellkerne zustande gekommene drüsenähnliche Lumina hier und da in der Geschwulst des Rückenmarks beobachten. Die Genese der Hohlräume schien eine verschiedene. Teilweise handelte es sich um die in glioblastischen Sarkomen häufig zu beobachtenden „Rosettenbildungen“ d. h. Formationen, wie sie durch eine den Geschwulstzellen innewohnende Tendenz, nach Art der Neuroepithelien im embryonalen Leben sich konzentrisch zu gruppieren, zustande kamen, teilweise waren sie dadurch entstanden, dass präexistente ödematöse Gliamaschen von Geschwulstzellen in kontinuierlicher Schicht ausgekleidet wurden; endlich waren es durch Oedem bedingte Lücken innerhalb der Geschwulstmassen. Es ergab somit das Studium der Rückenmarkspräparate, dass die Geschwulstzellen sich repräsentierten teilweise als Glioblasten, mit der Tendenz, faserige gliöse Substanz zu produzieren, teilweise in ihnen vorhandene Potenzen nach Art jugendlicher Neuroepithelien zur Entwicklung gelangen liessen. Besondere Erwähnung verdient das Vorhandensein des aus Rundzellen sowie Kernen mit fibrillärer Zwischensubstanz bestehenden Gewebes im Lumen des Zentralkanals, des Halsmarks und in der Umgebung desselben. Dieses Gewebe stimmte in seiner histologischen Formation vollkommen mit auch sonst an verschiedenen Stellen in der Geschwulst zur Beobachtung kommenden überein, so dass sich anlässlich dieses Befundes die Frage erheben musste: handelte es sich hier um eine intramedulläre, im Zellkanal zur Entwicklung gekommene Siedelung von Geschwulstgewebe oder hatte man nur den Befund einer unregelmässigen Ausbildung des Zentralkanals und des ihn auskleidenden Zellenmaterials vor sich? Verf. glaubt in dem Falle den Befund des zellig fibrillären Materials in und um den Zentralkanal nicht mit einer Anomalie in der Ausbildung desselben in Beziehung bringen zu sollen, sondern ist der Meinung, dass es sich hier um eine im Innern des Kanals zustande gekommene Lokalisierung von Geschwulstmaterial handelt. Eine Reihe histologischer Befunde werden zur Stützung dieser Annahme von der Verfasserin

angeführt. Des weiteren wird die Frage aufgeworfen: Handelt es sich um eine primäre Multiplizität von Geschwülsten, welche in letzter Linie in einer an multiplen Stellen des Zentralnervensystems vorhandenen fehlerhaften Differenzierung und Gliederung des architektonischen Aufbaues ihren Grund hat, oder stehen die multiplen zur Beobachtung gekommenen geschwulstmässigen Bildungen in gegenseitigem kausalen Zusammenhang — so dass die eine in Abhängigkeit zur anderen entstanden ist —, dass also hier eine echte multiple Metastasenbildung vorliegt? Es bestand hier ein grosser, auf Grund seiner Histologie sowie seiner Ausbreitung als primär aufzufassender Tumor im Kleinhirn, dessen infiltratives Wachstum deutlich war an der Durchwachsung der Kleinhirnrinde und dem Vordringen in den Subarachnoidealraum der Kleinhirnbasis. Diese Geschwulst war breit in den vierten Ventrikel eingebrochen und hatte zu einer Lichtungsverlegung des grössten Teils des vierten Ventrikels geführt. Mit dieser Lichtungsverlegung muss einhergegangen sein eine Aenderung der normalen Zirkulationsverhältnisse des Liquor cerebrospinalis, und es spricht nichts gegen die Annahme, dass von der Geschwulst im vierten Ventrikel aus Geschwulstelemente in die apikalwärts gelegenen Hirnhöhlen hineingelangt, daselbst im Ependym zur Lokalisation gekommen sind und hier zur Entstehung von sekundären Geschwülsten Veranlassung gegeben haben. Für diese Auffassung spricht auch der objektive Befund in einem der Geschwülstchen im Ependym des linken Seitenventrikels. Hier fand sich ein Teil der Geschwulst deutlich von dem subependymären Gliafilz unterschichtet, auch war unterhalb der Geschwulst an einer Stelle noch ein Stück Ependymepithelbelag erhalten. Diese Befunde sprechen dafür, dass die Geschwulst in der Nähe der freien Ventrikeloberfläche zur Entwicklung gekommen ist. Für die Annahme einer metastatischen Entstehung der multiplen Geschwülste in den Seitenventrikeln spricht auch der Wechsel der histologischen Formationen. Würde es sich um primäre multiple Gliome handeln, so wäre dies wohl nicht der Fall, insofern als wir die Annahme machen dürfen, dass primär multiple Geschwülste als alle gleichzeitig auf dem Boden von Entwicklungsanomalien entstanden, auch alle ungefähr eine gleich weitgehende Differenzierungstendenz zeigen und dieselbe auch in der gleichen Weise verwirklichen. Mit dieser Annahme steht in Uebereinstimmung der tatsächliche Befund einer weitgehenden, nach der Seite der faserreichen Gliome fortschreitende Differenzierung der unter dem Namen der primären multiplen ependymären Neubildungen. Mit der Annahme einer metastatischen Entstehung der Geschwülste von einem glioblastischen Sarkom aus ist der Wechsel der histologischen Formationen in den einzelnen Ependymgeschwülsten viel weniger zu vereinigen, indem es sich hier um die Einnistung eines jugendlichen Geschwulstmaterials handelt, welches teilweise den indifferenzierten Geschwulstcharakter beibehalten, teilweise die in ihm vorhandenen Differenzierungs- und Entwicklungsqualitäten in verschiedener Weise realisiert hat. Einem Abhängigkeitsverhältnis des Tumors im Subarachnoidealraum an der Basis des Pons, sowie der diffusen Geschwulstinfiltration der weichen Häute des Rückenmarks von dem Kleinhirntumor dürften keine Bedenken entgegenstehen. Der Kleinhirntumor war in den Subarachnoidealraum der Hirnbasis eingebrochen. Von hier aus sind Geschwulstkerne in den Subarachnoidealraum der Ponsbasis sowie des Rückenmarks hineingekommen; im Rückenmark haben sie sich in diffuser Weise in allen Höhen der Cauda equina und des Rückenmarks ausgebreitet und sind sekundär in die Markmasse eingedrungen. Auf Grund des Angeführten scheint die Deutung des Falles dahin gegeben, dass von einem primär in der Substanz des Kleinhirns zur Entwicklung gekommenen glioblastischen Sarkom multiple metastatische Geschwülste in den Ventrikeln, im Subarachnoidealraum des Pons und des ganzen Rückenmarks sowie im Zentralkanal des Halsmarkes entstanden ist. Durch diese Art von echter Metastasenbildung ist der Fall exzeptionell. —

**Schneickert. Sexuelle Tricks.** Zeitschr. f. Sexualwissenschaft, 1, 123, 1914. Verf.

gibt eine Reihe von sexuellen Tricks bekannt, die nicht auf eine direkte geschlechtliche Befriedigung hinzielen, aber auf sexueller Grundlage beruhen und zu Erpressungen u. dgl. benutzt werden. — **Schreiter, Brigitte. Ueber Einwirkung einiger Kationen auf das Polarisationsbild der Nerven.** Inaug.-Dissert., Kiel, 1914. Verf. fasst die Ergebnisse ihrer Untersuchungen in folgenden Schlußsätzen zusammen: 1. Ca kann in seiner Eigenschaft, ein Polarisationsbild zu erzeugen, ersetzt werden durch das ihm chemisch nahestehende Ba und Sr, wobei Ba in geringerer Konzentration noch wirksamer ist als Ca, während bei Sr erst etwas höhere Dosen eine deutliche Wirkung zeigen. 2. Ferner kann es ersetzt werden durch höhere Konzentrationen des dreiwertigen Sa sowie in geringerem Grade auch durch Ni. 3. Mg und Al können Ca nicht ersetzen, wahrscheinlich schädigen sie die semipermeable Membran der Achsenzylinder. 4. Mn und Co sind in den untersuchten Konzentrationen ebenfalls unwirksam. Es könnte sein, dass sie noch in geringeren Mengen, in denen die Giftwirkung nicht mehr in Betracht kommt, zu wirken vermögen. Die quellende Wirkung des Na vermögen sie nicht aufzuheben. — **Schuh, Karl. Beitrag zur Symptomatologie der Parietaltumoren.** Inaugural-Dissertation, Erlangen, 1913. Bericht über einen Tumor (Gliosarkom) des Parietallappens. Von den typischen Erscheinungen der Parietaltumoren fehlten hauptsächlich die einseitige Ataxie und Hemianopsie. Für die Diagnose ausschlaggebend waren die Störungen der Sensibilität und zwar die der Berührungsempfindung, die des Lagegefühls und der Stereognose. Weiterhin bestanden Lähmungen in der rechten oberen und unteren Extremität und klonische Zuckungen der Bauchmuskulatur. Zur Illustration des Krankheitsbildes werden eine Reihe analoger Beobachtungen, zumeist Oppenheim entlehnt, angeführt. — **Schuster, Paul. Die Beziehungen der sog. tuberösen Sklerose des Gehirns zur Dermatologie.** Dermatolog. Zentralbl. XVII, Heft 1. Das vielfach bei epileptischen Idioten beobachtete Krankheitsbild der tuberösen Sklerose ist charakterisiert durch angeborene knotenartige Verdickungen der Rinde und der Seitenventrikel und Verlagerungen von Rinden- in die Marksubstanz. Diese Veränderungen — starke Wucherung der Neuroglia — grosse, den Ganglienzellen ähnliche Zellen — finden sich auch in anderen Organen. Auch die Haut zeigt in diesen Fällen vielfache Veränderungen. Neben dem früher sog. „Adenoma sebaceum", das man neuerdings als Naevus auffasst, konnte Verf. bei der Untersuchung von 7 Fällen von tuberöser Sklerose eine ganze Reihe von Hautveränderungen beobachten, die alle in das Gebiet der Naevi fallen und auch bei der Recklinghausenschen Krankheit vorkommen: Café au lait-Flecke, ausgeprägte, manchmal behaarte Warzen, linsengrosse schwarzbraune Pigmentflecke, ferner eine an Chagrinleder gemahnende flächenartige Hautverdickung, welche von feinen Furchen durchzogen ist und wie genarbt aussieht (nur in der Gegend des Beckens und der Lende) und schliesslich stecknadelkopf- bis erbsengrosse pendelnde Fibrömchen in der Nacken- und Halsgegend. Verf. macht schliesslich darauf aufmerksam, dass auch die Verwandten der tuberösen Sklerotiker an naevusartigen Hautanomalien leiden können, dass wiederholt Fälle von familiärem Auftreten der Adenoma sebaceum beobachtet worden sind. Verf. hält es auf Grund der klinischen Erfahrung für wahrscheinlich, dass in der Mehrzahl der Fälle die familiäre Keimanlage klinisch völlig latent bleibt, oder nur die für das körperliche Wohlbefinden gleichgültige Neurose der Haut erzeugt und dass es nur bei vereinzelten Individuen jener Familien zur Entwicklung der schweren, das Nervensystem und die inneren Organe treffenden Erscheinungen kommt. — **Scott-Lamb, R. Is migraine a forerunner of glaucoma?** Ophthalmology, Oktober 1915, p. 82. Die Beobachtungen des Verf.s sprechen dafür, dass die Migräne ein Initialsymptom des Glaukoms darstellt, besonders infolge des Umstandes, dass eine Drucksteigerung besteht, die auf Pilokarpin zurückging. — **Selig, R. Die intrapelvine extraperitoneale Resektion des Nervus obturatorius und anatomische**

**Studien über die Topographie dieses Nerven.** Archiv f. klin. Chir., 103, Heft 4. Die subkutane und offene Durchschneidung der Adduktoren bei spastischen Kontrakturen, insbesondere bei der Littleschen Krankheit, hat bekanntlich oft Misserfolge aufzuweisen, weshalb von Foerster, Spitzy, Stoffel u. a. die Methode der Nervenresektion eingeführt worden ist. Die Misserfolge sind dadurch zu erklären, dass bei der queren Durchschneidung der Adduktoren gleichzeitig auch alle Nervenäste und Blutgefässe mit durchschnitten werden, wodurch an die Stelle der spastischen die viel schlimmere ischämische Muskelkontraktur tritt. Verf. hat nun an der Leiche eine Methode ausgearbeitet, welche die Freilegung und Resektion des Nervus obturatorius an seinem Stamme innerhalb des Beckens ermöglicht. Der Schnitt dringt am lateralen Rektusrande oder transrektal auf die Fascia transversa ein, welche samt Peritoneum stumpf nach medial abgeschoben wird, so dass man an der Seitenwand des kleinen Beckens nach unten vordringend das Foramen obturatum erreicht. Ist das Peritoneum bis zum unteren Rande des Schambeinastes zurückgeschoben, so fühlt man schon den dicken kräftigen Stamm des Nerven und kann ihn leicht nach Isolierung von den Gefässen nebst seinem akzessorischen Zweig durchschneiden. Die Operation ist bei Kenntnis der anatomischen Verhältnisse technisch leicht, alle Gefässe können geschont werden, die Bedingungen der Wundheilung sind erheblich günstiger als am Bein, und es wird vor allem die Narbe in der Adduktorengegend vermieden, welche durch Kontraktur ein Rezidiv begünstigt. Die aktive Adduktionsmöglichkeit ist durch den Rektineus und den Rest des Adductor magnus gesichert, da diese Muskeln in ihrem Bette völlig unberührt bleiben. — **Sewall, H. Some relations of the brain and of the olfactory apparatus to the processes of immunity.** Arch. of internal Medicine 1914, June. Verf. teilt eine Reihe anaphylaktischer Erscheinungen mit, die in Zusammenhang mit dem Gehirn und besonders dem Nervus olfactorius stehen. Die Einzelheiten darüber, die in erster Linie die Immunitätsforschung angehen, sind im Original einzusehen. — **Shumway, E. A. Acute axial optic neuritis as an early symptom in disseminated sclerosis.** Ophthalm. Record, August 1915. Bei dem Patienten des Verf.s fand sich retrobulbäre Neuritis links, Visus = $^6/_{22}$, Abblassung der temporalen Papillenhälfte, kongenitales ovales Skotom für Farben. Es wurden zunächst Veränderungen der Nebenhöhlen konstatiert. Eine entsprechende Behandlung brachte Besserung herbei, doch blieb das Skotom für Farben bestehen. Dieser Zustand blieb 8 Jahre lang stationär, doch wurde die Papille allmählich blasser. Mit der Zeit stellten sich bei dem Patienten die Symptome der multiplen Sklerose ein, die zuletzt ganz ausgeprägt in Erscheinung traten. — **Snowball, Th. Zur Kasuistik der angeborenen doppelseitigen Abduzens- und Fazialislähmung.** Archiv f. Ophthalmologie (Festschrift f. Sattler), XC, 1915, S. 155. In dem vom Verf. berichteten Falle handelte es sich um einen zum Stillstand gelangten Prozess, der nicht auf andere Teile des Zentralnervensystems übergriff. — **Söderbergh u. Sundberg. Ueber Atrophie der kleinen Handmuskeln bei hoher Rückenmarkskompression.** Hygiea, LXXVIII, Nr. 7, 1916. In 2 Fällen von extramedullärem Tumor des obersten Halssegmentes fand sich als Früh- und Hauptsymptom Atrophie der kleinen Handmuskeln, besonders der Interosseus I und der Daumenballenmuskulatur. Die Atrophie hatte zunächst homolateralen, später doppelseitigen Charakter. Wesentlich war das Fehlen von Degenerationserscheinungen. Eine direkte Schädigung der in Betracht kommenden Vorderhornzellen lag nach dem Sektionsbefund in Fall I nicht vor. Die Verff. nehmen daher als Ursache der Atrophie eine Isolierung an, die sich besonders stark bei so hoch differenzierten, phylogenetisch spät entwickelten Funktionsträgern geltend machen musste. Fall II ging in Heilung aus. — **Solomon, H. C. and Koefod, H. O. Experience with the Lange colloidal test in 135 cerebrospinal fluids.** Boston med. and surg. Journ., 73, Dezember 10, 1914. Untersuchungen an 135 Liquores ergaben folgende Resultate: Die Langesche Probe

erfordert ganz geringe Liquormenge, sie ist leicht und schnell auszuführen, erfordert allerdings eine exakte Beherrschung der technischen Vorschriften. Bei Paralyse findet man typische Reaktionen, doch liefert diese Erkrankung auch atypische Reaktion, genau so wie nicht-paralytische Psychosen typische Reaktionen liefern. Eine Differentialdiagnose zwischen Paralyse und Lues cerebri ist auf Grund der Langeschen Probe nicht möglich. Die Tabes ergibt eine ganz andere Reaktion als die Paralyse. Sie ist für Syphilis charakteristisch, ist aber in sich selbst kein Diagnostikum der Tabes. Sie ist von unbestimmtem Werte im Falle von Syphilis congenita, wenn keine andere Anzeichen einer Beteiligung des Zentralnervensystems gegeben sind. Nicht-syphilitische Erkrankungen geben zeitweise Reaktionen in der sog. syphilitischen Zone. Die Verff. sind der Ansicht, dass eine Reaktion in der syphilitischen Zone bei Syphilitikern nicht sicher eine syphilitische Affektion des Zentralnervensystems beweist, wenn alle übrigen Symptome negativ sind. Von Wert für die Differentialdiagnose ist die kolloidale Goldprobe bei Meningitis tuberculosa. Sie erweist sich hier manchmal als verlässlicher als die anderweitigen serologischen Untersuchungsmethoden. — **Southard, E.** and **Stearns, H. W. The margin of error in psychopathic hospital diagnosis.** Boston med. and surg. Journ., 171, 895, 1914. Besprechung der differentialdiagnostischen Momente bei der Beurteilung von psychopathischen Persönlichkeiten. — **Spooner, Lesley H. The treatment of syphilitic diseases of the central nervous system by intravenous injections of salvarsan.** Boston med. and surg. Journ., 170, 441, 1914. Die besten Resultate der intravenösen Salvarsanbehandlung ergaben die Fälle von Lues cerebri. Hier war stets ein gewisser Erfolg vorhanden. Bei Paralyse versagte die Methode zumeist. Im Anfangsstadium der Tabes wurde eine symptomatische Besserung beobachtet. Die Patienten nehmen während der Behandlung zu. In einigen Fällen hielt die Besserung bis zu 2 Jahren an. Meist tritt nach der ersten oder zweiten Injektion eine eklatante Wirkung ein. Auch wenn sich eine Besserung der Symptome und des serologischen Befundes zeigt, muss die Salvarsanbehandlung fortgesetzt werden. Prognostisch am besten liegen die Fälle mit stark positiver Wassermannscher Reaktion. Bei schwacher Reaktion ist der Erfolg von vornherein zweifelhaft. Die Herxheimersche Reaktion ist als kein prognostisch günstiges Zeichen zu bewerten. Bei gleichzeitiger Tuberkulose ist die Salvarsanbehandlung kontraindiziert. Erst wenn diese Art der Behandlung versagt, tritt die Salvarsanseruminjektionsmethode in ihre Rechte. — **Springer, R. Untersuchungen über die Resistenz (die sog. Härte) menschlicher Muskeln.** Zeitschrift f. Biol., 63, Nr. 7, 45, 201, 1914 u. Inaugural-Dissertation Strassburg i. E. 1914. In dieser Arbeit ist die Resistenz (die sog. Härte) des menschlichen Bizeps in ihrer Abhängigkeit von verschiedenen Variablen nach einer von Gildemeister angegebenen einfachen Methode (mittelst des ballistischen Elastometers) gemessen worden. Dieser Apparat besteht aus einem kleinen Hammer, der gegen den Muskel klopft. Durch die Elastizität des letzteren wird er wieder zurückgeschleudert; je „härter" uns der Muskel erscheint, desto kürzer ist die Zeit, in welcher Hammer und Muskel miteinander in Berührung sind, die sog. Stosszeit. Diese wird nach dem Pouilletschen Verfahren auf elektrischem Wege festgestellt. Nach dieser Methode ist der unbelastete und der belastete Bizeps unter verschiedenen Umständen gemessen worden. Von den Befunden seien die wichtigsten genannt: Der ausgeruhte unbelastete Muskel hat bei gesunden Menschen mittleren Lebensalters immer dieselbe Resistenz, bei Jugendlichen eine grössere, bei Greisen eine kleinere. Die Resistenz nimmt zu bei psychischen und körperlichen Reizen; bei Ermüdung und bei Reizung des Antagonisten nimmt sie ab (Erschlaffung des Antagonisten). Der belastete Muskel hat eine desto grössere Resistenz, je grösser die Last. Die Steigerung ist desto grösser, je geschwächter das Individuum ist (deutlicher Einfluss von Beruf, Lebensalter, Krankheit, körperlicher und geistiger Ermüdung). Nach jeder Belastung erschlafft der Muskel nicht sofort. Die

Nachwirkung dauert desto länger, je grösser die Last und je müder der Muskel. Es folgt dann gewöhnlich ein Stadium abnorm starker Erschlaffung. Wie schon erwähnt, ist der Bizeps kranker Personen, verglichen mit Gesunden, in der Ruhe weicher und bei Belastung resistenter. — **Stepp, Wilhelm. Ist die durch Lipoidhunger bedingte Ernährungskrankheit identisch mit Beriberi?** Zeitschr. f. Biol., S. 339, Bd. 66, N. F. 48, 1914. Lipoidfreie Nahrung kann nur durch Zusatz von Lipoiden, vitaminfreie Nahrung nur durch Vitamin wieder zu einer vollwertigen Nahrung ergänzt werden; es können dabei in Kreuzversuchen die akzessorischen Nährstoffe, Lipoide und Vitamin, nicht miteinander vertauscht werden. Es handelt sich also bei diesen Ernährungskrankheiten, wenn wir uns an das zurzeit vorliegende Tatsachenmaterial halten wollen, um verschiedenartige Störungen. — **Stroemer, Karl. Zur Symptomatologie und Diagnose der extrazerebralen Tumoren.** Inaug.-Dissert., Kiel 1915. Verf. berichtet über einen Fall, bei dem die Diagnose Dementia paranoides gestellt wurde, die Diagnose Tumor cerebri während des Lebens nicht möglich war. Wegen der bestehenden sensorischen Aphasie hatte man an einen auf arteriosklerotischer Basis entstandenen Erweichungsherd im linken Schläfenlappen gedacht. Von Herdsymptomen bestand allerdings die sensorische Aphasie, dagegen fehlten bis auf Kopfschmerz und psychische Störungen jegliche Allgemeinerscheinungen, besonders Stauungspapille und vermehrter Hirndruck. Die psychischen Störungen waren die letzte Steigerung der Krankheitssymptome des offenbar in kleiner Ausdehnung schon lange bestehenden Tumors. Da das hereditäre Moment auszuschliessen war, erblickt Verf. in dem Tumor die Ursache der unter dem Bilde der Dementia paranoides verlaufenen Psychose. Der Sektionsbefund ergab, dass es sich mikroskopisch entweder um ein faszikuläres Endotheliom oder ein Alveolarsarkom mit zystischen Erweichungen handelt. Letzteres ist das Wahrscheinlichere. In der Weichheit des Tumors und seinem offenbar langsamen Wachstum findet das lange Ausbleiben der Tumorsymptome seine natürliche Erklärung. Ausserdem ist die Gewöhnung des Gehirns an den Fremdkörper so langsam eingetreten, dass die Benommenheit erst in extremis festzustellen war. Die Beobachtung des Verf.s stimmt mit der Annahme von Stern (Archiv f. Psychiatrie, LIV) überein, dass selbst bei jahrelanger Geschwulstdauer trotz konstanter und heftiger Kopfschmerzen die Bewusstseinstrübung bei extrazerebralem Sitz des Tumors eine auffallend geringe ist. Der Fall des Verf.s ist daher bemerkenswert 1. durch den extrazerebralen Sitz des Tumors, 2. dadurch, dass der Tumor die psychischen Symptome hervorrief. — **Stübel, Morphologische Veränderungen des gereizten Nerven.** (II. Mitteilung.) Archiv f. d. ges. Physiol., Bd. 153, p. 111, 1913. Nachdem schon früher gefunden worden war, dass bei Fröschen und Kröten nach faradischer Reizung einer kurzen Strecke des Ischiadikus das Netzwerk der Markscheide im ganzen Ischiadikus weiter als in einem nicht gereizten ist, werden nunmehr diese Untersuchungen unter verschiedenen Bedingungen fortgesetzt. Es ergibt sich, dass Reizung von einer Sekunde Dauer zur Erweiterung genügt, dass aber keinerlei feststellbare Beziehungen zwischen der Reizstärke oder -dauer und der Stärke der Netzerweiterung bestehen. Eine Erweiterung des Netzwerkes ist auch auf mechanische Reizung des Nerven erhältlich. Dagegen wird die Erweiterung auf Reizung aufgehoben durch Narkose und durch Abkühlung des Nerven (und zwar noch bei Temperaturen über 0°, bei denen die Erregbarkeit noch erhalten ist). Bei Einlegen in isotonische NaCl-, KCl-, CaCl- usw. Lösungen treten keine Veränderungen des Netzwerks der Markscheide ein. Es scheint aus diesen Ergebnissen hervorzugehen, dass die Markscheide bei der Tätigkeit des Nerven von Bedeutung ist. Wesentlich ist die Auswahl des Fixiermittels zur Darstellung des Netzwerkes; am besten ist absoluter Alkohol geeignet. Offenbar ist der Vorgang dabei der, „dass bei der Fixierung die ursprünglich homogene Markscheidensubstanz in zwei Bestandteile zerfällt, von denen der eine sich als Netzwerk in einer für jede Fixierungsflüssigkeit ver-

schiedenen, aber wohl charakterisierten Weise ausbildet." — **Swift, Walter. The voice sign in chorea — Technic of elicitation. Studies in neurologic technic No. 3.** Amer Journ. of Diseases of Children. IX, 1915, p. 132. Die Technik zur Auslösung des Stimmphänomens bei der Chorea besteht darin, dass man den Kranken auffordert, ein verlängertes „a" wie in „are" auszusprechen und auf die Veränderungen in der Tonhöhe und Intensität des Vokals zu achten, worin das Phänomen besteht. — **Swindle, Gaylord. On the genetic relation of neurofibrillae to chromatin.** Zoolog. Jahrbücher, Abteilung f. Anatomie u. Ontogenie der Tiere, XXXIX, Heft 1, 1915, S. 79. Die Gründe, die für die Annahme einer direkten Beteiligung der Kerne bei der Bildung der Neurofibrillen sprechen, sind sehr bestimmter Natur. Die Entwicklung der Kernkörperchen, die in ihrem Inneren aus parallelen Fibrillen aus Chromatin (Chromofibrillen oder irgend ein anderer Ausdruck, der Struktur und Ursprung in sich einschliesst), welch letztere sich aus dem Kern emanzipieren, stellt einen einzigartigen Mechanismus dar, durch welche sich die Fibrillen morphologisch und chemisch von dem Zytoplasma unterscheiden, in welches sie zu liegen kommen, in diesen Beziehungen aber mehr oder weniger ganz dem Chromatinmaterial entsprechen. Sie stammen ganz unmittelbar aus dem Kern her. Solch ein Bündel von Chromofibrillen, welches dicker oder dünner mit Zytoplasma umgeben ist, senkt sich in der oben beschriebenen Weise aus dem Kern einer Nervenzelle und stellt die Vorstufe einer neuen Faser dar, welche ganz und gar einem normalen Neuriten entspricht und als Neurofibrille angesprochen werden muss. — **Szydlowski, Henryk. Ueber Trommelschlägelfinger.** Inaug.-Diss. Göttingen 1914. In dem Falle des Verf. handelte es sich um eine umschriebene grosse Erweiterung der rechten Aeste der grossen Körperschlagader und speziell der Art. anonyma und subclavia, die offenbar auf die Venen am Halse rechts sowie auf die grossen Nervenstämme (Plexus brachialis) drückten und dadurch eine teilweise Lähmung des rechten Armes verursachte. Wie in allen Fällen von einseitigen Trommelschlägelfingern bei Aneurysma hatte die sekundäre Neuritis infolge Druck auf den Plexus brachialis heftige Schmerzen, Störungen in der Sensibilität und in einigen Fällen Motilitätsstörungen verursacht. Die Hypothesen der Trommelschlägelfingerbildung bei Aneurysma werden einer eingehenden Besprechung unterzogen. — **Testut, L. Contribution à l'étude anatomique de l'idiotie congénitale, Dissection d'un imbécille.** L'Anthropologie 25, S. 53—106, 1914. Mitteilung eines sehr ausführlichen Sektionsberichtes bei einem Imbezillen. Verf. hat sich die Mühe genommen, den ganzen Körper vom Kopf bis zum Fuss anatomisch durchzuuntersuchen. Besonders wertvoll sind naturgemäss die Gehirnbefunde. Die Aufzählung der einzelnen Kapitel ohne referierende Wiedergabe würde bereits mehrere Seiten in Anspruch nehmen, weswegen Referent auf das Studium der ausserordentlich interessanten Befunde im Original verweisen muss. Sehr wünschenswert wäre es, derartigen Arbeiten eine Zusammenfassung beizugeben, was dem Referenten und den Lesern selbst die Lektüre sehr erleichtern würde. — **Teutschländer, O. R. Zwei seltene tumorartige Gebilde der Gehirnbasis.** Virchows Arch. f. pathol. Anatomie CCXVIII, H. 2, 1914. Im ersten Falle handelte es sich um eine Geschwulst des Hypophysengangs, ausgehend von den Plattenepithelinseln, die nach den Untersuchungen von Erdheim häufig im Hypophysengang gefunden werden, als Reste der Mundbuchtausstülpung. Der Aehnlichkeit des Baues wegen nennt Verf. die Geschwulst Hypophysengangsadamantinom und zählt auch die von Erdheim beschriebenen Fälle auf. Der zweite Fall betrifft ein Dermoid der Gehirnbasis, eine der seltenen Geschwülste, die von Bostroem als piale haarhaltige Dermoide bezeichnet worden sind. In Berücksichtigung der embryologischen und pathologischen sowie der chemischen Verhältnisse des Tumors ist der Verf. geneigt, diese Tumoren auf epitheliale Reste bei der Entwicklung des inneren Ohres zurückzuführen. Verf. macht auf die Analogie seiner beiden Fälle aufmerksam: Sowohl die

Hypophysenadamantinome wie die basalen Gehirndermoide entstehen aus embryonalen Resten oder mitverlagerten Hautkeimen aus dem Ektoderm durch Einstülpung in der normalen Schädelentwicklung. — **Trockels, Fritz. Manie und Querulantenwahn.** Inaug.-Diss. Bonn 1914. Verf. berichtet über zwei Manisch-Depressive, die das gemeinsam haben, dass sie beide querulieren. Um eine genauere Kenntnis der Anamnese und die Berücksichtigung der Tatsache, dass die Manie querulatorische Symptome aufweisen kann, gestatten in diesen Fällen mit längerer Beobachtung eine exakte Diagnose. — **Tschermak, A. v. Die Lehre von der tonischen Innervation.** Wien. klin. Wochenschr. 1914, No. 13, p. 309. Festvortrag, gehalten in der Jahresversammlung der k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien, zu kurzem Referate nicht geeignet, jedoch von grösster Wichtigkeit — Vortr. berichtet über sein ureigenstes Arbeitsgebiet — für den Physiologen, wie für den Kliniker, speziell für den Neurologen. — **Vaerting, M. Die eugenische Bedeutung des Organismus.** Zeitschr. f. Sexualwissenschaft Bd. II, 1915, H. 6, S. 185. Die Samenzelle schöpft den Kraftaufwand für Eigenbewegungen aus den eigenen Energievorräten. Je länger der zurückgelegte Weg, desto erschöpfter gelangt die Samenzelle zur Eizelle. Der Organismus des Weibes fördert die optimalen Bedingungen, unter möglichst grosser Schonung der Samenzellenenergie die Vereinigung mit der Eizelle herbeizuführen. Je stärker aber die unterstützenden Momente des weiblichen Genitalapparates mitwirken, um so vollkräftiger und leistungsfähiger wird der Same zur Vereinigung mit der Eizelle gelangen, um so besser wird das Zeugungsprodukt ausfallen. — **Vallet, Joseph. L'aliéné est-il justiciable?** Journ. de méd. de Paris 1914. Verf. stellt juristische Betrachtungen über die Willensfreiheit und Verantwortlichkeit geisteskranker Verbrecher an. Seine unwesentlichen abstrakten Ausführungen dürften manchen Widerspruch von psychiatrischer Seite erfahren. — **Von den Velden, R. Diagnostische und therapeutische Memoranda bei Kreislauferkrankungen.** Zentralbl. f. Herz- u. Gefässkrankheiten 1915, No. 21—22. Die überwiegende Mehrzahl der wegen ihrer Kreislaufbeschwerden zur Behandlung kommenden Kriegsteilnehmer bedarf keiner Kardiotonika sondern Neurotonika. — **Vermeulen, H. A. Das Innervationszentrum des Psalters (Omaxus) der Wiederkäuer.** Berliner tierärztl. Wochenschr. No. 9, S. 97, Bd. XXXI, 1915. Das Innervationszentrum des Psalters ist im mittleren fünften Teile des Kernes, d. h. gerade in dem am meisten kaudal gelegenen Teile der Fossa rhomboidea gelegen. Bei der Ziege, bei welcher der geschlossene Teil der Medulla oblongata bedeutend grösser ist als beim Rind und Schaf, wird das Zentrum wenigstens nicht ganz in der Fossa rhomboidea seinen Sitz haben, sondern zum Teil auch hinter dem Stamm. — **Vermeulen. Die Hemiplegia laryngis des Pferdes.** Berl. tierärztl. Wochenschr. XXXI, 1915, S. 219. Verf. vermutet eine Beteiligung der Schilddrüse bei der Hemiplegie der linken Larynx. Er fand bei einem Pferde mit chronischer Hemiplegie der Larynx eine Degeneration im Bereich des hintersten Teiles des Nucleus ambiguus. In zwei weiteren Fällen fanden sich herdförmige Veränderungen der Schilddrüse. Dabei waren in dem einem Falle die Stimmritzenverengerer links besser entwickelt als rechts, in dem anderen Falle gerade umgekehrt. — **Vogt, Alfred. Eine akute Form der Ophthalmoplegie (Poliomesencephalitis acuta).** Schweizer Rundschau f. Mediz. 1915, No. 26. Verf. berichtet über nachstehenden seltenen Fall: Bei einem 12 jährigen Knaben entstand unter plötzlich hohem Fieber mit Erbrechen und Somnolenz eine Lähmung fast sämtlicher äusserer Augenmuskeln. Es bestand eine doppelseitige Ptosis, links $>$ rechts. Die Augenbewegungen waren hochgradig beschränkt, am rechten Auge funktionierte nur noch der Rectus externus, am linken nur noch der Rectus internus. Auch diese beiden Muskeln waren leicht paretisch. Der Augenspiegelbefund war normal, die Sehschärfe beider Augen gut. Im Laufe der nächsten Wochen und Monate bildeten sich die Lähmungen zum Teil zurück. Nach 4 Jahren besteht eine mässige Bewegungsfähigkeit

beider Augen nach oben, oben innen und oben aussen. Blickbewegung nach rechts und Konvergenz gut. Gelähmt blieben die Senker und der linke Externus. Verf. beschreibt das bisher in der Literatur nicht beschriebene Krankheitsbild als ein Analogon zu der akuten Poliomyelitis, als eine akute Erkrankung der Augenmuskelkerne; denn die Augenmuskelkerne sind neben den Kernen des Accessorius, Hypoglossus und Fazialis als die proximale Fortsetzung der grauen Vorderhörner zu betrachten. — **Wahl, H. R., Neuroblastomata: with a study of a case illustrating the three types that arise from the sympathetic system.** Journ. of med. Research. XXX, 1914, No. 2, p 205. Bei einem 2½ jährigen Mädchen fand sich bei der Sektion ein Tumor der linken Nebenniere, der Metastasen in den Lymphdrüsen und in der Leber gemacht hatte. Der Tumor enthielt sowohl undifferenzierte Neuroblasten, Ganglienzellen als auch chromaffine Elemente, die im allgemeinen streng getrennt von einander vorzukommen pflegen. — **Warburg, Betty. Ueber die im Jahre 1909 an der Kieler psychiatrischen und Nervenklinik beobachteten Fälle von Generationspsychosen.** Inaug.-Diss., Kiel 1915. Es werden von der Verfasserin insgesamt 17 Fälle aus der Kieler Klinik mitgeteilt. 4 Fälle gehören der Amentiagruppe an, 2 Fälle verliefen als Amentia, einer als chronische Halluzinose und einer war ein posteklamptischer Erregungszustand in Amentiaform. 3 von den 4 beobachten Amentiafällen gingen in Heilung aus. 6 Fälle waren der Katatonie angehörig; davon blieben 4 ungeheilt, 1 wurde als gebessert entlassen, nur 1 Fall, in dem Katatonie und Epilepsie kombiniert auftraten, wurde geheilt. 2 Fälle gehörten der Melancholie an. In beiden wurde ein Selbstmordversuch ausgeführt Der eine Fall wurde als gebessert entlassen, die andere Kranke und eine an Manie leidende Patientin starben an Pneumonie. Depressions- und Verwirrtheitszustände auf hysterischer Basis kamen zweimal zur Beobachtung, ausserdem noch eine Hysterische, die nur über Schmerzen klagte. Zwei der zuletzt genannten Patientinnen wurden als gebessert, die dritte als geheilt entlassen. Epilepsie lag in einem Fall vor, die jedesmal in den folgenden Schwangerschaften rezividierte Patientin wurde als gebessert entlassen. — **Welton, C. B. Glaucoma as a contributing etiological factor in insanity with report of a case.** Ophthalmic Record XXIII, p. 217, 1914. Verf. berichtet über einen Fall von Glaukom, in dem vollkommene Dementia Halluzinationen und Selbstmordgedanken bestanden. Erst in der Anstalt wurde das vorher mit Morphium und Opiaten behandelte Glaukom entdeckt und nach Elliot trepaniert. — **Wilhelm. Die forensische Bedeutung der männlichen Impotenz.** Zeitschr. f. Sexualwissenschaft, 2, 49, 1915. Die Impotenz ist nach dem B.G.B. kein spezieller Anfechtungsgrund. Sie kann nur mit Bezug auf die allgemeinen Anfechtungsparagraphen als Anfechtungsgrund dienen. Sie bildet auch keinen Ehescheidungsgrund. Das könnte aber dann der Fall sein, wenn sie z. B. infolge eines während der Ehe begangenen Verschuldens, einer „groben Verletzung der ehelichen Pflicht", entstanden ist, so dass „durch sie eine so tiefe Zerrüttung des ehelichen Verhältnisses verschuldet wird, dass dem Ehegatten die Fortsetzung der Ehe nicht zugemutet werden kann" (§ 1568 B.G B.). Eine Anfechtung wegen Zeugungsunfähigkeit findet nur ausnahmsweise beim Nachweis besonderer für die Ehe massgebender Umstände statt. Strafrechtlich besitzt die Impotenz weit geringere Bedeutung. — **Willburger, Eugen. Paranoische Zustandsbilder in der Manie.** Inaug.-Dissertation, Tübingen, 1914. Verf. berichtet über drei sichere Fälle von manisch-depressivem Irresein mit paranoischem Einschlag. Die Fälle des Verf.s bestätigen also die Behauptung Kleists, dass die akut paranoischen Erkrankungen Aeusserungen von manisch-depressivem Irresein sind. — **Wittenberg, Adolf. Zur Symptomatologie der Schläfenlappengeschwülste.** Inaug.-Dissertation, Berlin, 1914. Der Fall des Verf.s (32jährige Frau) wurde wegen des starken Opisthotonus, der Nackensteifigkeit, der Ataxie, die den Charakter der zerebellaren hatte, der starken

Schmerzhaftigkeit der Nackenmuskulatur und der Häufigkeit der Anfälle als Hirntumor der rechten Hemisphäre diagnostiziert. Herdsymptome fehlten vollständig. Bemerkenswert, dass die Patientin hysterische Erscheinungen auf organischer Grundlage darbot. Die Sektion ergab ein Gliom des rechten Schläfenlappens, das als solches nur Symptome durch Druck auf die Nachbarschaft, im besonderen auf das Kleinhirn, gemacht hatte. — **Würdemann. The eye symptoms of hypophyseal diaseases.** Ophthalmology, XI, Nr. 3, p. 472, 1915. Es werden die Augensymptome in fünf Fällen von Hypophysisgeschwülsten eingehend geschildert. — **Zafita, H. Konträre Strebungen.** (H. Gross' Arch. f. Kriminalanthropologie und Kriminalistik, Bd. 62, Heft 1 u. 2, 1915.) Das Wesentliche aus dem vorliegenden Aufsatze ist folgendes: Die psychischen Erlebnisse, als welche Verf. die Begehrung, Ueberlegung und Ueberwindung von Widerständen namentlich hervorhebt, stehen zur Willenshandlung in keinem anderen Kausalzusammenhange als die Lichterscheinung zur Lichtempfindung. Man will, nicht weil man begehrt usw., sondern man will, was man begehrt und weil das Wollen durch den psychischen Gesamtzustand bedingt ist. Die Begehrung, Ueberlegung und Ueberwindung (von Widerständen) aber ist nichts anderes als die sukzessive Ausdrucksform der Gesamtpsyche, die in sich die Ursachen mit den Wirkungen: dem Wollen und der Willenshandlung — verbindet. — **Zagorowsky, P. Experimentelle Untersuchungen über den Einfluss der Resektion des Plexus coeliacus auf die Veränderungen der Langerhansschen Inseln des Pankreas.** Zeitschr. f. exper. Pathologie u. Therapie, XVI, S. 379, 1914. Nach Resektion des Plexus coeliacus bei Tieren findet man charakteristische Veränderungen an den Zellen der Langerhansschen Inseln. Das Protoplasma der Zellen ist sehr schwach gefärbt, wie durchsichtig. Die Granulationen sind vermindert und die Kerne atrophisch. — **Zannini. L'esoftalmo nella meningite della base.** Gazzetta degli osped., 1914, Nr. 87. Verf. beobachtete in zwei Fällen von tuberkulöser Basalmeningitis im Kindesalter einen Exophthalmus, der auf verschiedene Weise — übertriebene Gefässfüllung oder Verschluss der Gefässe — erklärt werden kann. Verf. ist geneigt, in dem Exophthalmus ein Frühsymptom der Meningitis tuberculosa basilaris zu erblicken. — **Zimkin, J. B. J. Ein Fall von familiärer Masturbation.** St. Petersburger med. Zeitschr., 1914, Nr. 5. Verf. berichtet über eine Familie, in welcher der Vater und sechs Kinder seit frühester Jugend Onanie betrieben.

---

# Sitzungsberichte.

## Psychologische Gesellschaft zu Berlin.

Donnerstag, 21. Februar 1918.

Herr Dr. **Georg Flatau** spricht über „Psychische Infektion". Vortragender erörtert zunächst den Begriff der Infektion und leitet nach Besprechung der körperlichen Infektion die psychische so ab: Der Begriff ist die Uebertragung eines körperlichen Vorganges in das Psychische; es ist ein Vorgang, bei welchem durch psychische Elemente von einer kranken Person aus das gleiche oder gleichartige Krankheitsbild erzeugt wird. Das erzeugte Leiden kann nur ein psychogenes sein.

Die belehrendsten Beispiele geben uns die aus der Geschichte bekannten, die Psychologie der Massen gut beleuchtenden psychischen Epidemien. Diese Beispiele werden von dem Vortragenden eingehend erörtert. Er geht dann auf die Ereignisse der neueren Zeit ein, aus denen das Ergriffenwerden ganzer Massen von einer Idee deutlich wird.

Wichtig ist die Kenntnis der psychischen Infektion im engeren Kreise, wie sie aus der Literatur des induzierten Irreseins hervorgeht. Ferner wies er hin auf die in Internaten auftretenden psychischen Krämpfe und auf die choreatischen Erkrankungen.

**Er weist schliesslich darauf hin, dass die Grundlagen für die psychische Infektion teils in individuellen, teils in für ganze Volksteile vorhandenen psychischen Veränderungen gegeben sind: geistige Beschränkung, Widerstandsunfähigkeit, seelische Bereitschaftsstellung durch Zeitereignisse usw. (Verspätet veröffentlicht.)**

## Donnerstag, den 30. Januar 1919.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Direktor Dr. **Böhm** spricht über „Psychologische Grundlagen des religiösen Erlebens". Die Mannigfaltigkeit der religiösen Erscheinungsformen erschwert die Abgrenzung des Wesens der Religion, beweist aber, dass Religion nicht eine Provinz der Seele neben mehreren anderen ist, sondern alle Tätigkeitsgebiete der Seele umfasst. Sie tritt als irrationaler Ausdruck des Erlebens neben den rationalen. Die psychologische Grundlage des Erlebens ist, dass in beiden Verhaltungsweisen auf den ersten Eindruck eine Reaktion des inneren Menschen erfolgt. Dessen Formung verläuft beim rationalen Verhalten so, dass die Werte und Zwecke konträr und kritisch abwägbar sind, während die Werte und Zwecke des irrationalen Verhaltens dem Erleben so kontradiktatorisch gegenübertreten, dass sie aller Kritik spotten und allen Verhaltungsmöglichkeiten einen unumstösslichen Wahrheitsanspruch verleihen. Dieser Wahrheitsanspruch bleibt bestehen, auch wo sich entsprechend den völkerpsychologisch zu ergründenden Kulturstufen die Form des kontradiktatorischen Gegenerlebens ändert. Diese Formen sind dreifacher Art: beim primitiven Menschen ist die Formung konkret, neben dieser steht das Gotteserlebnis des eigentlich religiösen Menschen, aber auch die von Ueberlieferung unabhängigen Gemütserscheinungen des Philosophen, der rein apperzeptive Formungen von Phantasmen zu scheiden weiss, drängen sich als unbedingt auf. Dieser von Kant als transzendent bezeichnete Charakter des Gemüts lässt sich durch alle Verhaltungsmöglichkeiten nachweisen. Diese sind erstens das theoretische Formen; nämlich a) das rein apperzeptive: beim Primitiven der Gegenstoff, durch den das Beobachten von Substantialität und Kausalität gespiegelt wird, der Seelenstoffglaube, ferner der Animismus als Darstellung des Zeitempfindens; beim Religiösen die immaterielle Realität des Daseins und der Macht und der Ewigkeit Gottes; beim Metaphysiker der wirkende absolute Begriff; b) das Phantasiegebilde, das mit dem Wahrheitsanspruch auftritt, und zwar der Gegenstand der sprachlichen Phantasie: Mythos, Legende, Wunderglaube, was alles ästhetisch gefasst als Symbol seine Bedeutung behält; ebenso der Gegenstand der plastischen Phantasie: Götterbilder, zunächst in der Form des nützlichen Gegenstandes, dann immer beseelter bis zum Anthropomorphismus und Persönlichkeitsgebilde. Schliesslich die Darstellungen der mimischen Phantasie: der Tanz, der u. a. die griechische Tragödie entstehen lässt.

Dasselbe gilt vom praktischen Verhalten, das a) sozialistisch, b) individualistisch sein kann. a) Staat und Kirche wurzeln beide in dem gleichen Glauben des Gemütes an die Gemeinschaft als an eine überpersönliche Macht, die berufen ist, zu herrschen, und in der das Gemüt erst zur vollen Entfaltung gelangt. Die Orientierung nach der universell gerichteten Kirche oder dem konkret begrenzten Staat hängt ebenso wieder von geschichtlichen Umständen ab. Aus dem überpersönlichen Erkennen erwächst das orthodox-konservative Verhalten, mit seinen Vorzügen der Treue, Nächstenliebe, Genauigkeit in der Erfüllung des Gesetzes, und den Gefahren der Unduldsamkeit, die wiederum Indifferentismus und Radikalismus erzeugen. b) Die transzendente Erscheinungsform des Individualismus ist die Mystik, die als Ekstase Erhebung zu Gott und als Askese die Auseinandersetzung mit dem zu erleidenden Gott anstrebt. Ueber die primitiven Formen von körperlicher Ekstase und Askese hinaus spaltet sich im symbolischen Zustande die Mystik in liturgisch geregelte Kunsthandlungen und in die Verwertung der Energie für ein nach aussen hin gerichtetes Handeln oder Leiden im Dienste einer Idee.

So geht das transzendente Erleben dem rationalen durchweg parallel, und beide können durchweg nebeneinander bestehen. Glauben und Wissen heben einander nicht auf. Wenn trotzdem zwischen dem Glauben des kirchlichen und ursprünglich mystischen Menschen und dem des Metaphysikers und Aesthetikers der Gegensatz unüberbrückbar erscheint, so ist dieser Gegensatz nicht psychologisch introspektiv, sondern völkerpsychologisch-kulturhistorisch zu erklären, aus dem Nebeneinander verschiedener Glaubensformen in ein und demselben geschichtlich gegebenen Augenblick.

An der Diskussion beteiligten sich die Herren Dr. Moser, Dr. Hohenemser. Das Schlusswort hat Herr Dr. Böhm.

Donnerstag, den 27. Februar 1919.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Max Cohn** spricht über „Schulpsychologische Intelligenzprüfungen und der Aufstieg der Begabten“. Der Vortrag erscheint in dieser Nummer ausführlich.

An der Aussprache beteiligen sich Fräulein Martus, die Herren Professor Dr. Gramzow, Dr. Piorkowski, Skouzer, Herzberger, Albrecht. Das Schlusswort hat Herr Dr. Cohn.

Donnerstag, den 27. März 1919.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Moser** spricht über das Thema „Inwieweit ist die wissenschaftliche Prüfung künstlerischer Klangwirkungen möglich und praktisch wertvoll?“

An der Aussprache beteiligen sich die Herren Sanitätsrat Dr. Peyser, Geisler, Dr. Passauer. Das Schlusswort hat Herr Dr. Moser.

Donnerstag, den 10. April 1919.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr **R. W. Martens** spricht über die russische Volksseele bei Dostojewski.

Donnerstag, den 24. April 1919.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Ordentliche Generalversammlung.

Donnerstag, den 22. Mai 1919.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr **Piorkowski** spricht über die Methoden der Auswahl für die Berliner Begabtenschulen und ihre Ergebnisse. Der Redner erörterte zunächst, welche Eigenschaften in den „psychologischen Fähigkeitsprüfungen“ überhaupt untersucht werden. Es sind: Kombinationsfähigkeit, Konzentrationsvermögen, Gedächtnis (besonders für sinnvolle und kausal verbundene Stoffe), Klarheit, Reife und Weite des Begriffsvermögens, der Urteilskraft und der psychischen Einfühlung sowie schliesslich ergänzend noch Feststellung der Anschauungsfähigkeit. Aus den Resultaten, die diese sieben Hauptgebiete ergeben, wird dann ein Gesamtrangplatz gebildet, der die allgemeinen Fähigkeiten des Prüflings darstellt. Der Vortragende erläuterte dann die zur Feststellung obenstehender Eigenschaften benutzten Methoden an der Hand einiger Beispiele, wobei er der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit wegen naturgemäss nur auf einige wenige näher eingehen konnte, und verwies im übrigen auf das zur Zeit in 3. Auflage erscheinende Buch: Moede-Piorkowski-Wolff, Die Berliner Begabtenschulen (Langensalza, Beyer u. Mann), das diese Methoden ausführlich bespricht. Er wies immer wieder auf das Hauptprinzip derartiger Prüfungen hin: nicht Kenntnisse, sondern Fähigkeiten zu prüfen.

Auf die Resultate dieser Einrichtungen übergehend, über die man jetzt nach fast zwei Jahren schon ein einigermassen sicheres Urteil fällen kann, betonte der Vortragende, dass selbstverständlich keine vollständige Uebereinstimmung zwischen den Ergebnissen der Intelligenzprüfungen und den auf den verschiedenen Begabtenschulen zutage tretenden Leistungen zu erwarten sei. In der Schulleistung stecken ja, wie jedem bekannt, ausser der Fähigkeit des Schülers auch noch Fleiss, Interesse am Unterrichtsfach, Ausdauer usw. Ausserdem aber fällt gerade in die in Betracht kommenden Jahre die Pubertätsentwicklung, die oft ungeahnte Verschiebungen sowohl nach oben wie nach unten mit sich bringt. Schliesslich bilden gerade bei diesen Klassen die verschiedenen häuslichen Verhältnisse einen das Gesamtergebnis wesentlich berührenden Faktor.

Dies sind selbstverständlich, ganz abgesehen von dem Problem: Schulbegabung — Lebensbegabung, Umstände, die ein völliges Zusammenfallen von Schulleistungen oder auch nur Fähigkeitsschätzungen durch den Lehrer mit den auf Grund der experimentell-psychologischen Begabungsprüfungen gestellten Diagnosen äusserst unwahrscheinlich, ja wohl unmöglich machen. Wenn trotzdem, besonders auf der Kaempf-Realschule und den beiden Mädchen-Mittelschulen, die Uebereinstimmung zwischen dem Resultat der experimentellen Fähigkeitsprüfung und der Beurteilung durch die Schulen auf Grund eines über $1^1/_2$jährigen Unterrichtes so gross ist, wie es die Erfahrung ergeben hat, so kann man wohl von einer guten Bewährung des eingeschlagenen Prüfungsweges trotz der unvermeidlich wohl bei jedem Auswahlsystem bleibenden Ausnahmen reden.

Den schlagendsten Beweis aber, wie unumgänglich notwendig derartige Intelligenzprüfungen sind, bietet folgende Tatsache: Da Ostern 1919 die Anmeldungen für die Begabtenklassen, wohl infolge der augenblicklich vorliegenden unsicheren und schweren wirtschaftlichen Verhältnisse, im Gegensatz zu den ersten Anmeldungen nur gering waren und die zur Verfügung stehenden Plätze nur ganz unerheblich überstiegen, entschloss sich die städtische Schuldeputation, diesmal a l l e gemeldeten Schüler aufzunehmen, obwohl die mit ihnen angestellte Intelligenzprüfung zum Teil nur recht wenig befriedigende Resultate ergeben hatte. Während nun bei den durch Intelligenzprüfung gesiebten Klassen durchschnittlich $^4/_5$, also 80 %, den sehr erheblichen Anforderungen der Begabtenschulen gewachsen waren, versagt, soweit es sich bisher übersehen lässt, bei diesen „Ungesiebten“ ein bei weitem grösserer Prozentsatz. In einer Klasse werden nach dem Urteil des Rektors und der Klassenlehrerin, die auch in den „gesiebten“ Klassen früher unterrichtet hat und somit vergleichend urteilen kann, nicht weniger als 14 von den aufgenommenen 27 Kindern, d. h. a l s o m e h r a l s d i e H ä l f t e, den erhöhten Anforderungen nicht genügen können! Es erübrigt sich somit wohl, noch weiter über die Notwendigkeit objektiver Maßstäbe, wie sie die Fähigkeitsprüfungen zu bieten versuchen, zu diskutieren, so hoch man auch immer das Lehrerurteil einschätzen mag und so sehr man es zur Ergänzung, besonders in bezug auf Charaktereigenschaften, Bildungstrieb des Kindes usw., immer wird mit heranziehen müssen.

Im Anschluss an diese Ausführungen forderte der Vortragende noch, dass man die Anzahl der aufzunehmenden Kinder beschränken möge. Nur wirklich Hochbefähigte sollten aufgenommen werden, die anderen aber dem Mittelstand und dem Handwerk, die auch Intelligenzen brauchten, belassen werden. Sonst entstehe die Gefahr des Gelehrtenproletariates. Diese wirklich Hochbefähigten sollten aber dann vom Staat oder der Gemeinde in viel grosszügiger Weise, als es bisher geschehe, ähnlich wie es Neuseeland tue, unterstützt werden. Auch bei der Berufswahl solle ihnen dann finanziell und ideell zur Seite gestanden werden, damit sie ihre Kräfte sinngemäss verwenden könnten. Auch hierbei könnten die Resultate der angewandten Psychologie (vgl. u. a. Moede, Die Experimentalpsychologie im Dienste des Wirtschaftslebens, Berlin 1919, Springer und Piorkowski, Psychologische Methodologie der wirtschaftlichen Berufseignung, 2. Aufl., Leipzig 1919, Ambros. Barth) wertvolle Dienste leisten.

Zum Schluss wies Redner noch auf die von der Stadt Berlin getroffenen Maßnahmen zur Förderung technisch und künstlerisch besonders Veranlagter hin, für die die Fähigkeitsprüfungen in dem Institut für industrielle Psychotechnik an der Technischen Hochschule Charlottenburg (Rosinenstr. 5) und dem Kunstgewerbemuseum

ebenfalls halbjährlich stattfinden, so dass die Stadt Berlin mit ihrem grosszügigen Reformprogramm, das vor allem in dem Stadtschulrat Dr. Reimann und dem Stadtverordnetenvorsteher Justizrat Cassel seine geistigen Väter hat, wirklich alle Arten von Hochbefähigten zu erfassen vermag.

Donnerstag, den 26. Juni 1919.

Vorsitzender: Herr **Baerwald**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Albert Moll** spricht über Revolution und Psychopathologie.

Donnerstag, den 9. Oktober 1919.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Richard Baerwald**, Die Verschärfung äusseren Unglücks durch zweckwidrige Gedanken- und Gefühlsprozesse und unsere Mittel zur Verhütung solcher selbstgeschaffenen Leiden. Ein unabänderliches Unglück, eine Situation, der gegenüber es eigentlich gar nichts Zweckmässiges zu denken und zu tun gibt, pflegt in uns einen Strom jagender Gedanken und Phantasien auszulösen: Ausmalungsphantasien, die den Schaden aufbauschen und ihn mit Mut- und Reuegefühlen umkleiden, Suchephantasien, die unablässig nach dem schon zehnmal als nicht vorhanden konstatierten Ausweg fahnden, „Scheinbefriedigungs-Phantasien", die sich vorstellen, was geschehen wäre, wenn man zu dem Kranken einen anderen Arzt gerufen, wenn der säumige Schuldner durch pünktlichere Zahlung rettend eingegriffen, wenn irgend ein deus ex machina sich rechtzeitig eingestellt hätte. In diesen zwangsläufig abrollenden Gedankengängen hat man ein Aequivalent der durch die Umstände verhinderten äusseren Handlung zu erblicken: Das Hindernis, das durch helfende Tat nicht zu beseitigen ist, soll gleichsam durch Vorstellungen weggeschoben werden.

Gegen diese das Leidgefühl verschärfende nutzlose Gedankentätigkeit haben die Menschen von jeher drei Mittel in Anwendung gebracht. Erstlich werden oft, durch Fiktion oder Glauben, die Gedanken als wirkende Kräfte aufgefasst, so dass sich der Eindruck der Zwecklosigkeit verliert. Darauf beruht z. T. der heilsame Einfluss des Gebets, und ebenso operiert mit diesem seelischen Opiat die von William James so genannte amerikanische „mind cure-Bewegung", die, geleitet von einem extremen Spiritualismus und Immaterialismus, annimmt, unsere Wünsche oder Befürchtungen hätten einen geheimnisvollen Einfluss auf das reale Schicksal, man werde krank, wenn man sich vor Krankheit fürchte, erfolgreich, wenn man von sieghaftem Optimismus erfüllt sei usw. Eine zweite Methode, sich von den qualvollen Aequivalentphantasien des gehemmten Wollens zu befreien, besteht im Willensverzicht, darin, dass man, im christlichen Sinne, sich Gott anheimgibt, dem Uebel nicht mehr widersteht, sich „fallen lässt". Auf medizinischem Gebiet hat namentlich Marcinowski darauf hingewiesen, dass der gewaltsame Heilungswille der Nervenkranken oft der Heilung im Wege steht, und sich z. B. Zwangsvorstellungen verlieren, wenn man sich nicht mehr vor ihnen fürchtet und sie nicht zu unterdrücken sucht, sondern sie widerstandslos über sich wegbrausen lässt. Das dritte Mittel endlich besteht darin, dass man, im äusseren Tun gehemmt, ein „Kehrtmachen", eine Wendung des Willens nach innen vollzieht, an seiner eigenen Beruhigung und Gefühlsharmonie arbeitet und so seine mobil gemachte Widerstandskraft, die das Schicksal draussen in der Welt nicht zu ändern vermag, dazu benutzt, es in uns unschädlich zu machen. Der läuternde Einfluss des Unglücks beruht auf dieser Richtungsänderung unserer Aktivität, alle Lebensweisheit hat sie zum Ziele.

Donnerstag, den 30. Oktober 1919.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Max Marcuse** spricht über die Problematik der Sexual-Psychologie.

Donnerstag, den 13. November 1919.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Moll** spricht über Okkultismus und Psychologie. Der Vortrag ist in Heft 1/2 1920 veröffentlicht.

Donnerstag, den 11. Dezember 1919.

Vorsitzender: Herr **Moll,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr **P. Ruthe** spricht über Emanuel Laskers Philosophie des Unvollendbar. Der Vortragende erwähnt einleitend das neue erwachte Interesse für Philosophie, die er als vertiefte Betrachtung der Natur und der menschlichen Dinge charakterisiert und gegen Religion und Kunst abgrenzt.

Nach einer kurzen Uebersicht über den von Lasker bearbeiteten Problemkreis geht er spezieller auf seine Lösung des Freiheitsproblems ein, um an diesem die Eigenart und Tiefe Laskerscher Denkweise klarzulegen. Das Werk verrät auf jeder Seite den Mathematiker, der mit scharf definierten Begriffen und einwandfreien Beweisen arbeitet. Seine Kampftheorie stellt sich die Aufgabe, den Grundgedanken der Entwicklungslehre exakt zu erfassen. Der zentrale Begriff des Unvollendbar stützt sich auf die von Cantor geschaffene Mengenlehre und ist ausserordentlich geeignet, die Schwächen der mechanistischen und materialistischen Weltanschauung aufzudecken. Es gibt keine Weltgleichung, weil die unvollendbaren Mengen unsere Welt von einem mathematischen, d. h. rubrizierbaren Universum scharf abheben. Kein Fatum schwebt über unserem Haupte. Die Entwicklung ist schöpferisch und der Wille frei.

Donnerstag, den 8. Januar 1920.

Vorsitzender: Herr **Moll,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Flatau** spricht über Hermann Oppenheim als Psychologe. Die Bedeutung Oppenheims als Psychologe liegt nicht in grossen Arbeiten experimenteller Art oder in umfangreichen Werken. Sie liegt eher in der angewandten Psychologie, soweit sie in der psychischen Prophylaxe und Therapie zur Geltung kommt. Oppenheim hat die Wichtigkeit dieser Gebiete stets betont und war immer bemüht, in die Psyche seiner Patienten einzudringen, um Grundlagen für seine Behandlung zu gewinnen.

Seine Grösse liegt in der verständnisvollen Einfühlung, in der Analyse. Durch alle Arbeiten zieht sich der Gedanke, dass jede Einseitigkeit in der Beurteilung der Aetiologie der psychischen Erkrankungen vermieden werden muss.

Es wird dann an Hand der Schriften: Psychotherapeutische Briefe, Nervenleiden und Erziehung, Nervenleiden und Lektüre, Angstneurosen usw. das Gesagte analysiert.

Donnerstag, den 22. Januar 1920.

Vorsitzender: Herr **Moll,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Levy-Suhl** spricht über Hysterische und andere psychogene Erscheinungen, ihr Wesen und ihre soziale Bedeutung. (Der Vortrag ist in dieser Nummer ausführlich veröffentlicht.)

Donnerstag, den 29. Januar 1920.

Vorsitzender: Herr **Baerwald,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr **Albert Moll** spricht über Fortschritte der praktischen Psychologie. Herr **Piorkowski** spricht über Neue Methoden und Apparate der praktischen Psychologie. (Die Vorträge fanden mit gleichzeitiger Demonstration im Mollschen Institut für praktische Psychologie statt.)

Donnerstag, den 12. Februar 1920.

Vorsitzender: Herr **Moll,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Müller-Freienfels** spricht über Friedrich Nietzsche als psychologisches Problem. Beim Studium des Lebens und der Werke F. Nietzsches fällt in die Augen, dass ein Zwiespalt klafft zwischen dem „wirklichen" Nietzsche, d. h. jenem, den uns etwa die Biographen und seine eigenen Briefe erschliessen, und jenem Nietzsche, der sich in den Werken offenbart und den man den mythosen Nietzsche nennen kann. Dieses Problem bedarf um so mehr der Erklärung, als Nietzsche selber die Philosophie stets als Selbstbekenntnis des Philosophen bezeichnet. Der tiefste seelische Antrieb zu jener Spaltung liegt in dem ästhetischen Drang zur Steigerung des Lebens, der die innerste Lebenstendenz Nietzsches ist. In diesem

Drang verklärte er zuerst fremde Gestalten, die Griechen, Schopenhauer, Wagner. Als ihm besonders bei letzterem das Versagen der Wirklichkeit klar wird, sucht er sein Menschheitsideal in sich selbst; er will sich selber umschaffen zu einer neuen Persönlichkeit, der er sogar einen eigenen Namen: „Zarathustra" gibt. Wie tief er selber unter der Unmöglichkeit, dies Ideal zu erreichen, gelitten hat, davon redet fast jede Seite dieses dichterischen Hauptwerks. Dies Bedürfnis der ästhetischen Verklärung (samt seiner Ergänzung der ästhetischen Verzerrung) kennzeichnet auch die gesamte psychologische Beobachtungsweise Nietzsches. Er sieht stets nur „Fernbilder", „den" Menschen, „das" Weib, „den" Deutschen. In diesem Fernbild hält er zwar überraschend wesentliche Züge fest, die jedoch für den konkreten Fall versagen. Daher leidet dieser grosse Psychologe im Privatleben mit seiner Menschenkenntnis beständig Schiffbruch. Diese Art des Sehens lässt sich genetisch aus seiner Lebensweise, ev. auch seiner Kurzsichtigkeit und anderem ableiten. Nietzsche denkt in abstrakten Typen. Seine Erkenntnisse sind ästhetische Visionen, nicht exakte Tatsachenbefunde. Die Grenze gegen das Pathologische ist schwer zu ziehen. Pathologisch scheint vor allem das Gedächtnis, was sich durch manche merkwürdige Tatsache erweisen lässt. Aus Paramnesien dürfte sich vor allem die Lehre von der ewigen Wiederkehr erklären.

Donnerstag, den 26. Februar 1920.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann**.

Herr **R. W. Martens** spricht über das Wesen des Komischen und dessen psychologischen Eindruck. Die vorhandenen Erklärungen des Komischen erweisen sich als nicht umfassend und nicht speziell genug. Die Erfahrung zeigt uns, dass allen komischen Erscheinungen als gemeinsames Merkmal die Heiterkeit anhaftet. In den früheren Stadien der Völkerentwicklung bestand die Heiterkeit in dem Bejahen der Persönlichkeit den anderen gegenüber, also in den Kampfinstinkten. Urvölker, Kinder, Ungebildete freuen sich über das „Verprügeln" und „Eins auswischen"; ebenfalls über das Durchbrechen der Schranken von Anstand und Sitte in der Obszönität. Der Charakter der lebensbejahenden Heiterkeit bedingt, dass: 1. das Objekt ein kleines oder kleinliches sei, so dass wir uns ihm überlegen fühlen und ein Machtgefühl geniessen können; 2. dass jedes negative Moment im Komischen nicht zu intensiv wirke, denn sonst ist es mit der Freude vorbei; z. B. der Bucklige gilt uns nicht mehr für komisch, und das Obszöne darf nicht zu derb sein; 3. Leichtverständlichkeit und Kürze des Witzes.

Ferner zeigt uns die Beobachtung, dass jedes komische Gebilde aus zwei kontradiktorischen Vorstellungskreisen besteht und ausserdem aus dem „komischen Sprung", der uns aus der einen Vorstellungsgruppe in die andere bringt, was meistens durch ein doppeldeutiges Wort oder auch durch eine falsche oder unerwartete Beziehung geschieht.

Das Hinüberspringen aus der einen in die andere Vorstellung und die dabei ausgeübte weitere seelische Tätigkeit des Vergleichens und Erkennens von Aehnlichkeiten, oder unerwarte Unähnlichkeiten oder des falschen Subsumierens oder der Anwendung falscher Mittel zu einem beabsichtigten Zweck, alles dies trägt Spielcharakter; es geschieht frei, ohne realen Zwecken zu dienen, in idealer Weise; es wird nur wegen der Lust an dem eigenen Tun ausgeübt. Deshalb gehört das Komische, also auch Anekdote und Witz unter die Kunst, deren Wesenscharakter ein spielerischer ist. Nach dieser Feststellung können wir die uns geläufigen ästhetischen Gesetze auch auf Witz und Anekdote anwenden. So können wir als fünftes Moment des Komischen noch das Hilfsprinzip im Fechnerschen Sinne hinzurechnen, durch welches die komische Wirkung verstärkt wird.

Als Hilfsprinzip kann dienen: 1. ein feindseliger Ausfall auf den anderen; 2. Geistreichsein und Schlagfertigkeit; 3. der Sieg des Logischen und die Niederlage des Törichten; 4. befriedigtes Gerechtigkeitsgefühl; 5. das Paradoxe; 6. das Durchbrechen der sittlichen Schranken.

Diese Hilfsprinzipien werden sich bei längerer Beschäftigung mit der Materie noch vermehren lassen; doch müssen sie lebensbejahenden Charakter tragen.

Erwähnung der Theorie des Lachens bei Kant, Fechner und Schleich.

Das Humoristische stellt sich als edelste Gattung des Komischen dar und besteht in einer heiteren Weltanschauung, die das Komische in sich aufgenommen hat.

Donnerstag, den 11. März 1920.
Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann**.

Herr **Robert Hahn** spricht über Staatsbürgerliche Erziehung nach dem Verhältnis zwischen Seele und Staat.

Die neue Zeit fordert ein Umlernen auf allen Gebieten. In der Schule gilt das besonders für die Geschichte und alles Staatsbürgerliche. Die verzerrten Formen in denen die Freiheit, die Gleichheit und die Brüderlichkeit auftreten, fordern von der Schule gebieterisch erziehliche Massnahmen. Die bisher betriebenen staatskundlichen Belehrungen fanden nur einen schwachen Klangboden. Die Versuche, die Selbstregierung zu einer festen Einrichtung zu machen, sind fehlgeschlagen. Hier und da gewinnt der Gedanke des Arbeitsunterrichts Boden, der auch gesellschaftliche Tugenden pflegen will. Die Schwierigkeiten der staatsbürgerlichen Erziehung liegen darin, dass das Staatsleben nur aus der Geschichte heraus verständlich ist und seine Einrichtungen sichtlich beurteilt werden müssen; sie setzt alle Geschichtskenntnis und reiferes sittliches Urteil voraus, muss also bis zur Gesinnung vordringen. Es gilt, so auf die innere Regsamkeit der Schüler einzuwirken, dass sie sich als Tätige in den Werdevorgang des Staatslebens hineinversetzen. Man gewinnt die für diesen Erziehungszweig nötigen einfachen Richtlinien durch einen Vergleich des Seelenlebens mit dem Staat.

Als ausnahmslos geselliges Wesen zeigt der Mensch in seinem Seelenleben ein Muster des Gesellschaftslebens im Staate. Die Vorstellungen gleichen den Menschen, ihre Gegensätze den widerstreitenden Meinungen der Menschen. Die Verbindung der Teilvorstellungen zu einer Gesamtvorstellung ist ein Vorbild der Verbindung von Menschen, wenn dabei der Grundsatz der Arbeitsteilung verwirklicht wird, während die Begriffs- und Erkenntnisbildung der Entstehung der Gesellungen aller Art gleicht: Familie, Stände, Parteien. Innerer Zwist im Geiste wird beseitigt durch Nachdenken. So bemächtigen sich des Denkens und Wollens der Völker die großen Männer. Von höchster Bedeutung sind die Lehren vom Gleichgewicht der Kräfte beider Gebiete. Wie das seelische Gleichgewicht stets bedroht ist durch die Vorstellungsgegensätze, so das staatliche durch die natürliche Ungleichheit der Staatsbürger; wie dort gehemmte Vorstellungen stören, so hier gehemmte Volkskräfte. — Im Geiste wird Ordnung geschaffen durch die Bildung von Reihen und Reihengeweben, im Staate durch die Gliederung des Ganzen nach den Anlagen und Leistungen seiner Bürger durch die Staatsleiter. Sie dürfen bestimmte Volksgruppen weder unterdrücken noch künstlich heben. Beides rächt sich; die unterdrückten bedrohen das Ganze durch die in ihnen angesammelte Spannung, die gehobenen täuschen eine Kraft vor, die nicht besteht. Diese sinken bei Umwälzungen tiefer, als sie verdienen, und erheben sich bald zum Kampf gegen das Neue. Sie rechtzeitig an der richtigen Stelle einzuordnen, wäre die Aufgabe der Staatsleiter, um die Ordnung zu sichern; denn die Ordnung im Staate gründet sich auf die Ordnung im Geiste der Einzelnen. Daher heisst es: überall Gegensätze ausgleichen. Das ist letztlich nur durch die allseitige Anerkennung sittlicher Grundmächte zu erreichen. Willige Unterordnung zur Erhaltung und Förderung des Ganzen muss an die Stelle selbstsüchtiger Freiheitsstrebung treten. Das gilt besonders für die Erfüllung der Aufgaben, die sich ein Volk mit Rücksicht auf seine Eigenart stellt.

Wegen der festen Zusammenhänge zwischen dem Einzelnen und dem Volke bildet sich auch ohne besondere Massnahmen in jedem, also rein naturwüchsig, eine staatsbürgerliche Auffassung. Sie ist aber sehr roh und unvollständig und bedarf der Veredelung durch erziehliche Massnahmen. Der Heranwachsende erkennt, dass das Ziel des Staates das Wohl der Gesamtheit ist, dass sein Gefüge auf unwandelbaren sittlichen Mächten ruht. Geschichtliche Betrachtungen zeigen, ob der Staat bei seinem Ausbau sittlichen Leitgedanken folgte oder nicht in all den Verhältnissen, die im Sittlichen zwischen Menschen möglich sind. Er lernt die Verzweigtheit der menschlichen Bedürfnisse kennen und als Mittel der Befriedigung die Arbeit mit ihren körperlichen und geistigen Berufsarten. Die Belehrung und die herbeigeführte staatsbürgerliche Einsicht müssen den Weg zur Willensbetätigung finden. Die Selbständigkeit des Schülers soll sich üben und erproben nach den Grundsätzen der Selbstregierung im Arbeitsunterricht der umzuwandelnden Schule.

Donnerstag, den 12. April 1920.
Ordentliche Generalversammlung.
Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Donnerstag, den 29. April, 1920.
Vorsitzender: Herr **Baerwald**, Schriftführer: Herr **Westmann.**
Herr San.-Rat Dr. **Juliusburger** spricht über Guyau, Vererbung und Erziehung.

Donnerstag, den 14. Oktober 1920.
Vorsitzender: Herr **Baerwald**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Geh. San.-Rat Dr. **Moll**[1]) spricht über Steinach-Forschung und Homosexualität.

Donnerstag, den 28. Oktober 1920.
Vorsitzender Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Bobertag** spricht über Plan einer vergleichenden Gedächtnisuntersuchung. An der Aussprache beteiligen sich Herr Dr. Baerwald, Frl. Wolffheim, Frl. Zangi, Herr Dr. Levy-Suhl. Das Schlusswort hat Herr Dr. Bobertag.

Donnerstag, den 25. November 1920.
Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Baerwald** spricht über die Schwäche des deutschen Nationalgefühls als völkerpsychologisches Problem. Der Vortrag, der das fragliche, komplizierte Problem nicht erschöpfen kann, macht für die oft beklagte Minderwertigkeit uneres nationalen Empfindens drei Hauptgründe geltend:

1. In ungewöhnlichem Maße ist das deutsche Nationalgefühl durch konkurrierende, ihm zum Teil feindliche Ideale eingeengt worden. Das dynastische Empfinden, aus historischen Gründen in Deutschland besonders stark entwickelt, verbrauchte die Gefühle der Solidarität, die eigentlich dem Volksganzen gehörten, und riss sie später, als es unter der zunehmenden demokratischen Bewegung zu leiden begann, in seine Zersetzung mit hinein. Der Patriotismus der Einzelstaaten, das durch den Streit der Konfessionen zu höchster Energie aufgepeitschte Zusammengehörigkeitsgefühl der Kirchen tat dem deutschen Bewusstsein schwersten Abbruch. Die Arbeiterbewegung, die überall einen Proletarierstaat über den Völkern schuf, wurde im autokratischen Deutschland viel antinationaler als in den demokratischen Ländern. Solche Nebenideale aber wurden dem deutschen Volke doppelt gefährlich, weil es zum Doktrinarismus neigt und, sich in abstrakte Theorien verbeissend, nur allzu leicht die Hauptsache über Spezialtendenzen vergisst.

2. Schon Rousseau hat erkannt, dass sich Nationalgefühl nur in demokratischen Gesellschaften voll entwickeln kann. Es hängt das mit einem Gesetze unseres Gefühlslebens zusammen: Liebe und Anhänglichkeit sind mit Machtgefühl verschwistert, wir lieben viel mehr da, wo wir wohltun, mitwirken, unseren Einfluss geltend machen können, als wo wir passiv Wohltaten empfangen. In einem halb autokratisch regierten Lande wie Deutschland musste daher das Verhältnis des Bürgers zum Volke ein mechanisches, gefühlloses, äusserliches werden.

3. Der Deutsche, wie der Germane im allgemeinen, ist hemmungsreich, besitzt wenig Expansivität, Soziabilität und Mitteilungsdrang. Er neigt zu einem extremen Individualismus, der wie der Stirnersche und Nietzschesche das Individuum aus Originalitätssucht von allen überindividuellen Gefühlsrichtungen, zu denen auch die nationale gehört, fernzuhalten sucht. Unter so eigenbrödlerisch veranlagten Menschen kann sich jene gesellschaftliche Atmosphäre nicht bilden, die wie in England und Frankreich eine feste Disziplin über den Einzelnen ausübt und ihn zur wenigstens

[1]) Der Vortrag ist erheblich erweitert als Spezialarbeit erschienen und zwar: Behandlung der Homosexualität. Biochemisch oder psychisch? als Heft 5 der Abhandlungen aus dem Gebiete der Sexualforschung. A. Marcus & E. Webers Verlag. Bonn, Jahrgang 1920/21.

äusserlichen Teilnahme an allen Bestrebungen des Volkswillens verpflichtet. Die verringerte Mitteilungstendenz lässt unsere Kunst und Wissenschaft unverständlich und unzugänglich werden, so dass die wertvollsten und geistigsten Bande, die sonst den Einzelnen an sein Volk ketten, trotz des Reichtums unserer Kultur bei uns brüchig werden. Der Deutsche hat alles bloss „innerlich“, seinem Wesen fehlt das Propagandistische und Suggestive, so dass er im Zusammenprall mit viel flacheren und gehaltsloseren Auslandskulturen regelmässig den Kürzeren zieht.

Wird die Zukunft diese Krankheit heilen? Wir dürfen es für wahrscheinlich halten, denn für ein demokratisch gewordenes Deutschland werden die sämtlichen hier aufgezählten Schädigungen hinfällig; vor allem wird in einem Gemeinwesen, in dem jeder Bürger am Staatsleben mitwirkt, die öffentlichkeitsfeindliche, hyperindividualistische Isolierung unmöglich, die den gefühlsmässigen Zusammenhalt unseres Volkes so bröcklich werden liess.

An der Aussprache beteiligen sich Herr **Martens**, Frau **Alma v. Hartmann**, Herr **Ruthe**, Herr **Moll**, Herr **Westmann**, Herr **Hurwicz**. Das Schlusswort hat Herr **Baerwald**.

Donnerstag, den 9. Dezember 1920.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann**.

Herr Rechtsanwalt Dr. **Alsberg** spricht über die Psychologie im Gerichtssaal. Die Psychologie im Gerichtssaal sei gewissermassen zu einem Schlagwort geworden, indem von allen Seiten die Forderung aufgestellt werde, dass der Jurist neben seiner juristischen Schulung psychologische Schulung besitzen müsse. Sähe man nun zu, was die Vertreter dieser Forderung unter Psychologie verstünden, so müsse man bald erkennen, dass fast jeder damit etwas anderes meine. Wenn man z. B. zunächst einmal den Begriff Kriminalpsychologie betrachte, so sähe man, dass die verschiedenen Autoren unter Kriminalpsychologie etwas anderes verstünden. Gross habe in seinem bekannten Werk über Kriminalpsychologie unter Kriminalpsychologie schlechthin die Psychologie der Aussage verstanden, Sommer verstehe unter Kriminalpsychologie im wesentlichen das, was man sonst Psychopathologie oder Psychiatrie nenne. Wieder andere fassten Kriminalpsychologie in dem Sinne auf, dass der Einfluss der verschiedenen Faktoren auf die verbrecherischen Willenshandlungen geprüft werde. Wenn man von Psychologie im Gerichtssaal spreche, so müsse man 3 Fragegebiete unterscheiden: 1. Kriminalpsychologie in dem eben begrenzten Sinne; 2. Aussagepsychologie, d. h. Psychologie der Aussagen von Angeklagten und Zeugen, und 3. Psychologie in dem Sinne, an den der Laie zunächst denkt, nämlich an die psychologische Analyse des Menschen, wie sie sich bei den Klassikern der Weltliteratur fände. Man brauchte nur zu denken an Goethe, Shakespeare, Dostojewski. An diese Psychologie denke man auch, wenn man davon spreche, dass der Schauspieler psychologisches Verständnis haben müsse. In diesem Sinne sei Psychologie eine Gabe, die zwar durch die Erfahrung des Lebens gefördert werden könne, die aber bis heute kein Lehrfach sei und vielleicht nie ein Lehrfach werden könne. Wenn man die Forderung erhebe, dass der Psychologie im Gerichtssaal eine grössere Bedeutung beigegeben werde und dabei an Psychologie in dem letztbezeichneten Sinne denke, so könne man damit nicht verständigerweise die Forderung verbinden, dass hier ein besonderes Lehrfach zu schaffen sei. Lehrfach seien wohl die Kriminalpsychologie und die Aussagepsychologie, und beide hätten für den Gerichtssaal eine nicht unerhebliche Bedeutung.

Der Vortr. zeigte dann zunächst, wie die Kriminalpsychologie die individuellen Faktoren untersuche, die für das Zustandekommen des Verbrechens wesentlich seien, wobei er den Einfluss des Alkohols auf das Verbrechen erörterte, daneben die Bedeutung des Lebensalters und sonstiger Momente. Was die Psychologie der Aussagen angehe, so habe man früher zwischen wissentlich richtigen und wissentlich unrichtigen Aussagen unterschieden. Heute wisse man, dass die vermeintlich richtige, objektiv aber unrichtige Aussage dazwischen stehe. Es sei unmöglich, den Zeugenbeweis aus dem Prozess zu verbannen, aber die Aufgabe der Aussagepsychologie müsse es sein, die objektiv unrichtige, in gutem Glauben gemachte Aussage als falsch zu erkennen, mit anderen Worten: die Fehler der Aussagen in ihrer Ursache und in ihrem Umfang zu erforschen.

Die Wissenschaft zerlege die Aussage in ihre 3 Stadien: a) Wahrnehmung, b) Erinnerung, c) Vortrag im Gerichtssaal. Es müsse also zunächst unterschieden werden, zwischen der Gedächtnisherrschaft über altvorhandenen Besitzstand (Erinnerung) und zwischen der Merkfähigkeit, d. h. der Fähigkeit, neues Gedächtnismaterial zu erwerben (Wahrnehmung). Die Wahrnehmung gebe nicht immer ein objektives Bild des Tatbestandes. Ein Vorgang werde nur dann richtig wahrgenommen, wenn der Wahrnehmende für ihn Interesse habe. Der Fachmann nehme manche Vorgänge genauer wahr als ein anderer. Das mangelnde Interesse könne naturgemäss auf den verschiedensten Ursachen beruhen. Eine grosse Rolle spiele dabei die Ermüdung. Deshalb sei es wichtig, in allen Zweifelsfällen die Umstände festzustellen, unter denen die Wahrnehmung gemacht ist. Ebenso wie mangelndes Interesse der Wahrnehmung schädlich sein könne, so könne auch ein zu grosses Interesse von Schaden sein. Es sei bekannt, dass bei grosser Aufregung falsche Wahrnehmungen gemacht würden. Die Fehler der Wahrnehmung könnten auch auf Sinnestäuschung beruhen. Die Psychologie habe experimentell festgestellt, dass besonders viele Fehler bei Schätzungen vorkämen, sei es, dass es sich um Schätzungen von Zeiten handele, sei es um Schätzungen von Entfernungen. Kürzere Zeiten bis zu einer Minute würden meist überschätzt, grössere Zeitstrecken von 10 Minuten an aufwärts meist unterschätzt. Der Zeuge sage nun über seine Wahrnehmungen auf Grund seiner Erinnerungen aus. William Stern und seine Nachfolger glaubten, den Nachweis erbringen zu können, dass Fehler der Erinnerung die Regel, nicht die Ausnahme seien. Fehler der Erinnerung entstünden durch Schwinden einzelner Teile aus der Erinnerung, wobei nebensächliche Umstände leicht schwänden, um neuen Eindrücken Platz zu machen. Dabei müssten die entstehenden Lücken ausgefüllt werden, und dies geschehe oft in der Weise, dass die entfallenden Teile der Wahrnehmung durch solche ersetzt werden, die gewöhnlich nach den Umständen erwartet werden, und die die Lücken am besten und logischsten ausfüllen. Dadurch könnten naturgemäss sehr grosse Fehler entstehen. Eine grosse Rolle spiele bei der Gestaltung der Zeugenaussage auch die Suggestion, was der Vortr. im einzelnen auch im Hinblick auf die daraus sich für die Befragung des Zeugen ergebenden Konsequenzen erläuterte.

Fehler der Aussagen könnten entstehen 1. durch Verwirrung, 2. durch Wichtigtuerei, 3. durch Sensationslust und 4. durch ein zu grosses Interesse an der Sache. Besonders schwierig sei die Bewertung der Kinderaussage. Sie sei gewiss unzuverlässig, aber es gehe zu weit, sie, wie das Baginsky gefordert habe, völlig aus dem Gerichtsverfahren auszuscheiden.

Was sodann die Bedeutung des psychologischen Experiments angehe, so könne das Experiment beweisen, entweder im allgemeinen oder beim einzelnen Menschen. Für die allgemeine Bewertung der Aussage habe das Experiment wertvolles Material geliefert, aber auch beim einzelnen Menschen könne das Experiment unter Umständen grosse Bedeutung für die Bewertung seiner Aussage gewinnen. In mancher Beziehung sei das Experiment einfach; z. B. könne der Untersuchungsrichter sehr wohl, wenn er die Entfernungen kenne, die von seinem Zimmer aus zu sehen sind, bei dem Zeugen feststellen, ob er einigermassen richtig Entfernungen zu schätzen wisse. Zuweilen werde im Gerichtssaal auch das Experiment von Parteivertretern gefordert, wo es gar nichts beweisen könne. In einem Mordprozess habe eine Zeugin beschworen, dass der Angeklagte seinen Revolver noch einmal an den Hals der von ihm Verwundeten angelegt habe. Der Verteidiger habe beantragt, einen Versuch darüber zu machen, ob die Zeugin richtig wahrnehme. Für die richtige Wahrnehmung in dem zu beurteilenden Falle würde aber dieses Experiment keine Bedeutung gehabt haben. Ein sehr interessantes Experiment sei in dem vom Vortr. seiner Zeit geführten Prozess Dr. Riedel gemacht worden. Dort habe eine Belastungszeugin ausgesagt, sie sei von dem Angeklagten in ein Zimmer genommen worden, wo er sich mit ihr vergangen habe. Der Angeklagte hatte dagegen behauptet, dass die Zeugin in dieses Zimmer nur hineingesehen, es aber nicht betreten habe. Das Gericht habe in der ersten Verhandlung aus der genauen Beschreibung des Zimmers durch die Zeugin den Schluss gezogen, dass sie notwendigerweise in dem Zimmer gewesen sei. Eine Untersuchung der Merkfähigkeit der Zeugin habe ergeben, dass sie eine hypernormale Merkfähigkeit gehabt habe. Diese Tatsache in Verbindung mit der weiteren Tatsache, dass die Zeugin gerade denjenigen

Teil des Zimmers nicht genau beschrieben habe, der vom Flur aus schlecht zu sehen war, habe bei der neuen Verhandlung zur Freisprechung geführt. Das Reichsgericht erkläre das Experiment im Gerichtssaal zwar für zulässig, aber lasse es vom Ermessen des Richters abhängen, ob es vorgenommen werde. Der Vortr. erörterte dann die verschiedenen psychologischen Methoden, um die Zuverlässigkeit der Aussagen festzustellen, wobei er namentlich die Bedeutung der Hypnose für den Gerichtssaal und die sog. Tatbestandsdiagnostik klarlegte, und des weiteren die verschiedenen Methoden der Intelligenzprüfung. Wichtiger als solche Experimente sei aber für Richter, Staatsanwalt und Verteidiger die Kennntnis der allgemeinen psychologischen Regeln, die auf das Experiment oder die Erfahrung zurückzuführen seien. So müsse der Richter wissen, dass die Erinnerung an Farben und an Formen im allgemeinen eine schlechte sei, dass Erwachsene mehr Sinn für Gesamteindrücke, Kinder mehr für Einzelnes hätten, dass auf die Erinnerungsfähigkeit die Wiederkehr begleitender Umstände belebend wirke. Wichtig sei auch z. B. die Regel, dass auf jeden Zeugen stark suggestiv der Gedanke wirke, dass der als Schuldige ihm zur Rekognoszierung Vorgeführte tatsächlich der Schuldige sei. Die wichtigsten psychologischen Regeln verdankten wir der Erfahrung der Seelenärzte.

Zum Schluss seines Vortrages betont der Vortr., dass die Psychologie sich nicht beschränken dürfe auf die Strafgerichtssäle, sie spiele ebenso in den Zivilprozessen eine Rolle. Was speziell den Ehescheidungsprozess angehe, so müsse dahin gestrebt werden, eine besondere Ehepsychologie zu begründen. Der § 1568 Bürgerlichen Gesetzbuchs, der den Hauptscheidungsgrund darstelle, verlange vom Richter geradezu eine Untersuchung des seelischen Zustandes der Ehe. Die Erfahrung lehre aber, dass in dieser Beziehung viel zu wenig geschehe. Die Gerichte seien geneigt, sich lediglich an die äusseren Vorgänge zu halten und in Ehebrüchen, Misshandlungen und Beleidigungen die Ursache der Zerrüttung des ehelichen Lebens zu finden, ohne überall nachzuprüfen, inwieweit solche Vorgänge lediglich die Folge einer von dem anderen Ehegatten ausgeübten seelischen Tortur sei.

Donnerstag, den 13. Januar 1921.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **J. Lewin** hält eine Gedächtnisrede auf Wilhelm Wundt mit besonderer Berücksichtigung seiner Verdienste um die Psychologie.

Donnerstag, den 27. Januar 1921.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Schneickert** spricht über das soziale Elend, das Verbrechen und der soziale Selbsterhaltungstrieb.

Donnerstag, den 10. Februar 1921.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Geh. San.-Rat Dr. **Friedemann** spricht über Die Psychologie der Simulation.

Herr **Friedemann** führte aus, aus welchen Motiven heraus von jeher und zu allen Zeiten Menschen physische und psychische Krankheiten vorgetäuscht haben. Er erwähnte u. a. Odysseus und David. Das Motiv besteht oft darin, dass der Betreffende einer drohenden Gefahr entgehen, sich irgend einer Pflicht oder verdienten Strafe entziehen will, auch wohl darin, Interesse für seine Person zu erwecken, gewisse persönliche Vorteile zu erringen. Der Vortragende unterscheidet eine Simulation im positiven Sinne. Sie kann darin bestehen, dass durch die Vortäuschung von Zuständen, durch Selbstverstümmelung oder Gifte Krankheitszustände hervorgerufen werden (Nikotin, Aspirin, Tetrahydronaphthalin). Aber zu unterscheiden ist von der eigentlichen Simulation die Aggravation, d. h. die Uebertreibung von Symptomen bei bestehenden Krankheiten. Von dieser positiven Simulation ist zu unterscheiden die Simulation in negativem Sinne, auch Dissimulation genannt. Hier stellen sich Kranke aus irgendwelchen Motiven: z. B. Geisteskranke, um nicht in die Anstalt zu kommen, Eisenbahn-

angestellte, die farbenblind sind, suchen dies, um die Stelle nicht zu verlieren, zu verbergen; Kriegsfreiwillige haben, um in das Heer eingereiht zu werden, vielfach bestehende Krankheiten verheimlicht. Aehnliches kommt bei Ehestandskandidaten vor, die dem andern Teil gesund erscheinen wollen trotz bestehender Krankheit. Auch Kain ist hierher zu zählen.

In der Natur kommt Simulation in der Form der Mimikry vor. Sie zeigt sich in allen Lebensaltern vom Säugling bis zum Greisenalter. Angebliche Schulkopfschmerzen, Kündigungskrankheiten von Angestellten u. dgl. gehören ebenfalls zur Simulation.

Von inneren Krankheiten werden Herzleiden simuliert, und zwar gewöhnlich durch absichtliche Exzesse im Tabak- oder im Liebesgenuss. Häufig werden Magen- und Darmkrankheiten simuliert, indem verschlucktes Blut erbrochen und Blutbrechen vorgetäuscht wird. Nierenerkrankungen werden durch Zusatz von Eiweiss im Urin vorgetäuscht. Von Erkrankungen des Zentralnervensystems werden gewöhnlich Epilepsie und Geistesstörungen zur Simulation gewählt, Tobsucht (das Spielen des wilden Mannes vor Gericht). Von einigen Psychiatern wird behauptet, dass jeder eine Geisteskrankheit Simulierende auch wirklich einen geistigen Defekt hat. Blindheit beider Augen wird seltener, häufiger die eines Auges simuliert. Hingegen kommt doppelseitige Taubheit als Simulation öfters vor. Nicht selten findet sich Simulation von Harn- und Geschlechtskrankheiten, und auffallend oft werden Bewegungsstörungen und Neuralgien, auch Anästhesien vorgetäuscht.

Der Vortrag, der durch das reiche mitgeteilte Tatsachenmaterial den erfahrenen Praktiker zeigte, führte zu einer lebhaften Aussprache.

An der Aussprache beteiligen sich die Herren Gumpertz, San.-Rat Dr. Müller Westmann. Das Schlusswort hat Herr Friedemann.

Donnerstag, den 24. Februar 1921.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. Alfons **Goldschmidt** spricht über Die Psychologie der ökonomischen Diktatur in Sowjet-Russland.

Donnerstag, den 10. März 1921.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Landgerichtsdirektor Dr. **Hellwig** spricht über Die Frau als Richter vom Standpunkt der forensischen Psychologie.

Donnerstag, den 1. April 1921.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Ordentliche Generalversammlung.

Donnerstag, den 28. April 1921.

Vorsitzender: Herr **Baerwald**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Moll** spricht über Denkfehler im Okkultismus. Im Anschluss daran wählt die Psychologische Gesellschaft einen Ausschuss zur exakten Untersuchung gewisser okkulter Phänomene.

Donnerstag, den 26. Mai 1921.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Frl. Hilde **Hecker** spricht über Die Erziehungsgedanken von Dr. Maria Montessori.

Donnerstag, den 20. Oktober 1921.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Baerwald** spricht über Arbeitsfreude, ihre psychologischen Bedingungen und künstliche Weckung. Der Vortrag bietet einen Teilauszug aus dem in kurzem erscheinenden Buche des Vortragenden: „Arbeitsfreude und andere Beiträge zur psychologischen Lebenskunst". (Verlag J. C. Hinrichs, Leipzig.) Die Lust an unserer Arbeit und unserem Beruf wird uns, mehr als durch schlechte Arbeits-

technik, durchkreuzt und vergällt durch „schlechten Willen". Allerlei schiefe oder störende Ideale suchen uns mit unserer Tätigkeit unzufrieden zu machen, teils persönliche, die uns als ungeeignet oder „zu schade" für unseren praktischen Beruf darstellen, teils abstrakte, die den Genuss als vornehm, künstlerisch, erlösend, die zweckvolle Arbeit dagegen als plebejisch und philiströs erscheinen lassen. Romantische und pessimistische Philosophie haben in dieser Hinsicht gesündigt. In hohem Maße kann die Arbeitsfreude gehoben werden durch planvolle Autosuggestion, die die Lichtseiten und Interessepunkte hervorhebt und unterstreicht, an denen es selbst der langweiligsten Tätigkeit nie völlig mangelt. Unter den technisch-psychologischen „Kniffen", durch die man sich seine Arbeit geniessbarer machen kann, sei als wichtigster erwähnt die Teilung der Tätigkeit in möglichst kleine Abschnitte, die Ablenkung der Aufmerksamkeit vom fernen „Endziel" und ihre Hinlenkung auf das unmittelbar voriegende „Momentziel". Selbst ganz triviales Tun wie Ankleiden, Staubwischen, Abschreiben, Sprechen kann genussreich werden, wenn man es nicht als lästige, rasch zu erledigende Durchgangsstufe ansicht, sondern in ihm aufgeht und jedem Einzelwort, jeder Einzelbewegung ihr zukommendes Aufmerksamkeitsquantum gönnt, so dass sie exakt und präzis abläuft und das Gefühl des Könnens und Gutmachens in uns auslöst. Alles kann Vergnügen werden, wenn man es ebenso zum Selbstzweck werden lässt wie es das Vergnügen zu sein pflegt. — Frohe Arbeit wirkt kraftsparend, Interesse und Arbeitsfreude bilden daher, trotz Kraepelins nur teilweise begründetem Einspruch, den besten Schutz gegen Ueberbürdung und Ueberanstrengung.

Donnerstag, den 3. November 1921.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Frl. Nelly **Wolffheim** spricht über Handfertigkeiten als Erziehungsmittel für das nervöse Kind.

Donnerstag, den 17. November 1921.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr San.-Rat Dr. **Juliusburger** spricht über Ludwig Feuerbach als Sexualpsychologe.

Donnerstag, den 8. Dezember 1921.

Vorsitzender: Herr Dr. **Baerwald**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Flatau** spricht über Willensfreiheit. (Der Vortrag erscheint ausführlich in der nächsten Nummer dieser Zeitschrift).

Donnerstag, den 12. Januar 1922.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Moll** spricht über Psychologische Betrachtungen zum Kleppelsdorfer Mordprozess mit Berücksichtigung der hypnotischen Verbrechen.

Donnerstag, den 23. März 1922.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr R. W. **Martens** spricht Zur Aesthetik des Lichtspiels. Die Gebrüder Lumière haben 1896 ein Verfahren entdeckt, durch kurz aufeinanderfolgende Momentphotographien einen Vorgang aufzunehmen und diese Photographien wieder auf einem diaphanen Zelluloidstreifen (Film) vermittelst der laterna magica in gleicher Reihenfolge auf eine weisse Fläche zu werfen, wodurch sich für das menschliche Auge der Vorgang wieder abrollte. — Die französische Erfindung wurde aber erst zu einer epochemachenden Sache, indem sie die laterna magica mit hinzuzog, und diese ist von dem deutschen Jesuitenpater Anastasius Kirche, der 1601—1680, zuletzt in Rom lebte, konstruiert worden. Vermöge der kinematographischen Vorführung kann eine menschliche Handlung bildhaft dargestellt werden, und somit ist durch dieses Mittel für den Dramatiker ein Feld gegeben. Es ist möglich, im Atelier eine Szene durch Schauspieler genau so spielen zu lassen, wie es in in der Absicht des Dramatikers liegt und auf der Bühne auch immer geschehen ist. Sie kann photographisch festgehalten

werden. Deshalb liegt hierin eine Unterart der dramatischen Kunst vor. Allerdings fehlt das wichtigste Ausdrucksmittel, die Sprache; — was Anlass gegeben hat, die Zugehörigkeit des Lichtspiels zur Kunst überhaupt zu bestreiten. Aber es finden sich wiederum andere Mittel, den Schaden wett zu machen: sobald die zum künstlerischen Vorwurf gewählte Handlung durchsichtig und in ihrem Verlauf wahrscheinlich, oder gar notwendig ist, so dass sie verständlich wirkt und eingesehen werden kann, wird jeder sprachliche Kommentar überflüssig. — Die „Titel“ sind nur ein Notbehelf, und dürfen sich etwa zu keinen Stellen aus einem Romankapitel oder zu einem Stück Dramendialog auswachsen; denn damit würde das Lichtspiel die ihm eigentümlichen Ausdrucksmittel für unzureichend erklären und sich angewiesen zeigen auf die Ausdrucksformen fremder Künste. Das Lichtspiel verfügt ausschliesslich über die Mittel der Malerei und muss diese ebenso anwenden, wie es die Maler und Bildner auch tun. Dadurch wird allerdings das Stoffgebiet des Lichtspiels beschränkt: Intellektuelle Themen, wie sie beispielsweise Ibsen behandelt, fallen von vornherein hinweg; und solche Stoffe werden sich zunächst am besten eignen, deren Ausdrucksart möglichst elementar vor sich geht, d. h. also die Taten der Menschen auf primitiven Kulturstufen, und weniger die differenzierten Handlungen eines weitentwickelten Wesens. Durch eine Liebesumarmung, wie durch einen Mord gibt sich die Gesinnung der Handelnden am deutlichsten kund. Mit der Zeit jedoch werden die Dichter die Mittel ihrer jungen Kunst immer besser zu handhaben lernen und ihr Stoffgebiet erweitern können. Eine weitere Möglichkeit, die fehlende Sprache zu ersetzen, ist die Mimik, also die Veränderungen in den Gesichtszügen und der Körperhaltung: — was sich aber der Natur der Ausdrucksbewegungen zufolge nur auf die Aeusserung der Erscheinungen aus der Gefühls- und Willenssphäre, aber nicht auf die Gedankenwelt bezieht. Jedoch wird die Verbindung der bildhaften, aus sich selbst erklärbaren Handlung mit der Mimik in Zukunft weitere Fortschritte zeitigen: von einer jungen Kunst kann unmöglich dieselbe Vollkommenheit verlangt werden, wie sie jetzt die Bühnendramatik aufweist, die eine Entwicklung von mehr als tausend Jahren hinter sich hat. Ethnologisch betrachtet werden bei Neuschöpfungen immer die Strukturen der ihnen verwandten, schon bestehenden Einrichtungen wahrgenommen; so zeigen die ersten Eisenbahnwagen die Form der damaligen Kutschwagen, und das jetzige Filmdrama bedient sich der Bildungen der Wortdramatik und der Romane. Die organisch bedingte Stilart hat sich immer erst allmählich herausgebildet. Da nun der Hauptunterschied des Films vom Wortdrama in seiner malerischen Wesenheit liegt, so wird dieser an der Gestaltung des neuzubildenden Organismus auch ausschlaggebend sein. Daher kann im Lichtspiel der Botenbericht des Bühnendramas keinen Platz finden und muss durch die Vorführung der geschehenen Ereignisse ersetzt werden. Der Monolog im Lichtspiel wirkt dagegen, da er nur aus Mimik besteht, bedeutend naturnäher, als der Sprechmonolog, aber es ist ihm versagt, intellektuelle Dinge mitzuteilen.

Die Verwandtschaft mit der Malerei gibt uns ferner den Hinweis, dass zur Lösung vieler Probleme des Lichtspiels die Erörterungen über entsprechende, malerische Momente herbeigezogen werden können, z. B. bei der Darstellung von Katastrophen, wie Brand, Schlacht und ähnlichen. Die Malereiästhetik hat uns gelehrt, dass die Alpenwelt in einem Gemälde nicht erschöpfend dargestellt werden kann, weil sie eine Vorstellungsgruppe ist, die durch viele Wahrnehmungen von Alpenbergen und Gletscherfeldern und Abgründen usw. zustande gekommen ist. Genau so ist nun unsere Vorstellung von einem Brande und von der Schlacht auch hervorgerufen worden; deshalb können von den einzelnen Wahrnehmungsmomenten diejenigen ausgewählt werden, die transitorischer Natur sind und die sich für das Lichtspiel gut darstellen lassen. Werden diese gegeben, ergänzt die Phantasie die übrigen nicht darstellbaren selbsttätig. Es liegt theoretisch die Möglichkeit vor, im Lichtspiel nur das Abbild der wirklichen Dinge zu geben, und nicht, wie bei der Bühne mit künstlich hergerichteten Pappkulissen usw. zu arbeiten, — aber praktisch stellen sich viele Hindernisse oft dagegen, z. B. die weiten Reisen in die entfernten Gegenden oder die für die Momentphotographie zu geringe Beleuchtung in den Innenräumen, — kurz, der zu grosse Kostenaufwand, so dass doch wieder zu künstlichem Aufbau und der Atelierkunst gegriffen werden muss. Das künstliche Hervorbringen im Atelier ermöglicht auch einen anderen Kunststil hier zur Geltung kommen zu lassen, als den realistischen, nämlich den Expressionismus.

Die Zukunft des Lichtspiels wird — nach Ueberwindung der „Kinderkrankheiten“, des Sensationellen und der Trick- und Zirkuskünste — darin gipfeln, dass sie sich das zu ihrem Vorwurf wählt, was der Inhalt jeder anderen grossen Kunstgattung ist, die Darstellung des menschlichen Wesens und Schicksals — gleichviel ob naturalistisch oder expressionistisch — die inneren Zusammenhänge zwischen Charakteren und Schicksal, und das Bild des Leidens und Strebens der Menschen. —

Gelingt es ausserdem der ewig fortschreitenden Technik die natürlichen Farben dem Lichtbilde zu geben und vielleicht auch die Perspektive hineinzubringen, und es mit einer vervollkommneten Sprechmaschine zu verbinden, so wird solcher Apparat zweifellos das Theater der Zukunft bedeuten.

Herr Professor Richard **Hennig** spricht über Beobachtungen an einem Fall von abnormem Zahlengedächtnis. Es handelt sich um ihn selbst. Besonders ausgeprägt ist das Gedächtnis für Daten. Zahlen merkt er sich sehr häufig so, dass er sie in ein Datum zerlegt, z. B. 18847 in 18. 8. 47. Diese eigentümliche Fähigkeit hat sich eher weiter entwickelt, als dass sie beim Aelterwerden abgenommen hätte. Zahlreiche Fragen, die aus der Gesellschaft an ihn gerichtet werden über Geburtstage berühmter Personen oder deren Ehefrauen, politische Ereignisse, werden richtig beantwortet.

---

# Buchbesprechungen.

**H. v. Hug-Hellmuth.** Aus dem Seelenleben des Kindes. Eine psychoanalytische Studie. Schriften z. angewandt. Seelenkunde, herausgeg. von S. Freud, Leipzig und Wien, Franz Deuticke, 1913, 170 S.

Die Verfasserin, die sich erst gegen Schluss der Arbeit als „Tante Hermiae“ zu erkennen gibt, ist eine begeisterte Anhängerin der Freudschen Lehre und sucht die Freudschen Anschauungen für die Entwicklungsgeschichte des kindlichen Seelenlebens fruchtbar zu machen. Als Beobachtungsobjekt dient ihr ein eigener Neffe, daneben aber auch das in den Schriften von Preyer, Scupin, Stern, Goltz u. a. niedergelegte Material. Dabei zeigt sich dem unbefangenen, nicht auf Freud gläubig eingeschworenen Leser insofern eine greifbare Differenz, als das von dem eigenen Neffen gewonnene Beobachtungsmaterial sich in der Tat sehr leicht in die Freudsche Anschauungsweise einzufügen scheint, während die Ergebnisse der psychologischen Kinderforschung nur durch einen Gewaltakt der Interpretation im Sinne der Freudschen Lehren gedeutet werden können.

Der erste Abschnitt des Werkes behandelt die Säuglingszeit, und zwar die Anfänge der Sinnesfunktionen, des Willenslebens und der Verstandesentwicklung, ferner die Entwicklung der Sprache, die Keime der ethischen Gefühle und die Träume. Es versteht sich von selbst, dass in allen diesen Darstellungen das sexuelle Moment im Vordergrunde steht, da ja die Verfasserin zur Deutung aller seelischen Erscheinungen sich des „untauglichen Mittels, auf der Seele Urgrund zu schauen, der psychoanalytischen Forschung“ bedient. Der Muskelsinn wird auf diese Weise zur Muskelerotik, der Hautsinn zur Hauterotik, die Ausscheidungsfunktionen zur Urethral- und Analerotik. Dabei schreckt die Verfasserin vor den unglaublichsten Argumentationen nicht zurück. Der Sexualverkehr der Mutter während der Gravidität soll durch die Erschütterungen des mütterlichen Uterus (!) zu einer verstärkten Sexualität der Kinder führen, wie sie sich schon in den allerersten Tagen des kindlichen Lebens in den starken Kratzgelüsten vieler Säuglinge (!) zeigen soll. Das Daumenlutschen der Kinder wird als eine Aeusserung des Sexualtriebes erkannt, weil „bei dem durch die ganze Nacht fortgesetzten Lutschen sich am Morgen an den Fingern der dem weiblichen Genitale spezifische Geruch bemerkbar macht“, die Freude an diesem Geruch stamme wahrscheinlich von Geruchserinnerungen aus dem uterinen Zustand her. Ebenso soll die Freude der Säuglinge am Baden auf eine dunkle Erinnerung an einen fötalen Zustand zurückzuführen sein. Die gelegentliche Grausamkeit mancher Kinder gegenüber den Personen, denen sonst ihre Zärtlichkeit zuteil wird, führt die Verfasserin um deswillen auf einen sexuellen Ursprung zurück, weil bei ihrer Befriedigung „des Kindes Züge ebenso Aufleuchten und Verzerrung zeigen, wie die des Erwachsenen in sexuellem Genusse“.

Wobei die Frage offen bleibt, wie viele Personen die Verfasserin oder auch die übrigen Anhänger der Freudschen Schule in bezug auf ihre Gesichtszüge beim sexuellen Genuss zu beobachten Gelegenheit hatten.

Dass das Interesse für die eigenen Defäkationsprodukte, das sich bis zur ausgesprochenen Koprophilie steigern soll, bei keinem Kinde fehlt, wird der Verfasserin nicht leicht ein unvoreingenommener Beobachter zugeben. Ebenso dürfte die Auffassung, dass das sich Steifmachen der Kinder beim Trotz ein Symptom der Muskelerotik sei, einer an den Haaren herbeigezogenen Analogie seinen Ursprung verdanken. Interessant ist die Angabe der Verfasserin, dass sie selbst als Kind von 2—4 Monaten an heftigen Anfällen hysterischer Natur gelitten habe, deren Folgewirkungen in Gestalt eines nervösen Kopfschmerzes sich bis ins spätere Alter bemerkbar machten und erst durch die Psychoanalyse eines Traumas beseitigt wurden.

Der zweite Abschnitt des Werkes ist der Spielzeit gewidmet. Auch dieser Teil stellt sich als eine Sammlung erotischer Kindheitsanekdoten dar, dessen Inhalt trotz der wissenschaftlichen Kapitelüberschriften nur in einem losen Zusammenhange mit dem Thema der kindlichen Seelenentwicklung stehen. Nach dem Vorangegangenen darf es nicht wundernehmen, dass das Treppensteigen infolge der Anspannung der Schenkel und Bandmuskeln sexuelle Gefühle auslöst, dass beim Schleudern und Werfen eine sadistische Regung zum Ausdruck kommt, dass die Furcht der Kinder vor dem Haarschneiden auf den „Kastrationskomplex" zurückzuführen ist. Die Tatsache, dass das Gedächtnis des Erwachsenen für die Zeit vor dem dritten bis vierten Lebensjahre versagt, wird auf eine absichtliche Verdrängung zurückgeführt. Die Lust am Aufknacken gewisser Kapselfrüchte und Knospen, ist die Folge der kindlichen Sexualtheorie, nach der die Geburt durch spontanes Aufplatzen des Leibes oder durch gewaltsames Aufschneiden zustandekommt. Aus der Beobachtung des elterlichen Geschlechtsverkehrs schöpft der Knabe ein starkes Selbstbewusstsein, „ein Menschengelüste, das sich dann in den Tagesspielen als Wildheit und ungebärdiges Wesen kundtut". Die Neigung der Kinder für stille Winkel, ist durch Mutterleibsphantasien zu erklären; und die Zerstörungswut des Kindes knüpft an Erinnerungsspuren aus dem intrauterinen Zustand an (!).

Besonders charakteristisch ist, dass der 4—6jährige Neffe der Verfasserin nach den mitgeteilten Beobachtungen offenbar sein ganzes Interesse auf das „Wischi" und „Zipferl", auf Klystiere, Klosetts und den Geburtsakt konzentriert und sich mit nichts anderem zu beschäftigen scheint. So wird seine Neigung verständlich, durch Aussprechen von Labial- und Gutturallauten, der Lippen- und Gaumen-Erotik zu frönen und sich bei der Verfasserin „anzutanten" oder „anzuherminen". Auch die Kunst im Leben des Kindes bewegt sich in Mutterleibsphantasien, sowohl in seinen Zeichnungen („Eisenbahnzüge ohne Klosette mit riesigem Rauchfang und einer Unmasse entsrömenden Rauches usw."), wie auch in seinen selbsterdachten Erzählungen (vom „Lochbohrer" usw.) und in seinen Träumen („Johanna, zeig mir deinen Popo" u. a.). Es erscheint das als ein Beweis dafür, „dass das Denken und Sinnen des Kindes schliesslich nur das Milieu des Erwachsenen widerspiegelt, in dem sie aufwachsen. In diesem Sinne ist das vorliegende Werk als ein lehrreicher, wenn auch abschreckender Beitrag zur Aufklärung über das geistige und sittliche Milieu der Wiener psychoanalytischen Schule von Bedeutung.

L. Hirschlaff, Berlin.

Im Jahre 1921 erschien eine erweiterte Auflage der von L. Hirschlaff besprochenen Schrift. Ich schliesse mich bei dieser neuen Auflage der scharfen Kritik Hirschlaffs an. Ich empfehle die Arbeit allen, damit sie die Ausartungen der sexuellen Psychoanalyse kennen und Kritik üben lernen. Dieselbe Kritiklosigkeit und Phantastereien der Autorin finden sich auch hier.

Dr. Albert Moll.

**Max Kemmerich:** Gespenster und Spuk. Verlag Hans Lhotzky, Ludwigshafen am Bodensee 1921. — Preis geh. 48.— Mk., geb. 70.— Mk.

Nach grossen Kriegen, verheerenden Epidemien und ähnlichen Katastrophen ist die übriggebliebene Menschheit von jeher in erhöhtem Maße geistigen Massenerkrankungen ausgesetzt gewesen. Was im Mittelalter die Flagellantenzüge, die Tanzwut und ähnliche Psychosen waren, das wirkt sich heute in einer Massenneigung für okkultische und mystische Probleme oder für ein weltfremdes philosophierendes Aesthetentum (Anthroposophie, Schule der Weisheit usw.) aus. Niemals seit Jahrzehnten hat der Aberglaube in jeder nur denkbaren Form so hoch im Kurse gestanden wie gegen-

wärtig. Betriebsame Leute in nicht geringer Zahl machen sich diese krankhafte Neigung der Menge zunutze und kommen ihr mit Schriften, Vorträgen usw. entgegen, die auf die Verwirrung der Geister spekulieren und sie beständig noch erhöhen.

Das vorliegende Buch eines in der wissenschaftlichen Welt wegen seiner absoluten Kritiklosigkeit seit langem nicht eben rühmlich bekannten Verfassers ist eines der allerunerfreulichsten Beispiele für derartige volksverdummende Bestrebungen. Gleichviel, wie der Autor selbst zu der schwierigen Materie steht, über die er schreibt, es ist schlechterdings unverantwortlich, dass ein Mann, der es angeblich mit der Wissenschaft ernst meint, ein Buch für das grosse Publikum über ein unendlich heikles, wissenschaftlich grösstenteils ungeklärtes und hartumstrittenes Gebiet psychologischer Forschung im denkbar seichtesten Feuilletonstil schreibt. Dieses Buch kommt dem Geschmacke derer, die nicht alle werden, in unerlaubt weitgehendem Maße entgegen, reisst in anmassendem Tone alle Forscher herunter, die den Kampf gegen den blinden Aberglauben aufgenommen haben oder auch nur zur Vorsicht im Urteil mahnen, und wird grade wegen seiner aggressiven Schreibweise und wegen seiner „Berliner" Schnoddrigkeit (sollte der Verfasser wirklich ein Süddeutscher sein?) aller Wahrscheinlichkeit nach wohl einen grossen buchhändlerischen Erfolg haben — was bekanntlich ganz und gar kein Beweis für den Wert eines Werkes ist (oft im Gegenteil!), was aber dem Verfasser wohl die Hauptsache sein wird. Kemmerich hat einmal früher ein ganz amüsantes Buch über die „menschliche Dummheit" geschrieben, — nun, sein neuestes Buch ist ein Beweis dafür, dass er auf diesem Gebiete wirklich sachkundig ist und dazu blendend gut versteht, wie man menschliche Dummheit in bare Münze umsetzt.

Wer nach Kemmerichs „Gespenster und Spuk" in der Hoffnung greift, einen wenn auch noch so bescheidenen Beitrag zur Klärung einer alten wissenschaftlichen Rätselfrage zu erhalten, wird schwer enttäuscht werden. Ganze 510 Seiten ist — bei der heutigen Papiernot! — dieses Buch stark; auf keiner von ihnen findet sich ein noch so geringer Anlauf, dem Thema mit wissenschaftlicher Kritik beizukommen, oder auch nur die bescheidenste eigene Untersuchung beizusteuern. Das Ganze ist ein wüstes Kompilatorium von einigen hundert möglichen und unmöglichen gruseligen Geschichten, die andere schon früher berichtet haben. Wenn der Verf. sich darauf beschränkte, gut untersuchte und zuverlässig geprüfte Fälle zu erzählen, zu kommentieren, die Ergebnisse streng kritischer Forschung mitzuteilen und gegeneinander abzuwägen, könnte man sich diese Methode, ein dickes Buch zusammenzuschreiben, allenfalls gefallen lassen. Aber Kemmerich geht total wahllos vor und zeigt damit, dass ihm jeglicher Sinn für das wahre Wesen wissenschaftlicher Arbeit ebenso abgeht, wie dem Blindgeborenen der Sinn für die Farbe. Die wertvollste wissenschaftliche Studie gilt ihm nicht mehr als der albernste Altweiber-Schnickschnack. Er verlangt restlose Gläubigkeit für all und jede Wunder- und Spukgeschichte, die irgendwer irgendwo mal erzählt hat oder gar nur — erzählt haben soll. Sieht man sich Kemmerichs „Gewährsmänner" an, so kann einem der kalte Angstschweiss ausbrechen vor einem derartigen Produkt des zwanzigsten Jahrhunderts! Irgendeine beliebige Schaudermär, die ein Perty, ein Jung-Stilling und ähnliche Autoren vor vielen Jahrzehnten ohne jeden Versuch einer Nachprüfung unbekannten Gewährsleuten nacherzählten, ist Herrn Kemmerich ein rocher de bronce, den keine moderne psychologische Deutelung im geringsten in der Eigenschaft als feststehende und erwiesene wissenschaftliche Tatsache zu erschüttern vermag. Auf Seite 405/6 leistet er sich sogar den besseren Scherz, als Beleg einen Aufsatz eines in weitesten Kreisen unbekannten Kniepf zu zitieren, der sich auf ein altes Buch vom Jahre 1840 beruft, in dem eine Spukgeschichte mitgeteilt wird, die der Verf. brieflich von einem General erfahren hat, der sie in einer alten Urkunde eines Musikers Meyer vom Jahre 1740 gelesen haben wollte, der sie selber im Jahre 1695 (also blos 45 Jahre vor der Abfassung seiner Urkunde) erlebt zu haben vorgab!! Kemmerich fügt zwar hinzu, er wolle dieser Urkunde „keine übermässige Glaubwürdigkeit beimessen" — ein Anfall von kritischem Gefühl, der leider vereinzelt bleibt — aber er füllt doch beinahe zwei Seiten mit der Wiedergabe dieser albernen Geschichte und zeigt damit, dass er noch recht weit davon entfernt ist, ihr die Glaubwürdigkeit abzusprechen. Auf derselben wissenschaftlichen Höhe steht rund die Hälfte des Kemmerichschen „Materials".

Der Vorwurf, dass Kemmerich bislang nicht einmal das Wesen des wissenschaftlichen Arbeitens erfasst hat, lässt sich auch damit belegen, dass der Verf. sich kaum die Mühe macht, bis zu den Originalen selbst hinabzusteigen; zumeist zitiert er nur, was andere nach den Originalen zu melden wissen, und gibt dies auch ganz naiv zu. Kurz und gut, er kompiliert die Kompilatoren. Seine Hauptquellen sind etwa Perty, Jung-Stilling, Aksakow, du Prel, Psychische Studien, Phantasms of the livings usw., dazu eine Anzahl neuerer Schriften, meist nach dem Referat der

— „Psychischen Studien“! Nicht einmal die okkult-gläubige Literatur ist ihm vertraut: Just. Kerner, Egbert Müller, Puls, Flammarion, Lombroso, Lapponi und unzählige andere Werke sind, soviel ich sehe, überhaupt nirgends benutzt, Rochas', Hyslops, Ochorowicz' Studien u. a. werden zwar eingehend besprochen, aber wieder nur nach den einseitig gefärbten Referaten der „Psychischen Studien“, deren gründliche Ausschreibung überhaupt das wesentlichste der Kemmerichschen „Arbeit“ ist. Mit der gegnerischen Literatur sich vertraut zu machen, war Herrn Kemmerich zu mühsam und zu zeitraubend. So kommt es, dass er gelegentlich namhaften Autoren, die er selber nicht gelesen hat, das Gegenteil von dem unterlegt, was sie wirklich gesagt haben. Auf Seite 7 ruft er z. B. Flournoy (den er anscheinend aus des Referenten „Moderner Spuk- und Geisterglauben“ kennt) zum Kronzeugen dafür auf, dass sein Medium Helene Smith „die Unterschrift eines Mannes, der vor einem halben Jahrhundert verstorben ist und die (man beachte den liederlichen Stil!) sie nachweislich niemals zu Gesicht bekommen hat, völlig mit der authentischen übereinstimmend wiedergibt“. Wenn Kemmerich Flournoy gelesen hätte, müsste er wissen, dass dieser umgekehrt die Vertrautheit der Helene mit der Originalschrift als unzweifelhaft hinstellt — die Behauptung ist also glattweg unwahr! Aber dem Autor kommt es eben mehr auf Sensation als auf Verlässlichkeit an.

Ein krasser Fall der grenzenlosen Oberflächlichkeit und Sensationssucht Kemmerichs ist auch seine Auslassung über Em. v. Swedenborg. Auf 5 Seiten erzählt er (S. 250—255) all die „ollen Kamellen“, die über den schwedischen Seher zu Hunderten von Malen berichtet worden sind, und fügt dreist und gottesfürchtig hinzu, diese Geschichte „führt Kant selbst als einwandfrei bezeugt und überzeugend an“. Hätte er Kants Schrift über Swedenborg gelesen, würde er wissen, dass Kant die Geschichten ohne Kommentar erzählt, aber aus seinem eigenen sehr starken Skeptizismus keinen Hehl macht. Es ist also wieder einmal etwa das Gegenteil von dem wahr, was Kemmerich denen, die nicht alle werden, auftischt. Aber Herr Kemmerich hatte natürlich keine Zeit, Kant selbst einzusehen, und gibt auch rundweg zu, dass er seine Schrift nur aus dem Zitat in Ueberwegs „Grundriss der Geschichte der Philosophie“ kenne. Eine ebenso bequeme wie geniale Methode, „wissenschaftliche Werke“ zu schreiben! Dass inzwischen vor 12 Jahren Hoffmann-Königsberg in einer eigenen Schrift die Swedenborg-Legende auf Grund einwandfreien Materials in Grund und Boden zerpflückt und die völlige Gegenstandslosigkeit aller jener Paradegeschichten endgültig erwiesen hat, weiss natürlich Kemmerich nicht. Wie kann man auch einem „Wissenschaftler“ zumuten, Literaturstudien zu treiben, bevor er ein Buch schreibt! Und wenn Kemmerich die Hoffmannsche Schrift gekannt hätte, würde er wahrscheinlich mit Emphase feststellen, dass nur ein Autor die Swedenborgiana angezweifelt hat, während schon Hunderte von Zeitungen sie als Beweis für die übernatürlichen Fähigkeiten des Schweden angeführt haben — und in unserem parlamentarischen Zeitalter gibt doch nun einmal die Mehrheit den Ausschlag: man soll die Stimmen zählen und nicht wägen! Ein gewisser Jemand hat einmal gesagt, die Mehrheit sei der Unsinn, und Verstand sei stets bei Wenigen gewesen. Im Gegensatz hiezu lässt ein Dr. Kemmerich sozusagen durch Mehrheitsbeschluss abstimmen, was wissenschaftliche Wahrheit ist. Kein Wunder, wenn er dann den krassen Ausspruch tut, der den Dilettantismus und die Oberflächlichkeit seiner „wissenschaftlichen“ Denkweise in besonders grelles Licht stellt: „Der Aberglauben des Volkes, die Denkweise der Dilettanten bzw. der nicht an den Universitäten lehrenden Forscher hat auf der ganzen Linie gesiegt“ (S. 25). „Auf der ganzen Linie gesiegt“ — das schmeckt bedenklich nach einem Ausspruch über das deutsche Volk, den Jemand am 9. November auf der Reichstagstreppe tat. Die eine Phrase ist so wahr wie die andere.

Besonders schlecht zu sprechen ist Kemmerich auf Albert Moll, Dessoir und den Referenten, die er die „verstocktesten und seichtesten Bekämpfer des Okkultismus“ (S. 245) nennt. Ersterem sagt er die Liebenswürdigkeit, sein Vortrag über Denkfehler der Okkultismusforschung vor der Berliner Psychologischen Gesellschaft am 28. April 1921 sei das „abschreckendste Beispiel gröbster Verirrungen auf materialistischer Seite“ (S. 249). Referent kennt diesen Vortrag bisher leider nicht, vermutet aber auf Grund dieser Anrempelung, dass er eine psychologisch besonders wertvolle Aufklärungsarbeit darstellt. Während Kemmerich derartige rabiate Vertreter eines „verstockten“ Skeptizismus als völlig minderwertig ablehnt, scheinen ihm Aussagen von Kindern über ihre Wahrnehmungen besonders wertvoll und beweiskräftig zu sein!! Bei der Erörterung der Spukphänomene, von denen er übrigens gerade die wichtigsten und meistgenannten nicht einmal kennt, beruft er sich zum Beweis der Realität ausdrücklich auf die kindlichen Zeugen mit der köstlichen Begründung (S. 337): „Denn dass die harmlosen Kinderseelen weder durch Suggestion noch durch die Autosuggestion beeinflusst sein

konnten, liegt auf der Hand"!! — Es lebe das Gewäsch als wissenschaftliches Beweismaterial!

Dieser eine zitierte Satz genügt wohl, um Herrn Kemmerich als „Forscher" zu richten. Wie ein so leichtsinniger und oberflächlicher Zusammenschreiber jemals seinen Doktortitel erlangen konnte, wissen die Götter — jedenfalls hat er diesen Ehrentitel übel kompromittiert! Das ganze neueste Opus des schreibseligen Verfassers mutet an, als sei es ihm nur darauf angekommen, ein möglichst sensationelles und möglichst dickes Buch in möglichst kurzer Zeit zusammenzuschmieren. Das mag geschäftstüchtig sein im selben Sinne, wie es die Arbeit des Verfassers eines blutrünstigen oder lüsternen Kinodramas ist; mit Wissenschaft aber hat ein derartiges Werk nicht mehr zu tun als das Kinodrama mit Kunst! Dass derart blödes Gefasel als „wissenschaftliche" Untersuchung heute auf den Markt geworfen werden kann, ist, rund herausgesagt, eine Frechheit und überdies auch ein „Kultur-Kuriosum" unserer entarteten Zeit, aber kein ehrenvolles, denn es beweist, dass die sensationslüsterne Schundliteratur, die es bisher nur in der Belletristik gab, anfängt, auch das heilige Gebiet der Wissenschaft zu erobern. Dr. R. Hennig.

**Richard Müller-Freienfels.** Persönlichkeit und Weltanschauung. Psychologische Untersuchungen zu Religion, Kunst und Philosophie. Leipzig-Berlin, Teubner, 1919, 274 S.

Das Werk bildet die Nutzanwendung der Typenlehre, wie sie in früheren Schriften von Müller-Freienfels entwickelt wurde. Nicht nur Religion und Kunst, die uns als Spiegel schöpferischer Individualitäten geläufig sind, auch die Philosophie, die Weltanschauung im engeren Sinne, wird in ihrer Bedingtheit durch die psychische Eigenart des Denkers nachgewiesen.

So sehen wir in den Werken der Stoiker und Pessimisten, Beethovens und Michelangelos das „herabgesetzte Ichgefühl", bei Plato und Nietzsche, Rubens und Mozart das frohe und stolze „gesteigerte Ichgefühl", sich offenbaren. In Aristophanes und Voltaire, Lessing und Schopenhauer betätigt sich der „aggressive Typus", der entgegengesetzte der Sympathiegefühle im Christentum, in Jean Paul und Dickens, Tolstoi und Dostojewski. Auch der erotische Trieb hat seinen Typ, der in Künstlern wie Wedekind, in Denkern wie Weininger und Freud zutage tritt. Die Differenz der Gefühls- und Verstandesmenschen schafft in der Religion den alten Gegensatz der theologischen Formalisten und der Mystiker, während uns der Willensmensch z. B. in Gestalten wie Johannes Müller entgegentritt; in der Philosophie illustrieren Aristoteles, Rousseau und Fichte den gleichen Unterschied. Der Sinnesmensch drängt in der Philosophie zum Empirismus und Materialismus, der abstrakte Typus dagegen zum Apriorismus und Spiritualismus. Pluralisten wie Leibniz und James befehden sich mit Vereinheitlichern wie Spinoza und Hegel.

Der psychologisch interessanteste der vom Verfasser geschilderten Gegensätze ist derjenige des Statikers und Dynamikers. Der erstere betont das Ruhende, Beharrende in der Welt, wie es die griechische Kunst der Blütezeit, die eleatische Philosophie, der romanische Baustiel tut; der letztere beobachtet mehr das dramatisch und unruhevoll Bewegte; dynamisch veranlagt ist das deutsche Volk in fast all seinen Schöpfungen oder Dickens in seiner Neigung, zuständliche Schilderungen in Vorgänge und Aktionen aufzulösen. Trotz der Zweifel des Verfassers scheint es mir unbestreitbar, dass wir die Ursache dieser Differenz in den Vorstellungstypen zu suchen haben: Der Augenmensch ist Statiker, Dichter wie Goethe, G. Keller oder G. Hauptmann, die enge Beziehungen zur bildenden Kunst haben, gelangen zu einer stillen Beschaulichkeit oder marmornen Ruhe auch in ihren literarischen Werken, und jeden noch so dynamisch Veranlagten überkommt beim andauernden Schauen in einer Gemäldegalerie das abgeklärte Gefühl des Statikers. — Diesem Gegensatze subsumiert nun aber Müller-Freienfels einen anderen, der nur halb mit ihm solidarisch ist: den der beiden Typen, deren einem das Ewig-Gültige, von allem Jetzt und Hier Unabhängige, dem anderen die Entwicklung, das Aktuelle und Moderne als Ideal vorschwebt. Wie ich schon in meiner „Psychologie des modernen Zeitgeistes" nachzuweisen suchte, sind der Ewigkeits- und der Entwicklungsmensch nur Teilerscheinungen des abstrakten und konkreten Typus, und Charaktere wie Lipps oder Eucken beweisen, dass man sehr wohl überall das absolut gültige Ewige betonen und dennoch ausgeprägter Dynamiker sein kann.

Sehr leicht kann man den Zusammenhang zwischen geistiger Schöpfung und Individualität zum Ausgangspunkt eines zersetzenden Psychologismus und

Relativismus machen, der alle absolute Wahrheit und Schönheit bestreitet, weil ja doch jeder Typus seine eigene habe. Um so mehr wollen wir betonen, dass die Typenlehre zu dieser Dynamitardenrolle nicht taugt. Nicht nur zum Erfinden von Subjektivitäten, sondern auch zum Finden allgemeingültiger Wahrheiten gehört mitunter ein ganz individueller Typus. Geranien kann der Rotgrünblinde nicht finden; sind die Geranien darum ein subjektiver Einfall des Farbentüchtigen? Den Empirismus konnte nur der zum Sinnlichen, Konkreten, Handgreiflichen, praktisch Brauchbaren hingewandte englische Volksgeist entwickeln; trotzdem unterwarf sich der Empirismus, einmal gefunden, auch das rationalistische Frankreich und das dogmatische Deutschland, hatte also überindividuelle, vom Typus unabhängige Geltung. Die Euckensche Philosophie mit ihren ewigen, aus den launischen Fluten des Kulturstromes emporsteigenden Erkenntnissen und Werten bildet hier eine vortreffliche Korrektur.

Dr. Richard Baerwald, Halensee.

Die Verwahrlosung, ihre klinisch-psychologische Bewertung und ihre Bekämpfung. Für Pädagogen, Aerzte und Richter. I. Teil: die Verwahrlosung der Knaben von Privatdozent Dr. **A. Gregor,** Oberarzt an der Heilanstalt Dösen und dem Heilerziehungsheim Kleinmeusdorf. II. Teil: Die Verwahrlosung der Mädchen von Dr. **A. Gregor** und Dr. **Elise Voigtländer,** wissenschaftl. Assistentin. Verlag von S. Karger, Berlin 1918, 585 S.

Jetzt, wo man fortwährend etwas von der Verwahrlosung der Jugend hört, erscheint gerade zur rechten Zeit dieses Buch über die Verwahrlosung, ihre klinisch-psychologische Verwertung und ihre Bekämpfung. Das Buch zerfällt in zwei Teile: Die Verwahrlosung der Knaben, und die Verwahrlosung der Mädchen. Als Material dient die Beobachtung an einer Anstalt für Verwahrloste, dem Heilerziehungsheim Kleinmeusdorf. Es muss sogleich gesagt werden, dass die Verwertung des Materials, und die Durcharbeitung schlechterdings mustergültig sind. Auch wer sich viel mit diesen Dingen beschäftigt hat, wird gänzlich Neues aus diesem Werke entnehmen können. Namentlich interessiert es zu erfahren, dass in einer grossen Zahl von Fällen die Voraussage bezüglich der späteren Bewährung im Leben nicht so schlecht gestellt werden darf, wie man es bisher vielfach getan hat. Ferner ist sehr bemerkenswert, dass relativ mehr schulentlassene Mädchen verwahrlosen, als schulpflichtige; und dass im Gesamtmaterial verwahrloster Knaben und Mädchen, die schulentlassenen Mädchen eine besondere Stellung einnehmen. Es zeigt sich bei den Mädchen den Knaben gegenüber eine Verschiebung vom Bösartigen zum Gutmütigen. Die tabellarische Uebersicht zeigt, dass der Belastungsfaktor eine recht grosse Rolle spielt, dass aber auch die äusseren Umstände — und darauf möchte Referent besonders hingewiesen haben — in keinem Falle fehlen. — Ausdrückliche Beziehungen auf den Krieg sind in einer grossen Reihe von Fällen erwähnt. Dreiviertel der Fälle zeigen neurologische Symptome. Unter den Mitteln und Wegen zur Bekämpfung der Verwahrlosung sind zu nennen: dass in den Bezirken, in denen Erziehungsheime bestehen, eine Art poliklinischer Sprechstunde eingeführt wird, in welche die hilfesuchenden Eltern von den Behörden gewiesen werden. Die Anregung hätte in der Mehrzahl der Fälle von der Schule auszugehen, wobei der Lehrer von geeigneten Fachleuten zu unterstützen ist. Eine Sichtung der einzelnen Fälle ist von grosser Wichtigkeit; ebenso die rechtzeitige Durchführung des Heilerziehungsverfahrens. Die Einteilung der Formen moralischer Entwicklung in:

moralische Intaktheit,
moralische Schwäche,
moralische Minderwertigkeit (in oder mit dem Zug der Bösartigkeit),
asoziale Neigungen,
moralische Indifferenz

scheint nicht ganz unbedenklich; wenn auch später noch genauere Unterscheidungsmerkmale gegeben werden. Die Untergruppe der Asozialen, die pathologischen Schwindler und Lügner scheinen nur wenig Berücksichtigung gefunden zu haben. Auf den weiteren Inhalt soll hier nicht eingegangen werden; wenn irgend etwas zu nennen wäre, was vielleicht in einer späteren Auflage Berücksichtigung finden kann, so wäre es das, dass einige der Grundbegriffe noch etwas schärfer herausgearbeitet werden. Jedenfalls werden Pädagogen, Aerzte und Richter für die das Buch bestimmt ist, es mit grossem Nutzen lesen.

G. Flatau, Berlin.

**Paul Flechsig.** Anatomie des menschlichen Gehirns und Rückenmarks auf myelogenetischer Grundlage. Leipzig, Georg Thieme, 1919, I. Band mit 25 Tafeln und 8 Figuren im Text, 68 Seiten Text.

Der erste Band des lange erwarteten Werkes von Flechsig ist erschienen. Wer sich die Fähigkeit, bei wissenschaftlichen Grosstaten Dankbarkeit und Bewunderung zu empfinden, bewahrt hat, hat bei diesem Werke reichlich Gelegenheit. Eine Grosstat ist das Werk schon mit Rücksicht auf die gegenwärtigen schwierigen technischen Verhältnisse, die wissenschaftlichen Werken und besonders Tafelwerken entgegenstehen. Eine Grosstat ist das Werk aber auch durch seinen Gehalt. Fast ein Vierteljahrhundert hat Flechsig auf die Einlösung seines 1896 gegebenen Versprechens warten lassen. Mancher hat wohl nicht geglaubt, dass uns der grosse Gehirnforscher das Werk überhaupt noch schenken würde. Umsomehr wird man dem Verfasser Dank schulden, dass er in so schwierigen Zeiten seine Zusage eingelöst hat. Zwei Bände fehlen noch; hoffen wir, dass sie in nicht zu ferner Zeit erscheinen und das wichtigste Lebenswerk Flechsigs auch für die zukünftigen Generationen bringen werden. Auch diejenigen Aerzte, die sich mit der Gehirnanatomie nicht speziell beschäftigt haben, wissen, dass Flechsig den grössten Wert auf die myelogenetische Differenzierung im Gehirn legte, d. h. die Markbildung als wesentliche Forschungsmethode für die Gehirnanatomie begründet hat. Man hat Flechsig angegriffen oder vielmehr die Bedeutung seiner Forschungen herabzusetzen versucht, indem man die Differenzierung nach der Markbildung als anatomisch wertlos ansah, da die Bilder nicht scharf genug seien. Wer die wunderbaren Tafeln dieses Werkes sieht, wer die kurzen, aber inhaltsreichen Erklärungen dazu liest, wird zu anderer Ansicht kommen müssen. Es handelt sich in dem vorliegenden ersten Bande um die makroskopische Darstellung der verschiedensten Entwicklungsstufen, wie sie Flechsig an 29 Gehirnen von Föten und Kindern gefunden hat. Er wird im zweiten Bande die mikroskopischen Untersuchungen bringen und im dritten die Markscheidebildung von der rechtzeitigen Geburt bis zur makroskopischen Vollendung des Projektionssystems. Die engen Beziehungen zwischen dieser Art Gehirnforschung und Psychologie werden sich wahrscheinlich erst nach Erscheinen des dritten Bandes ergeben; aber schon dieser erste Band lässt die Bedeutung der Methode auch für die Psychologie erkennen. Die Existenz gewisser myelogenetischer Rindenfelder macht sich auch in der Schädelform, speziell der menschlichen, äusserlich geltend. Den Scheitel- und Stirnhöckern entsprechen nach Flechsig genau bestimmte Terminalgebiete. Die Höcker sind nichts als der Ausdruck der starken Entwicklung dieser den höchsten psychischen Funktionen dienenden Felder beim Menschen. Die primären Sinnessphären haben beim Menschen im Verhältnis zu den Assoziationszentren nur einen verschwindenden Einfluss auf die Schädelform, die Zusammensetzung der Grosshirnrinde aus besonderen Organen gibt sich also tatsächlich, wenigstens teilweise, äusserlich kund. Aber freilich schränkt Flechsig dies ein, und er wird später die Grenzen genau feststellen. Wer etwa glaubt, dass Flechsig hiermit sich als Phrenologe im Sinne Galls bekennt, irrt sich; denn nur in gewissen weiten Grenzen glaubt er, solche örtliche Beeinflussung der Gestaltung der Schädelform entsprechend der Grosshirnrinde annehmen zu sollen. Ja, er glaubt nicht einmal, dass es gelingen kann, zwischen dem Gewicht des Gehirns und den psychischen Leistungen einfache gesetzmässige Beziehungen aufzufinden. Der grosse Anteil, besonders der frontalen und parietalen Terminalgebiete, schwankt innerhalb weiter Grenzen und dementsprechend der der Schädelformen. Ueberaus merkwürdig ist der Flechsigsche Befund über den Unterschied von männlichen und weiblichen Neugeborenen. Bei ersteren könne man durchschnittlich eine relativ geringere Entwicklung des frontalen, bei weiblichen des parietalen Terminalgebietes nachweisen. Je mehr man geneigt ist, die Geschlechtsunterschiede für Neugeborene zu negieren und möglichst viel nur der individuellen Erziehung beizumessen, um so bedeutsamer sind Befunde, wie sie in dieser Beziehung Flechsig erhoben hat. Dr. Albert Moll.

**Kurt Singer.** Leitfaden der neurologischen Diagnostik, eine Differentialdiagnose aus den führenden Symptomen für praktische Aerzte und Studierende. Mit 33 Abbildungen. Berlin u. Wien 1921, Urban & Schwarzenberg, 201 S.

Es ist eine besondere Methode, die Singer in seinem Buch anwendet, das Aerzten und Studenten als Wegweiser für die Diagnose dienen soll. Er gibt uns nicht ein Buch, das anderen Lehrbüchern über die Diagnostik Konkurrenz macht; er sucht vielmehr einen anderen Weg. Von dem einen oder anderen besonders hervortretenden Symptom ausgehend, lehrt er, wie man durch Benutzung und Gliederung der anderen Symptome zu einer korrekten Diagnose geführt wird. Ein Beispiel: Es gibt eine ganze

Reihe Krankheiten, bei denen der Muskelschwund das auffallende Symptom ist, ihm widmet Singer ein eigenes Kapitel. Unter dieser allgemeinen Gruppe beschreibt er dann die verschiedensten Affektionen: den Muskelschwund bei peripherer Lähmung, bei zentralen Prozessen, bei neuritischen und auch bei systematischen Erkrankungen, z. B. der amyotrophischen Lateralsklerose, der Syringomyelie und Bulbärparalyse. Oder, um ein anderes Beispiel zu nehmen, er betrachtet die Gehstörungen und unterscheidet diejenigen, die durch Schmerzen bedingt sind, wobei er der Ischias und der Lumbago besondere Ausführungen widmet, und geht dann auf die verschiedenen Gangarten, denen die verschiedensten Krankheiten zugrunde liegen, über. Dies Verfahren übt er bei Zuckungen, Krämpfen, Zittern, Kopfschmerz, Schwindel, Bewusstlosigkeit, Sprachstörungen usw. Dabei stellt er die physiologischen Vorgänge an die Spitze der Ausführungen des einzelnen Kapitels, so dass man in der Lage ist, sich auch sofort darüber zu unterrichten, welche Erkrankungen überhaupt bei dem einzelnen Symptom in Frage kommen.

Wenn man diese Methode der Darstellung richtig werten will, muss man berücksichtigen, dass das Buch für Aerzte und Studierende geschrieben ist. Doch wird auch dem Spezialarzt manches durch diese Gruppierung besonders bewusst. Die Darstellung schliesst sich eng an jene Methode an, die die grossen Kliniker gelehrt haben und die sich nicht gerade auf Nervenkrankheiten bezog, die Methode, die von den auffallenden Symptomen ausging.

Ludwig Traube, Leyden, Frerichs legten in ihren Vorlesungen sehr oft besonderes Gewicht darauf, dass der Studierende seine Beobachtungsgabe schärfte und er zunächst nach auffälligen Symptomen suchte, beim Diabetiker z. B. auffallend grosse Urinmenge, bei Pneumoniekranken Veränderung der Atmung, den eigentümlich gefärbten Auswurf oder beim Scharlach den spezifischen Hautausschlag auf den ersten Blick finden lernte und so zur Diagnose kam.

So sehen wir, wenn auch in anderer Form, die Methode der alten Kliniker in diesem Buch fortgesetzt und für die neuere Neurologie angewendet von Singer. Es werden daher die Krankheiten nicht, wie es im allgemeinen in Lehrbüchern geschieht, nach der pathologischen Anatomie oder anderen Grundsätzen, sondern es werden ganz verschiedene Erkrankungen in einem Kapitel besprochen, wenn sie dasselbe auffallende Symptom darbieten. Von diesem ausgehend, will Singer erst die differentielle Diagnose besprechen und so die einzelnen Krankheiten voneinander trennen lehren. Die Arbeit wird in medizinisch pädagogischer Richtung ausserordentlich befruchtend wirken.

Dr. Albert Moll.

**Oswald Bumke.** Die Diagnose der Geisteskrankheiten. Wiesbaden 1919, Verlag von J. F. Bergmann, 657 S.

Ein Werk, wie es uns in neuerer Zeit schon lange fehlt, hat uns der Verfasser gebracht. Es behandelt nicht bloss die allgemeine Diagnostik, sondern auch die spezielle. Im allgemeinen Teil sind die Anamnese und die Symptomatologie besonders behandelt, während im speziellen Teil die einzelnen Erkrankungen besprochen sind. Nicht nur der praktische Arzt, sondern auch der Facharzt wird aus dem vorliegenden Werk Belehrung schöpfen. Man erkennt sofort, dass es ein Arzt mit aussergewöhnlich grosser Erfahrung geschrieben hat. Dabei ist ihm noch der Umstand zugute gekommen, dass er sein Material in verschiedenen Orten sammeln konnte.

Was die Einteilung der Psychosen anlangt, so bringt der Verfasser fünf Gruppen, ohne sich in der speziellen Diagnostik stets aber daran zu halten, da diese nach rein praktischen diagnostischen Gesichtspunkten erfolgt. Er unterscheidet organische Psychosen, toxisch bedingte Psychosen, Infektionspsychosen, systematisch unklare Psychosen und funktionelle Störungen. In diesen fünf Gruppen sucht er die einzelnen Psychosen unterzubringen. Wie man ohne weiteres erkennt, ist diese Einteilung nicht streng logisch, da die organische Psychose und die funktionellen Störungen genau genommen das Gebiet erfassen müssten. Aber bei der mangelhaften Erforschung und bei der klinischen Sonderstellung vieler Gruppen würde eine Scheidung in organische und funktionelle Psychosen in der Tat unmöglich sein. Bei vielen Fällen wissen wir noch nicht, ob sie organisch oder funktionell sind. Ueberaus lehrreich sind im allgemeinen Teil die körperlichen Störungen. Sie zeigen trotz aller Unvollkommenheit der bisherigen Feststellungen doch eine ganze Reihe Symptome, die noch nicht so allgemein bekannt sind und auch in Lehrbüchern der Psychiatrie zuweilen nicht die Berücksichtigung finden, die sie verdienen.

Dr. Albert Moll.

**Joseph Fröbes, S. J.** Lehrbuch der experimentellen Psychologie für höhere Schulen und zum Selbstunterricht. Herder & Co., G. m. b. H., Verlagsbuchhandlung, Freiburg i. B. 1915/20.

Das Werk von Fröbes tritt aus dem Schema der meisten Werke über experimentelle Psychologie heraus. Es handelt sich nicht nur um das Ergebnis der experimentellen Erfahrungen des Autors, sondern um ein allgemeines Lehrbuch. Es ist wohl alles berücksichtigt, was überhaupt auf diesem Gebiet an wesentlichem geleistet worden ist. Fröbes beansprucht nicht, Fachmann in allen Einzelgebieten zu sein. Er hat deshalb die Literatur mit Unterstützung hervorragender Fachmänner eingehend berücksichtigt. Das Buch ist aus eigenem langjährigen Unterricht hervorgegangen. Die Vielheit der Probleme, die der Verfasser bringt, in Verbindung mit der Klarheit des Stils und den erläuternden Abbildungen werden das Werk die Aufgabe erfüllen lassen, die der Verfasser mit dem Titel selbst bestimmt. Er bezeichnet es als ein Werk für höhere Schulen und zum Selbstunterricht. Wer sich über die vielen Probleme unterrichten will, wird beim Nachschlagen in diesem Werke seine Wünsche erfüllen können. Es ist ausgezeichnet durch eine grosse Kenntnis der Literatur. Geisteskrankheiten, angewandte Psychologie, Gedankenlesen, Hypnose, Gedächtniskünstler, der sog. Fernsinn der Blinden, Charakterzüge einzelner Menschenkategorien, z. B. der Geizigen, das Wesen des Komischen, sind ebenso berücksichtigt, wie die gewöhnlichen Probleme der experimentellen Psychologie. Man wird dem Verfasser danken können, dass er uns ein derartig vollständiges Buch gebracht hat, das durch die guten Autoren- und Sachregister noch erheblich gewinnt. Dadurch ist es zu einem wirklichen Nachschlagewerk geworden.

Dr. Albert Moll.

**Max Dessoir.** Vom Jenseits der Seele. 4. u. 5. Aufl. Verlag von Ferdinand Enke, Stuttgart 1920.

Dessoirs Buch ist ein inhaltreiches Werk, das in die Tiefe des Okkultismus dringt. Es zerfällt in folgende Teile: Parapsychologie, Spiritismus, Geheimwissenschaft, Magischer Idealismus. Dessoir kommt im wesentlichen zu einem negativen Ergebnis. Ihm scheinen, soweit man erkennen kann, die Täuschungsmöglichkeiten viel zu gross zu sein, als dass er die bisherigen Veröffentlichungen als beweisend ansieht. Er hat, wie bekannt ist und man auch aus dem Buche ersieht, mit vielen und auch bekannten Medien Untersuchungen angestellt, ohne dabei aber zu einem positiven Ergebnis gekommen zu sein. Ebenso wie dem sonstigen Okkultismus steht Dessoir den Geheimwissenschaften gegenüber, die er davon trennt. Er rechnet zu ihnen Kabbalistik und Theosophie, zu der er wieder die Rassenmystik, die Christian Science, den Neu-Buddhismus und die Anthroposophie rechnet; besonders letztere lehnt er auf das entschiedenste ab.

Was das Buch von vielen anderen auszeichnet ist, dass es auch ernste philosophische Gedanken enthält, die sich besonders in dem letzten Kapitel über magischen Idealismus finden.

Dr. Albert Moll.

**Magnus Hirschfeld.** Sexualpathologie. 3 Teile. Bonn 1917/1920. A. Marcus & E. Webers Verlag, 830 S.

Das umfangreiche mit einer Reihe Abbildungen versehene Werk von Hirschfeld bringt viele Einzelheiten auf dem Gebiet der Sexualpathologie. Das Material, das dem Leser geboten wird, ist ausserordentlich gross.

Die einzelnen Abschnitte von Hirschfelds Buch sind die folgenden: Geschlechtsdrüsenausfall, Infantilismus, Frühreife, Sexualkrisen, Onanie, Automonosexualismus, Hermaphroditismus, Androgynie, Transvestitismus, Homosexualität, Metatropismus, zu dem er u. a. den Sadismus und Masochismus rechnet, Fetischismus, Hypererotismus, Impotenz, Sexualneurosen und Exhibitionismus. Schon aus dieser Aufstellung erkennt man, wie viele Materien in dem Buche behandelt werden.

Was die Einzelheiten des Werkes betrifft, so sind dem Verfasser viele Erfahrungen aus seiner eigenen Tätigkeit zugute gekommen, aber er sucht auch Erfahrungen anderer, wenn auch sehr unvollständig und oft nur ganz einseitig zu benutzen. Während sich an einigen Stellen eine gewisse objektive Betrachtung zeigt, wird man an anderen Stellen teils unrichtige Angaben, teils falsche Deutungen finden. Dass dies bei dem Lieblingsgebiet des Verfassers, der Homosexualität auch der Fall ist, ist nicht verwunderlich, da er zwar ein grosses Material kennt, aber dieses von jeher falsch beurteilt hat, wie ich schon bei den verschiedensten Gelegenheiten nachgewiesen habe.

Auch sonst finden sich viele unrichtige Angaben. Er spricht vom genitalen Pruritus und den Folgeerscheinungen örtlicher Reizzustände im Klimakterium. Mit Recht betont er, dass in diesem Alter eine depressive Stimmungslage das Häufigere sei: Aengstlichkeit, Mutlosigkeit usw. Aber wenn er schliesslich behauptet, dass die Hälfte aller Selbstmorde von Frauen zwischen dem 40. und 50. Lebensjahre vorkommen, so weiss ich nicht, woher er diese Kenntnis hat. In den Statistiken, die ich gefunden habe, ist davon nicht die Rede. Havelock Ellis bringt z. B. eine preussische

Statistik; danach kamen unter 1297 Fällen von Selbstmord bei Frauen 198 im Alter von 40 bis 50 Jahren vor, d. h. noch nicht der sechste Teil aller Fälle; häufiger war die Zahl sogar zwischen 30 und 40 Jahren, fast ebenso häufig die zwischen 50 und 60 Jahren. Nach einer anderen Statistik aus Frankreich kommen die meisten Selbstmorde bei Frauen zwischen 15 und 30 Jahren vor. Es wäre interessant zu wissen, woher Hirschfeld seine Statistik entnommen hat und zwar um so wichtiger, als das Werk auch sonst viele unrichtige Angaben bringt.

Von seinen nicht immer richtigen Theorien ausgehend, rechnet er den sog. Transvestitismus zu den Geschlechtsübergängen; er erwähnt hier nicht einmal die feine psychologische Theorie von Havelock Ellis, der gerade zu dem entgegengesetzten Resultat kommt. Ich habe an anderer Stelle gezeigt, dass die Fälle ganz verschieden liegen. Ebenso steht es mit Auseinandersetzungen über Homosexualität. Die homosexuelle Konstitution stehe im engsten Zusammenhang mit einer spezifischen Konstitution der gesamten Persönlichkeit, eine Behauptung, die auch dadurch nicht richtig wird, dass sie fett gedruckt ist. Weiss Hirschfeld noch immer nicht, dass eine grosse Anzahl Homosexueller sich körperlich und seelisch, abgesehen von der abnormen Triebrichtung, ebenso verhalten wie Heterosexuelle? Der Verfasser sagt weiter, er habe noch keinen Homosexuellen normal werden sehen. Ich habe übrigens auch Fälle ganz normal werden sehen, die Hirschfeld selbst für homosexuell erklärt hat. Sie leben unbehelligt von irgendwelchen homosexuellen Vorstellungen und Trieben in den glücklichsten Ehen. Auch darauf muss hingewiesen werden, dass Hirschfeld die Steinachschen Befunde von den beachtenswerten Unterschieden der Hoden der Homosexuellen als gesichert bringt, obwohl die hervorragendsten Forscher auf diesem Gebiet solche Unterschiede bestreiten.

Das Kapitel über Exhibitionismus ist bemerkenswert schwach. Schon der verstorbene Arthur Leppmann hat darauf hingewiesen, dass es nicht angängig ist, den Exhibitionismus nun auch in Hirschfeldscher Art zu erklären. Hirschfeld geht die Fähigkeit zu einer psychologischen Betrachtungsweise hier eben ab, wie in anderen Fällen.

Eine Bemerkung: Hirschfeld erklärt, dass seinem Institut wiederholt Exhibitionisten von behördlicher und privater Seite überwiesen worden seien, denen aufgegeben war, sie sollten innerhalb einer bestimmten Zeit eine Bescheinigung beibringen, dass sie sich in ärztliche Behandlung begeben hätten. Unter dieser Bedingung würde von einer strafrechtlichen Verfolgung abgesehen werden. Welche Behörden mögen das wohl gewesen sein? Eine Antwort auf diese Frage wäre sehr wünschenswert. Die Art der Hirschfeldschen Begutachtungen ist schon wiederholt kritisiert worden. Sollte es aber wirklich im Deutschen Reiche eine Behörde geben, die einem bestimmten Arzt kriminelle Fälle zuweist und von der nach dem Delikt einsetzenden Behandlung — Hirschfeld sagt: „in Behandlung begeben hätten“, nicht einmal „in Behandlung waren“ — es abhängig macht, ob die Betreffenden verfolgt werden oder nicht, so wäre das ein Rechtsbruch allerschlimmster Art. Ich erhebe entschieden Einspruch dagegen, dass in dieser Weise die Rechtslage herabgewürdigt wird, und zwar um so mehr, als die Perversen mit Vorliebe dann immer zu den Aerzten kommen, wenn sie straffällig geworden sind, vorher meistens die Aerzte nicht aufsuchen. Die Frage, welche Behörden sind es, die Hirschfeld meint, wird unbedingt beantwortet werden müssen. Es liegt übrigens die Gefahr vor, dass „Kleptomanen“, Pädophile usw., wenn sie eine strafbare Handlung begehen, sich schnell in ärztliche Behandlung begeben, um ausser Verfolgung gesetzt zu werden. Was dem Exhibitionisten recht ist, ist dem Kleptomanen billig.

Ich habe im Vorhergehenden eine grosse Anzahl Ausstellungen an dem Hirschfeldschen Buche gemacht; das soll mich aber nicht abhalten, es zur Lektüre kritisch veranlagten Personen zu empfehlen. Die guten Namen- und Sachregister erleichtern das Nachschlagen. Das Inhaltsverzeichnis scheint allerdings etwas auf Sensationen eingestellt, und es wäre wünschenswert, dass bei einer neuen Auflage die vielen sensationsartigen Stichwörter eine Abänderung erführen. Aber wie gesagt, nur kritisch Veranlagte sollten das Buch lesen. Andere werden daraus nicht Belehrung schöpfen, sondern im wesentlichen ganz einseitig informiert werden. Dr. Albert Moll.

**Max Levy-Suhl.** Die Hypnotische Heilweise und ihre Technik. Verlag von Ferdinand Enke, Stuttgart 1922.

Das kleine Buch von Levy-Suhl wird hauptsächlich Praktikern von Nutzen sein. Von den 141 Textseiten sind dem theoretischen Teil nur 50 gewidmet. Der Schwerpunkt liegt auf der praktischen Anwendung durch den Arzt. Das Werkchen von Baierlacher, im Jahre 1889 erschienen, ist heute teilweise veraltet. Um so mehr ist es zu begrüssen, dass, in den Bahnen dieses ausgezeichneten verstorbenen

Arztes wandelnd, Levy-Suhl die Hypnose und ihr nahestehende andere Heilmethoden, z. B. die Suggestionstherapie und die Psychoanalyse, bespricht, das für den Praktiker Notwendige herausholt und damit denen, die sich möglichst schnell über das Gebiet unterrichten wollen, einen brauchbaren Leitfaden gegeben hat.

Dr. Albert Moll.

# Verschiedenes.

## Leo Hirschlaff †.

Am 25. August 1921 starb Leo Hirschlaff, einer der auf dem Gebiet des Hypnotismus, der Suggestion und der Psychotherapie im allgemeinen verdientesten Forscher.

Geboren am 23. Januar 1874 zu Berlin, studierte er Philosophie und Medizin von Ostern 1892 bis 1896. Er promovierte sowohl in der philosophischen wie in der medizinischen Fakultät. Am 1. Juli 1897 bestand er das medizinische Staatsexamen. Er liess sich Oktober 1897 in Berlin als praktischer Arzt nieder und praktizierte seitdem in den letzten Jahren, während deren er sich hauptsächlich den Nervenleiden und wissenschaftlichen Forschungen zuwendete.

Bekannt geworden ist er u. a. durch die neue Bearbeitung des ursprünglich von Max Hirsch herausgegebenen Lehrbuches über Hypnotismus und Suggestiv-Therapie. Die später erschienene Neuauflage trägt einen vollständig selbständigen Charakter, und durch seine zahlreichen praktischen Erfahrungen sowie wissenschaftliches Denken war er besonders dazu befähigt. Er hat sich auch einen guten Namen durch besondere Arbeiten gemacht, die sowohl für die Praxis wie für die Forschung Bedeutung haben. So hat er die Ruhe-Uebungen geschaffen und zu einem selbständigen System ausgebildet. Wissenschaftlich hat er die Theorien über Suggestion und Hypnose erheblich gefördert. Er kam zu der Ueberzeugung, dass, was dem Hypnotisierten suggeriert wird, nicht ein voller Ichbestandteil desselben wird, sondern dass er sich Mühe gibt, den Suggestionen Folge zu leisten und dabei aktiv mitzuwirken.

Bahnbrechend hat er gewirkt durch seine gründliche Arbeit über die Suggestion und Erziehung, in der er die Grenzen der Suggestion für die Verwertung in der Pädagogik sehr eng zog. Ein ferneres Verdienst von ihm ist es, dass er sich gegen die Hypnotisierung durch Laien und die dadurch den Kranken drohende Gefahr auf das schärfste gewendet hat.

In der Praxis war er ein Typus des Arztes, der keinen Unterschied zwischen arm und reich, zwischen hoch und niedrig kennt. Am Tage durch seine umfangreiche Praxis in Anspruch genommen, versagte er auch des Nachts nicht den Armen seine Hilfe. Als der Weltkrieg ausbrach, stellte er sich sehr bald freiwillig zur Verfügung. Als Arzt an der Front erlitt er durch eine Schrapnellkugel eine schwere Beinverletzung, als er den Verwundeten der ihm zugewiesenen Truppe in ihrer Stellung zu Hilfe eilen wollte. Schwere Dysenterie und Sepsis suchten ihn im Felde heim, und es scheint, dass dort der Keim zu der Krankheit gelegt wurde, der er schliesslich erlag.

Seinen baldigen Tod sah er seit einiger Zeit voraus, und er rüstete alles was er konnte, seinen Angehörigen sein eigenes Sterben zu erleichtern. Als Stoiker ist er durchs Leben gegangen, als Stoiker gestorben. Er ist als Glücklicher durchs Leben gegangen. Glücklich war er nicht nur in seinem Familienleben und in seiner ärztlichen Tätigkeit, sondern auch als Mensch im allgemeinen, da das Gefühl erfüllter Pflicht ihm wie wenigen über alles ging und ihn das Glück fühlen liess.

Ein umfangreiches Werk über Psychotherapie, das er vollendet hinterlassen hat, wird hoffentlich den Lebenden noch einen Beweis seines umfangreichen Wissens und Könnens bringen.

Dr. Albert Moll.